

Inhalt

	<i>Kartengebiet Nauderer Berge und Glockturmkamm</i>	
<i>Dieter Seibert:</i>	Unterwegs in den Nauderer Bergen und im Glockturmkamm	5
<i>Ludwig Thoma:</i>	2000 Jahre Nauders Eine kulturgeographische Betrachtung	11
<i>Hanns Kerschner:</i>	Zeugen der Klimageschichte im oberen Radurschital	23
<i>Christine Schemmann:</i>	Wiedersehen nach 1000 Jahren Das Hohenzollernhaus im Sturm eines halben Jahrhunderts	29
	<i>Bergsteigen allgemein</i>	
<i>Elmar Landes:</i>	Genau weiß ich nur, warum ich nicht Fußballer geworden bin	49
<i>Fritz März/Pit Schubert/ Martin Lutterjohann/ Ludwig Bertle:</i>	Zwischen Freiheit und Reglementierung: Bergsteigen heute Stellungnahmen	55
<i>Fritz Schmitt:</i>	Ja, mir san mit'n Radi da Nostalgische Bemerkungen zur alpinen Zeitgeschichte	67
<i>Heinz Mariacher:</i>	Im Zweifel zugunsten der Dolomiten Spitzenklettern in den Alpen	79
<i>Reinhard Karl:</i>	Unterwegs nach Hause	91
<i>Max Josef Halhuber:</i>	Die Lebensphilosophie des Alpinismus – Schutz gegen den Herzinfarkt?	107
	<i>Expeditionen/Auslandsbergfahrten</i>	
<i>Kurt Diemberger:</i>	Mount Everest – die letzte Wand	115
<i>Hermann Warth:</i>	Familienexpedition Erstbesteigung des Ganesh III	127
<i>Fritz März:</i>	Ist Gott noch Peruaner? Verhältnisse und Entwicklungen im Touristenland Peru	139
<i>Toni Hiebeler:</i>	Alpinismus international Bedeutende Unternehmungen 1981	151
	<i>Kunst/Kultur</i>	
<i>Hans Fuchs:</i>	Goethes Wanderungen in den Schweizer Alpen	169
<i>Michael Pause:</i>	Bergfilm '82 Ein Gespräch mit Norman G. Dyhrenfurth Herbert Raditschnig und Gerhard Baur	187
<i>Heimuth Zebhauser:</i>	Das Bergbild Fotografie und Malerei im Gegeneinander und Füreinander	195
	<i>Alpine Raumordnung</i>	
<i>Peter Haßbacher:</i>	Realisierung des Nationalparks Hohe Tauern – ein Problem regionaler Unter- schiede in der Fremdenverkehrs-ent- wicklung	203
	<i>Anhang Sicherheit am Berg</i>	
<i>Pit Schubert:</i>	Das Seil allein bedeutet noch nicht Sicherheit	215
<i>Kartenbeilage</i>	AV-Karte 30/4, Nauderer Berge 1:25 000	



Unterwegs in den Nauderer Bergen und im Glockturmkamm

Dieter Seibert

Links:

Einer der Goldseen

unterhalb der

Bergkastlspitze

Foto: D. Seibert

Um alle Irrtümer zu vermeiden, vorab eine Klarstellung: 1954 war der Vorläufer der Karte erschienen, die diesem Buch beiliegt. Sie umfaßte nur etwa ein Drittel des jetzigen Kartengebietes, und zwar jenen Teil, der als „Nauderer Berge“ bekannt ist. Die neue Karte stellt zusätzlich weite Teile des Glockturmkammes dar und ein paar kleine Zipfel anderer Massive, z. B. der Samnaungruppe, lauter Gebiete, die eindeutig **nicht** zu den Nauderer Bergen gehören. Ich behandle hier folgende Untergruppen:

a) Nauderer Berge (bis Tscheyerscharte)

b) Südlicher Glockturmkamm (bis Kaiserjoch)

c) Mittlerer Glockturmkamm

Wenn also im folgenden Text der Ausdruck „Nauderer Berge“ vorkommt, dann bezieht sich das **nur** auf die Untergruppe a), niemals auf das ganze Kartengebiet!

Allgemeines

Waren Sie schon einmal auf dem Bergler Fernerkopf oder auf den Gebhardspitzen, sind Ihnen die Namen Rifenskarpspitzen oder Naßwandspitze ein Begriff? Wahrscheinlich schütteln Sie jetzt den Kopf. Ich könnte Ihnen noch zwei Dutzend Gipfel aufführen – alle über 3000 m –, die kaum einer kennt, und die somit auch kaum je bestiegen werden. Und das in einem so berühmten Berggebiet wie den Öztaler Alpen!

Es gibt wohl keine zweite AV-Karte, die ein so einsames, unberührtes, ursprüngliches Gebiet darstellt wie das beiliegende Blatt „Nauderer Berge“. Im ganzen, weiten Bereich steht eine einzige AV-Hütte (Hohenzollernhaus), die zudem noch relativ wenig frequentiert wird. Ja, selbst markierte und angelegte Gipfelwege findet man nur im Bereich der Fremdenverkehrsorte Nauders und Pfunds-Stuben. Auch die Erschließung mit Bahnen und Liften beschränkt sich auf zwei Regionen am Kartenrand: auf das Gebiet südlich von Nauders und auf den Bereich des Weißseeferners, wo vor kurzem das umstrittene Kaunertaler Gletscherski-gebiet entstanden ist. Auch das paßt dazu: ein Ferienort wie Pfunds-Stuben verzichtet auf eine technische Erschließung und setzt auf eine „sanfte“, d. h. auf die Anlage von Wanderwegen und Loipen.

Es überwiegt wirklich noch die Ursprünglichkeit gegenüber der Erschließung (obwohl natürlich auch hier Forststraßen in die

Täler führen etc.), die Einsamkeit gegenüber dem Massentourismus. Und im Glockturmkamm wird dies auch so bleiben! Denn, wen locken schon diese typischen, meist etwas behäbigen Gneisberge? Dem Bergwanderer fehlen die Hütten und Wege, die bekannten Namen (vom Glockturm abgesehen). Es gibt zwar ein paar steilere Wände und einige Zackengrate, doch die Kletterer scheuen die zerborstenen Feisen und mehr noch die langen, mühevollen Zugänge. Nur die Gras- und Blockgipfel im westlichsten Teil werden öfter einmal von den Nauderer Gästen bestiegen. Alles andere bleibt den ausgesprochenen Individualisten vorbehalten, die unübliche Wege schätzen und absolute Einsamkeit lieben, die sich nach der Karte orientieren können und sich in Gras, Schrofen, Blockwerk, Schnee, Fels gleich sicher bewegen.

Die Täler

Die Nauderer Berge und der Glockturmkamm werden durch drei Täler scharf abgegrenzt. Zwei liegen außerhalb des Kartengebietes und sollen deshalb nur als Zugänge kurz erwähnt werden. Da wäre einmal – drüben in Südtirol – das Langtaufertal mit seinen Dörfchen in einer Höhe zwischen 1600 und 1900 m. So lassen sich von dort aus alle Ziele (vor allem die Hennesiglköpfe und -spitzen) gut in Eintagstouren ansteuern. Die östliche Begrenzung bildet das Kaunertal mit seinen etwas niedrigeren Ausgangspunkten. Dadurch werden die Gipfelanstiege (durch Fißlad- und Kaiserbergtal) natürlich länger; man muß mit Aufstiegen bis zu fünf Stunden rechnen. Nur im Gepatschgebiet hat die neue Gletscherstraße (Maut) viele Zugänge ganz entscheidend verkürzt; im Riffital kann man heute bis 2300 m, im Krummgammental bis 2400 m mit dem Auto fahren.

Einen völlig andersgearteten Eindruck vermittelt die Nordwestseite unseres Gebietes, die durch die sehr tiefe Furche des Oberinntals begrenzt wird. Der Autofahrer, der zwischen Prutz und Pfunds unterwegs ist, sieht von den Öztaler Alpen nichts anderes als steile Waldhänge und ein paar ganz unauffällige Taleinschnitte. Hier schiebt sich eine Art Mittelgebirge zwischen das Tal und die eigentliche Hochregion, das sogar einen völlig isolierten, eigenen Gipfel aufwirft, den Frudigerkopf (2149 m, langer Bergspaziergang von Pfunds über Greit, mark. Steig). Platzer- und Berglerthal schneiden hier über 10 km tief in das

Massiv ein, im unteren Bereich sind es schmale, schluchtartige Waldtäler. Das Platzertal, das von Bergsteigern nahezu nie betreten wird, erfüllte früher ein relativ reges Leben, denn in Höhen zwischen 2500 und 2700 m wurden hier silberhaltige Bleierz abgebaut. Etwas Besonderes dank seiner vollkommenen Abgeschiedenheit ist das benachbarte Berglertal, das immerhin von fünf Dreitausendern überragt wird. Den südlichen Abschluß des einsamen Gebietes bildet das Radurschltal, das bei Pfunds mit einer Klamm (Steig) ins Inntal mündet. Als Zugang zum Hohenzollernhaus wird es öfter durchwandert, ist jedoch ebenfalls über 10 km lang und recht walddreich.

Einen richtigen Kontrast zum tief eingegrabenen Inntal bietet schließlich das Hochtal von Nauders mit seiner Verlängerung über den Reschen hinüber zur Malser Heide, eine weite, sonnige, von den Eiszeitgletschern ausgehobelte Wanne mit relativ weitem Blick (siehe auch nächstes Kapitel).

Nauderer Berge

Innerhalb der Großfamilie Ötztaler Alpen wirken die Nauderer Berge wie ein Fremdkörper. Alle typischen Merkmale fehlen, etwa die weiten Gletscherflächen oder die schroffen Gipfelaufbauten (mit einer Ausnahme). Behäbige Formen, die Folge des schiefrigen Gesteins, Gras und Blockwerk beherrschen das Bild – man wird ein wenig an „vergrößerte“ Kitzbüheler Alpen erinnert.

Die Berge scharen sich in einem weiten Halbkreis um das zentrale Nauders, keiner ist weiter als eine Tagestour entfernt. Ich habe allerdings gegenüber dem AV-Führer eine Korrektur der Grenze vorgenommen, sie von der Radurschlscharte zur Tscheyerscharte verlegt. Das ist in jeder Beziehung – geographisch, geologisch, vom Charakter der Berge her – logischer, zudem wäre es ein Schildbüstreich, das Massiv der Henne-siglköpfe und -spitzen auseinanderzureißen.

Nauders ist ein ideales Zentrum für Wanderer und für Bergsteiger gemäßiger Richtung: herrlich die Lage des Ortes mit dem freien Blick nach Nordwesten auf die Zackenkrone des Piz Mundin, ideal die Möglichkeiten für Wanderungen, etwa hinauf zu den historischen Bergbauernhöfen von Partitsch, Novelles, Stables, einmalig der Höhenweg zwischen dem Bergkastlboden und der Labaunalm, der die Hänge in etwa 2200 m Höhe quert. Dazu kommen sieben größere und ein Dutzend kleine (unbedeutende) Gipfel, denen man allen aufs Haupt steigen kann, teilweise auf Wegen, teilweise pfadlos, teilweise mit einiger Kletterei.

Wenn wir am Nordende des Halbkreises beginnen, dann müssen wir als erstes einen zwar mächtigen, aber auffallend abgerundeten Berg (weiche Kalkschiefer) vorstellen, der den wenig schmelchelhafte Namen **Schmalzkopf** (2724 m, Steig über Labaunalm) trägt. Imposant ist der Tiefblick über die immerhin 1700 m hohe Nordflanke (bei nur 3 km Entfernung!) hinab ins Inntal bei Pfunds. Der nächste Gipfel im Kamm, der **Galßpleiskopf** (2721 m), zeigt ein wesentlich felsigeres Bild, obwohl es sich auch hier – wie im ganzen Kamm bis zum Schafkopf – nur um Blockwerk und Schrofen, nicht um richtige Wände handelt. Die

nette, querstehende Mauer läßt sich am besten über den Westrücken besteigen (pfadlos, Trittsicherheit notwendig).

Den Mittelpunkt des Massivs bildet der wieder recht abgerundete **Schartleskopf** (2810 m), ein breiter Bergstock, zu dem nicht weniger als drei Wege hinaufziehen. Die Krone gebührt dabei der Route über Stables und den Valdafurnerkopf, einem westlichen Vorgipfel des Schartleskopfes, denn hier genießt man permanent einen völlig freien Blick, anfangs nach Westen, dann mehr und mehr auch nach Süden und schließlich nach Norden und Osten. Das Gebiet zeigt überhaupt eine sympathische Eigenheit: der Waldgürtel ist zu einem schmalen Streifen zusammengeschnürt. Vom Schartleskopf zieht der Kamm dann weiter nach Südsüdost zum Großen Schafkopf, ein etwas gleichförmiger Grat aus Gras, Blockwerk und Schrofen, 5 km lang ohne jeden markanten Gipfel. Wer Spaß daran findet, kann ihn der Länge nach überschreiten (wie alle Grate im Gebiet), eine Tour, die weniger Können als Kondition verlangt. Für die Strecke Nauders–Schartleskopf–Schafkopf–Nauders ist man bestimmt zehn Stunden unterwegs.

Mit dem **Großen Schafkopf** (3000 m), einer gewaltigen Blockpyramide, haben wir den Grenzkamm erreicht, die Südhänge fallen ins Langtaufertal ab. Seit dem Bau der Bergkastl-Bahn ist dieser Gerade-noch-Dreitausender aus seiner absoluten Einsamkeit aufgeweckt worden. Die Tour von der Bahn über den doppelgipfligen **Mataunkopf** (2895 m) und den unbedeutenden Wölfeleskopf (oder nördlich um diesen herum) zum Schafkopf gehört zu den wirklich lohnenden Bergwanderungen (mark. Steig, Trittsicherheit angenehm). Wer den Hauptgipfel der Nauderer Berge auf individuelleren Routen erreichen will, sollte von Patzin in Langtaufers aufsteigen, die Alm- und Militärwege benutzen, um über das Wölfelesjoch (unschwierig) oder die Tscheyerscharte (länger, l) den Gipfel zu erreichen.

Nun kommen wir zu der anfangs erwähnten Ausnahme, zum Bergkastlmassiv. Jedem, der über den Reschenpaß fährt, fällt diese schwarze Zackenkrone ins Auge, die sich von Norden und Süden gleich schroff und unnahbar präsentiert. Der überragende Gipfel ist die **Plamorderspitze** (2985 m), eine fast verwirrende Sammlung von Köpfen, Türmen und Nadeln aus Tonalitgneisen, durch Steilrinnen zusätzlich gegliedert. Je näher man dem Berg kommt, desto stärker erinnert er an eine Ruine, und doch ist er interessant und in seiner Weise auch elegant. Ost- und Westgrat (von der Klopaierspitze her, dem westlichen Eckpunkt der langen Felsschneide) bieten eine kurzweilige Beschäftigung, falls einen der zerborstene Fels nicht stört (Schwierigkeitsgrad II). Ständig werden einem kleine Probleme serviert, man muß dabei die Augen schon offenhalten, um jeweils einen brauchbaren Durchschluß zu finden.

Ganz isoliert ragt nördlich davon die **Bergkastlspitze** (2915 m) auf, ebenfalls ein schöner Felsberg, aber nicht so schroff, zudem sind die Felsen hier stark von Gras durchsetzt. So erfordert der Nordwestgrat, der bald oberhalb der Seilbahnstation beginnt, vor allem gute Trittsicherheit und erst in zweiter Linie etwas Kletterfertigkeit (bis I+, direkt am Grat schwieriger). Genau unter dem steilen Osthang (leichtester Anstieg, aber mühsam) verstecken sich die beiden **Goldseen** (2587 und 2555 m), Hochgebirgsseen



wie aus dem Bilderbuch. Der Weg von der Seilbahn durchs Ganderbild dort hinauf ist ein reizvoller Ausflug voller Abwechslung. Man wandert anfangs durch das schier endlose Blockfeld „In der Gande“, das mit Zirben dekoriert ist, kommt dann in einen saftig grünen Talboden, um schließlich die Block- und Moränenlandschaft um die Seen zu erreichen. Dabei hat man ständig den besonderen Kontrast der Nauderer Berge vor Augen: im Norden die Grasgipfel um den Scharleskopf, im Südwesten die schwarze Bergkastl-Felswildnis.

Südlicher Glockturmkamm

Niemand darf sich bei dem Wort **Glockturmkamm** wirklich einen simplen Grat vorstellen. Nein, das ist ein ganzes Gebirgsmassiv mit mächtigen, kilometerlangen Seitengraten, die ihrerseits wieder große Gipfel tragen. Vor allem im südlichen Teil löst sich der Kamm in viele einzelne Äste auf. Von den zwanzig Bergen überragen 18 die Dreitausendmeter-Grenze, alle haben felsige Häupter, und in die Kare sind Schneefelder und kleine Gletscher

eingelagert. Also eine typische kristalline Zentralalpen-Felslandschaft. Die fast zwangsläufige Folge davon: die Gipfel werden selten, einige fast nie bestiegen.

Einzige Ausnahme bildet der seine Umgebung gewaltig überragende, zentral gelegene **Glockturm** (3355 m), der wie ein Zuckerhut aussieht. Zu seinem imposanten Aussehen trägt die fast 500 m hohe, für einen Granitgneisberg ungewöhnlich steile Westwand bei. Selbstverständlich lockt ein so auffälliger Berg manchen Liebhaber an, zumal im Westen das **Hohenzollernhaus** (2123 m, DAV Sektion Starnberg, 4 St. von Pfunds durchs Radurschtal), im Osten das **Gepatschhaus** (1928 m, DAV Sektion Frankfurt, Zufahrt mit Pkw., knapp östlich außerhalb der Karte) als Stützpunkte dienen können, ja neuerdings bringt die Gletscherstraße den Glockturm-Aspiranten sogar bis ins Krummgampental. Doch trotz des steilen Gipfels verlangt die Tour keine richtige Kletterei, Nordgrat (bzw. dessen linke Flanke) und Ostseite sind vielmehr mit Schnee, Geröll und Blockwerk verkleidet; also keine wirklich elegante Tour!

Alle anderen Erhebungen im südlichen Teil des Glockturmmasses werden von den Bergsteigern – ganz zu Unrecht – nur als

Trabanten des Hauptgipfels betrachtet. Es ist bezeichnend, daß der Glockturm bereits 1853 erstmals bestiegen wurde, viele andere Gipfel jedoch nicht vor der Jahrhundertwende. Es fehlt bei einem Beitrag dieser Art ganz einfach der Platz, alle Ziele einzeln vorzustellen. Das ist schade! Es sind nämlich wirklich ein paar ausgesprochene „Berg-Persönlichkeiten“ hier zu finden. So aber kann nur eine Übersicht gegeben werden.

Fangen wir mit den Gipfeln im Bereich des Hohenzollernhauses an. Oberhalb der Hütte weitet sich das Tal zu einem Wiesenboden, westlich davon ragen als breite Schneide der **Wildnörderer** (3015 m), als Trümmerpyramide die unauffällige **Brunnewandspitze** (2982 m, die Bezeichnung Kopf wäre treffender) und schließlich die drei **Seekarköpfe** (3063 m) auf, zu denen von Osten das Gras weit hinaufreicht und ihnen damit – für einen Berg dieser Höhe – recht freundliches Aussehen verleiht. Überhaupt herrscht in diesem Kamm das Behäbige, das Undramatische vor. So stellen einen auch die einzelnen Anstiege vor keine Probleme, man trifft nur hin und wieder auf leichte Blockklettere. Die einzig wirklich lohnende Tour ist eine Drei-Gipfel-Kombination.

Ganz anders zeigt sich da der Kamm südlich des Tales, das Hennesiglmassiv. Zwar gehört die **Nauderer Hennesigls Spitze** (3045 m) noch zu den breitgelagerten Blockgipfeln, die man von allen Seiten ohne viele Schwierigkeiten erklimmen kann. Doch dann folgen zwei markante und schroffe Felsberge. Das Schaustück ist der **Westliche Hennesiglkopf** (3100 m), dem ein ganz charakteristisches Hörnchen als Gipfel aufgesetzt ist. Spaß macht die Besteigung vor allem, wenn die nordseitigen Hänge mit gutem Schnee bedeckt, doch die Felsen bereits aper und trocken sind. Die Grate zeigen ihre „Zähne“, und da muß man dann beim Klettern schon fester zupacken (bis III). So ist's auch beim **Östlichen Hennesiglkopf** (3119 m), den man an seiner schwarzen Nordwand erkennt. Ein wenig zahmer wird dann das Gelände bei der **Hennesigls Spitze** (3144 m), dem wichtigsten Gratknotenpunkt (Abzweigung des eigentlichen Glockturmkammes). Ein eigenartiger Widerspruch liegt hier in den Bezeichnungen: die beiden breiteren, sanfteren Gipfel werden als Spitzen bezeichnet, die wilderen, schmälere als Köpfe.

Zwei Kilometer südöstlich ist das Weißseejoch eingeschnitten, die Südgrenze unseres Gebietes. Der Grat dazwischen wirft noch einen mächtigen, absolut einsamen Gipfel auf. Der AV-Führer und die Österreichische Karte bezeichnen ihn als Nasse Wand, während die AV-Karte diesen Begriff nur auf einen Teil der 300 m hohen und zwei Kilometer breiten Nordwand bezieht. Letzteres scheint logisch und richtig. Ich möchte deshalb vorschlagen, den höchsten Punkt, der vor allem von Westen als markanter Felsgipfel erscheint, als **Naßwandspitze** (3092 m) zu bezeichnen. Das wäre auch die entsprechende Ergänzung zum Naßwandeck. Ich habe etwa einen Kilometer des mit Türmen gespickten Gipfelgrates überschritten (III), ein spannendes, abwechslungsreiches Abenteuer.

Nördlich der Hennesigls Spitze ist das Glockturmjoch eingeschnitten, einer der drei möglichen Übergänge vom Hohenzollern- zum Gepatschhaus. Die beiden anderen Möglichkeiten finden wir nördlich des eigentlichen Glockturmmassivs nahe nebeneinander, das Riffjoch und den Roten Schragen. Keiner der drei Wege ist ganz ohne Probleme. Bei Ausaperung wird man den letzten vorziehen, bei vielem und hartem Schnee das Glockturmjoch. Das Riffjoch, mit 3149 m der höchste der Übergänge, lockt mit der Möglichkeit einer zusätzlichen Glockturmbesteigung.

Im langen Felskamm zwischen Glockturmjoch und Glockturm fallen zwei verblüffend ähnliche Gipfel auf, die beide mit feinen

Feisspitzchen gekrönt sind, Arzkarkopf (3121 m) und Krummgampenturm (3126 m). Letzteren darf man nicht mit dem ungleich mächtigeren, ganz aus dunklen Amphiboliten aufgebauten Massiv der **Krummgampenspitzen** (3111 m und 3090 m) verwechseln, das den vom Glockturm nach Osten ins Gepatschtal (Tourengebiet des Gepatschhauses) hinabziehenden Seitenkamm beherrscht. Wer einsame Touren liebt und mit den Eigenheiten der doch schon relativ wilden Grate und Wandrippen zurechtkommt, mag sich hier seine Individualisten-Klettere (II oder III oder auch schwieriger) ganz persönlich zusammenstellen.

Die Krummgampenspitzen begleiten das Riffital im Süden, seine nördliche Begrenzung ist der bei der Riffkarspitze abzweigende Kaisergrat, der mächtigste Seitenast des Glockturmgebietes. Er trägt vier selbständige Gipfel. Die **Höhlenspitze** (3202 m) bietet vor allem von Norden einen eindrucksvollen Anblick. Die gut 400 m hohe, allerdings nicht sonderlich steile Wand wird von zwei charakteristischen Eisrinnen gegliedert. Bei entsprechendem Schnee bietet die östliche einen reizvollen Frühsommer-Anstieg. Von Südwesten gesehen wirkt die **Kaisergratspitze** (3158 m) mit ihrem fast senkrechten Felsgürtel wie eine quer im Grat stehende Mauer, von Nordosten jedoch ziehen die Blockhänge bis zum Gipfelgrat hinauf. Der letzte Dreitausender im Kamm sind die zu Blockkuppen verwitterten **Gratfernerköpfe** (3007 m), die ihren Namen von dem ganz eigenartigen Minigletscherchen haben, das nördlich zwischen die zwei Gipfelpunkte eingelagert ist wie ein Federbett. Mit der **Planggerößspitze** (2942 m) bricht der Kamm dann unvermittelt gegen den Gepatsch-Stausee ab. Sie zeichnet sich vor allem als Lawinenberg aus dank der gut 1000 m hohen Steilhänge nach Osten und der 500-m-Schrofenwand nach Norden. Alle Gipfel im Kaisergrat sind bequeme Halbtags- bis Tagestouren (Gehgelände bis II auf den leichtesten Routen), seine Gesamtüberschreitung bis zur Riffkarspitze jedoch ist eine große Bergfahrt (III+).

Die zwei nun noch fehlenden Berge im Glockturm-Bereich ragen nordöstlich über dem Hohenzollernhaus auf. Unmittelbar hinter dem Haus wächst die riesige Schrofenflanke des **Bruchkopfes** (3013 m) empor, kein verlockendes Gelände, obwohl man ohne viel Klettere dort hinaufsteigen kann. Da wirkt die **Rotschragenspitze** (3113 m) schon einladender, ihre auffallend flachen, aber gezackten Grate lassen sich gut überklettern (max. II).

Mittlerer Glockturmkamm

Der vom Kaiserjoch nach Norden ziehende Kamm trägt bis hinauf zum Rand unserer Karte ein Dutzend Gipfel, die alle so um die 3100 m hoch sind, und die sich in ihrer Art – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nur unwesentlich unterscheiden. Es ist immer der gleiche Aufbau: oberhalb der weiten Wiesenklare folgt die Block- und Moränenstufe mit vielen Seenaugen, die dann gegen die Grate zu meist in Schneefelder oder Minigletscher übergeht. Die Gipfel selbst werden von langen, schrofigen Graten getragen mit oft höheren, von Schneerinnen durchsetzten Felsflanken, zwischen die manchmal steilere Wände oder Plattenschüsse eingesprengt sind. Und noch etwas gehört zu jedem dieser Berge: der großartige Blick auf den wilden Kaunergrat genau gegenüber.

Die Art der Touren entspricht dem Charakter der Berge. Da die Zugänge von Westen allzu lange sind (siehe Kapitel „Täler“), steigt man aus dem Kaunertal in eines der beiden großen Osttäler empor, in das Fißlad- oder das Kaiserbergtal (neun bzw. zwölf



*Oben:
Großer Schaf-
kopf und
Glockturm
Ganz links:
Bergkastlspitze
Links:
Schartleskopf*

*Fotos:
D. Seibert*

Gipfel), und steuert von dort meist pfadlos über die weiten Böden und Kare die trennenden Scharten an, die sich fast überall leicht erreichen lassen. Von dort turnt man über die Blockgrate auf die Gipfel (meist I, manchmal II). Prinzipiell würden die Kämme zu großen Überschreitungen verlocken. Da jedoch schon die Zugänge vier bis fünf Stunden beanspruchen, bleibt dafür wohl nicht die nötige Zeit und Kraft.

Noch ein paar Details. Der Kamm beginnt beim Kaiserjoch gleich mit einem schönen, relativ schlanken Felsgipfel, der **Kaiser Spitze** (3090 m). Nette Kletterei über die Grate (II). Bei der Platzer Spitze zweigt dann der einzig große Nebenkamm ab, der zuerst die **Gamsköpfe** (3116 m) trägt, ein ganzes Bergmassiv für sich, an denen auch heute noch die Gemsen vollkommen ungestört von allen Bergsteigern grasen können. So weit ab liegt dieser Berg! Auch das **Hochjoch** (2896 m) nordwestlich davon, ein auffallend runder Gras- und Schuttberg, träumt noch seinen Dornröschenschlaf.

Der schönste Berg im Kamm aber beherrscht die Nordseite des Kaiserbergtals. Nicht durch Zufall trägt er den Namen **Plattigkopf** (3174 m), wird der Gipfel doch von einer überstehenden Platte gebildet, und auch der schmale Grat verteidigt sich mit Plattenpanzern und höheren Wänden nach Norden und Süden (über die Grate II–III, über die Wände?). Einen auffallenden Plattengrat schiebt auch der **Schwarzseekopf** (3132 m) nach Südosten vor (schöner Anblick vom Schwarzsee), er löst sich jedoch gegen den Gipfel zu in Blockhänge auf.

Die nächste ungewöhnliche Gestalt im Kamm ist die **Tauferer Spitze** (3047 m, nur ein nördlicher Vorposten des **Glockhaus** 3101 m). Sie stürzt nämlich nach Norden mit einer 300 m hohen, nahezu senkrechten Wand ab. Ob sie schon einmal durchstiegen wurde? Auch der **Taufererkopf** (3067 m) präsentiert sich als ganz netter Felsgipfel und als sehr „ordentlicher“ dazu, schickt er doch genau in jede Himmelsrichtung einen Grat aus. Vier Grate plus vier Flanken, das macht acht Routen. Doch auch hier die Frage: ist überhaupt schon ein Mensch z. B. über die Südwestflanke heraufgestiegen? Im ganzen Glockturmkamm gibt es sowieso noch eine Fülle unbegangener Grate, Rippen und Flanken.

Den nördlichen Abschluß dieses Kammstückes bildet ein Gipfel von plötzlich ganz anderer Art, der **Pfroschkopf** (3148 m). Dieser runde Gletscherbuckel über den endlosen Weiten des Fallenden-Bach-Kares ist wirklich unverwechselbar. Die unbewirtschaftete Anton-Renk-Hütte (2261 m, DAV, Zugang von Fendels über die Fendleralm) dient als Stützpunkt für die einfache Fahrt über die vergletscherte Nordflanke oder den Westnordwestgrat.

Ziele für Winter und Frühjahr

Natürlich lockt auch in unserem Gebiet eine Reihe von Zielen den Skitourengeher, Ziele, die alle nicht überlaufen, ja, zumeist ziemlich unbekannt sind. Vor allem bieten sich hier natürlich die Grasberge von Nauders an. Doch Vorsicht! Diese oft makellos weißen Hänge sollten nicht zum Leichtsinne verleiten. So steiles

und glattes Grasgelände stellt einen „idealen“ Untergrund für Lawinen dar. Man muß einen guten Firn abwarten (oder – ausnahmsweise – einen wirklich sicheren Pulverschnee). Dann bieten der Gaißpleiskopf (2721 m, Gipfelaufbau zu Fuß) und vor allem der Valdafurnerkopf (2748 m, über Novellesboden) herrliche Großabfahrten – letzterer über 1400 m Höhe, und das nahezu waldfrei.

Die Bergkastl-Seilbahn hat zwei der weiteren Ziele in den Bereich von Halbtags Touren gerückt. In der oberen Hälfte völlig hindernislos ist die Fahrt vom Mataunkopf (2895 m, Skier über Südwestgrat hinauftragen, Pläne zur Lifterschließung) ins Saletztal, dann folgt jedoch das scharf eingeschnittene Piengtal, in dem aber zwischen Bach und Wald immer ein „Fahrstreifen“ bleibt (mehrere Lawenstriche). Die zweite Abfahrt führt über den Südwestrücken des Tscheyegg (2666 m). Die treffendste Bezeichnung dafür: makellos. Den Großen Schafkopf jedoch, der in Führern und Karten immer wieder verzeichnet ist, kann man wirklich nicht als Skiberg anerkennen, der schrofige Gipfelaufbau ist fast 200 m hoch!

Wie so oft in den Zentralalpen gäbe es auch im Glockturmkamm manchen lohnenden Frühjahrgipfel, wenn der Zugang durch die Täler nicht entweder so lang oder so gefährlich und mühsam wäre. Ersteres gilt zum Beispiel für die Nauderer Hennesigspitze (3045 m, 7 St.) mit dem Aufstieg von Pfunds durchs Nauderer Tscheytal, beides zusammen für die Berge um das Hohenzollernhaus (recht unangenehme Stufe unterhalb der Hütte). So bleibt als echter Skiberg – und zwar für den Hochwinter – im Gebiet von Pfunds nur der Frudigerkopf (2149 m) über die Pfundser Tschey und die Lichtungen und Waidsschneisen der Südostseite.

Im Langtaufers gibt es für den Tourenfahrer ein anderes Problem: die Steilstufe unmittelbar über dem Tal. Die beiden wirklich interessanten, schon recht hochalpinen Firnfahrten der Talnordseite (Nauderer Hennesigspitze, 3045 m, und die höchste Hennesigspitze, 3144 m) stellen jeweils als erste Aufgabe die Überwindung dieser Stufe, als zweite dann – nach einem einfacheren Mittelstück – den Aufstieg über den sehr steilen Gipfelaufbau.

Machen wir nun noch einen Sprung hinüber über den Kamm ins Gepatschtal. Hier erwartet uns ansich kein einziger Gipfel, den wir mit gutem Gewissen als reinen Skiberg für die Allgemeinheit bezeichnen können. Gute Bergsteiger wird natürlich der Glockturm (3355 m, hoher, sehr steiler Gipfelaufbau) locken, während Steilhang-Fans sich einmal die Kaisergratspitze (3158 m, über Kühgrube – nördlicher Osthang) anschauen sollten. Seit dem Bau der Gletscherstraße hat zudem das Glockturmjoch eine neue Bedeutung gewonnen. Hier bietet sich nun eine Möglichkeit, im Frühjahr doch das Hohenzollernhaus ohne größere Gefahren zu erreichen.

Für die Berge um das Kaiserbergtal trifft wieder das schon Erwähnte zu: langer und lawinöser Zugang. Schade, denn die Karböden zur Platzer Spitze (3106 m) hinauf sind Traum-Skigelände. Auch der letzte, in der Hochregion wirklich ideale Skiberg, der Pfroschkopf (3148 m), ist ein „Problemfall“. Lohnt sich für diese Gipfeltour der äußerst aufwendige und mühsame Zugang zur unbewirtschafteten Anton-Renk-Hütte?

2000 Jahre Nauders

Eine kulturgeographische Betrachtung

Ludwig Thoma

Kreuzt in deutschen Landen irgendwo ein Nauderer auf und wird nach seiner Herkunft gefragt, so wissen die wenigsten Fragenden mit der Auskunft, man komme aus Nauders, etwas anzufangen. Nauders ist weitgehend unbekannt. Erst wenn man in Verbindung mit Nauders den Reschenpaß nennt, in dessen Bereich das Dorf Nauders liegt, wird die Lage des Ortes in den geographischen Vorstellungen der Fragenden ungefähr klar.

So wird heute vielen Italienreisenden, die über den Reschenpaß nach dem Süden streben, das Dorf Nauders nicht auffallen. Anders kann man es sich nicht denken. Es hat bei weitem nicht den Bekanntheitsgrad wie der Reschenpaß erreicht. Aber trotzdem ist die Unbekanntheit des Dorfes am Reschenpaß irgendwie erklärlich. Den Autoreisenden nimmt bei der Fahrt vom Inntal Richtung Reschenpaß die imposante, durch die Felsen der Innschlucht von Finstermünz gebaute Straße gefangen. Und wenn sich oberhalb der Finstermünz bei der Festung Nauders das Tal weitet, öffnet sich der Süden, das liebliche Paßtal des Reschen. Man strebt der Staatsgrenze nahe der Wasserscheide zwischen Inn und Etsch zu, ist voller Erwartung, was sich da im Süden auftut: die Seenlandschaft auf der Paßhöhe mit der weißen Kulisse der Ortlerberge über dem Dunst des Malser Talkessels. Da übersieht man das kleine Nest Nauders nur allzuleicht, das sich da abseits der Straße inmitten grüner Wiesen und dunkler Wälder ausbreitet!

Auch bei manchem Reisenden, der im vergangenen Jahrhundert auf seiner Reise durch Tirol über den Reschen zog und dabei auch Nauders kennenlernte, erregte das Dorf Nauders alles eher als Begeisterung. Freilich war es nicht immer die Landschaft, die die Reisenden bewog, Nauders und den Reschen möglichst schnell hinter sich zu bringen. So berichtet Monsieur Frédéric Mercey, der am 12. Juni 1830 nach Nauders kam und hier Bekanntschaft mit Speckknödeln machte:

„...Die scharfe Morgenluft hatte uns einen rasenden Hunger gebracht. Um ihn zu stillen, hat man uns das seltsamste Gericht gebracht, das ich jemals verkostet habe. Es war eine Art Suppe mit Zimt, Nelken und Muskatnuß. In dieser grauenvoll gewürzten Brühe, welche zweifellos eine gewisse Familienähnlichkeit mit den Resten eines magischen Experimentes hatte, schwammen knelles aus Brot und Fleisch und ein langer Paternoster von kleinen Würsten, die in einer wilden Weise mit weißem Pfeffer gewürzt waren. Sieben Schwestern, alte und lange Deutsche,

welche gemeinsam diese Wirtschaft führten, hatten gemeinsam an dieses höllische Gericht Hand angelegt. Hélas! Für eine derartige Mischung wäre eine Hand weitaus genug gewesen! Abgesehen von der Reinlichkeit und der Küche, zweifle ich übrigens nicht, daß sie alle brave Mädchen waren, wie man uns auch versichert hat.

Wir beeilten uns, von dieser Stätte zu fliehen, die wenigstens für einen, dessen Geschmack an irgendeine menschliche Sache gewöhnt ist, so ungastlich war...“

Der Reiseschriftsteller Ludwig Steub, der 1873 über den Reschen fuhr, nennt das Paßtal einen „breiten Schlund“ und die drei Seen (Reschen-, Mitter- und Haidersee) „aufrichtig gesagt, der eine langweiliger als der andere“.

Aber weder die Blindheit nach dem Süden strebender Urlauberströme unserer Tage noch ein Speckknödel-geschockter Franzose können uns von der Bedeutungslosigkeit des Ortes Nauders überzeugen. Im Gegenteil: Nauders war seit jeher ein bedeutender Ort an der alten Handels- und Heerstraße über den Reschen und ist heute dank seiner Lage am Schnittpunkt zweier bedeutender Alpentäler, des Inn- und des Etschtales, touristisch höchst interessant.

Lage, Entstehung, Verkehr

Schon auf der ältesten Karte der Ostalpen, auf der Ptolemäuskarte aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, finden wir Nauders verzeichnet. Ptolemäus, ein griechischer Naturforscher, der in Alexandria wirkte, trug in sein als stark verzerrte Reliefkarte gestaltetes Kartenwerk als einzigen Ort im Gebiet des heutigen Tirol Inutrium, das heutige Nauders, ein.

Funde erwiesen, daß Nauders schon seit der Späteisenzeit besiedelt war. Um das Jahr 9 nach Christus erfolgte die Landnahme durch die Römer. Auf diesen Eroberungsfeldzug begann man im Jahre 34 mit dem Bau der „Via Claudia Augusta“, der römischen Heerstraße über die Alpen, die von der Poebene aus durch das Etschtal, über den Reschen und Nauders und über den Fernpaß zur römischen Metropole der Voralpen, Augusta Vindelicorum, heute Augsburg, führte. Das Inutrium an der Via Claudia Augusta war nicht nur ein Wohnplatz, sondern auch Rast- und Pferdewechselstelle.

Schon aus sehr viel früherer Zeit berichtet uns der griechische

Nauders um 1650

Rechts:
Dorf Nauders (mit
Schloß Naudersberg)
nach einem Aquarell von
Burglechner um 1650.

Unten:
Die Niklasmauer an
der alten Reschenstraße,
die bis 1854 das Tal
sperrte. Heute steht hier
die Festung Nauders.
Von der Niklasmauer
sind nur mehr spärliche
Mauerreste an der Nord-
seite der Schlucht vorhanden.
(Aquarell v. Burglechner)





Das ist die Kirche von ...
in ...

Schriftsteller Plutarch (46–127 n. Chr.), daß die Zimbern 102 vor Christus auf ihrem Zug über den Reschen die schneebedeckten Hänge für ihr winterliches Vergnügen entdeckten. Er schreibt, daß sie, um ihre Stärke und Abhärtung zu zeigen, spliternackt im Schneetreiben auf ihren breiten Schilden die steilen Abhänge hinabrodelten.

Seit seinen Anfängen war die Geschichte von Nauders auf das engste mit der Reschenstraße verknüpft, die sich im Mittelalter zum bedeutenden Handelsweg zwischen Venedig und Augsburg entwickelte. Die mittelalterliche Handelsstraße wie die Reichsstraße, die 1720 ausgebaut wurde, folgten der Trasse der alten Via Claudia Augusta. Erst beim Bau der neuen Finstermünzer Straße, 1853–54, trassierte man vollkommen neu und schuf damit einen Verkehrsweg, der von Ludwig Steub „das auffallendste Menschenwerk im Oberinntal“ genannt wurde. „Kein Fuhrmann fährt vorüber, der sie nicht lobt und preist, und kein Reisender, der sie nicht bewundert.“

Als die neue Straße durch die Finstermünz nach dem Projekt Duile-Ghega mit einem Aufwand von 650 000 Gulden (heute ca. 42 Mill. Schilling) gebaut war, schien für die Reschenstraße eine neue Blütezeit zu beginnen. Eines ihrer schwersten und steilsten Stücke war jetzt zu einer der angenehmsten und leichtesten Strecken, zu einem sehenswerten Anziehungspunkt für jeden Reisenden geworden. Als im Jahre 1859 Mailand für Österreich verloren ging und die neue Staatsgrenze am Stilfser Joch verlief, da hatten nicht nur die über dieses Joch führende Straße, sondern auch die ganze Weglinie von Landeck nach Meran an Wert eingebüßt. Den zweiten, noch schwereren Schlag für die Reschenstraße bildete der Bau der Brennerbahn 1867, die fast den gesamten Durchzugsverkehr von Reisenden und Waren durch Tirol an sich zog. Die Pläne, eine Bahnlinie von Landeck nach Meran über den Reschenpaß zu bauen, wurde nicht verwirklicht. Lediglich bis Mals wurde die Bahnlinie vorgetrieben.

Seit Jahren liegt schon der Plan vor, über den Reschen eine leistungsfähige, vollkommen wintersichere Schnellstraße zu bauen. Die Trassenführung sieht eine Untertunnelung des Massivs zwischen Inntal und Nauders vor, so daß die Schlucht von Finstermünz gänzlich unberührt bliebe. Geldmangel und Umweltschutzinteressen haben bis jetzt und wohl auch für die weitere Zukunft diesen großzügigen Ausbau der Straßenverbindung verhindert.

Für Nauders war immer auch die Verbindungsstraße über die Norbertshöhe hinunter nach Martinsbruck an der schweizerischen Grenze von großer Bedeutung. Der Verkehr aus dem tirolischen Inntal ins Engadin mußte über Nauders und die Norbertshöhe gehen, durch die Innschlucht wurde nur ein schmaler Fußweg geduldet. Maßgebend dafür waren strategische Erwägungen. Die neue Straße Nauders-Martinsbruck wurde 1872 erbaut und 1962 mit Hilfe des Kantons Graubünden verbreitert und großzügig begradigt.

Für die verkehrsmäßige Bedeutung von Nauders möge das tägliche Steldichein von Postbussen aus drei Richtungen und gleichzeitig auch noch aus drei Staaten sprechen. Auf dem kleinen Hauptplatz des Dorfes, dem sogenannten Postplatz,

drängen sich mehrmals am Tag Postbusse aus Österreich, der Schweiz und Italien. Sie vermitteln die Anschlüsse an die Bahnlinien der drei Länder in Landeck, Mals und Schuls. Dieses lebhafte Treiben auf dem Nauderer Postplatz, den heute noch altehrwürdige, behäbige Gasthöfe säumen, ist durchaus nichts Neues. Nur haben sich im Laufe der Jahre die Verkehrsmittel gewandelt. Früher waren es Frachtfuhrwerke und Postkutschen, heute sind es – zumindest für die Platzverhältnisse hier in Nauders – viel zu groß geratene Linienbusse.

Nauders liegt im weiten, freien Paßtal des Reschen, das sich von der Finstermünz zur höchsten Stelle sanft ansteigend hinzieht und sich in der ehemals reizvollen Seenlandschaft des obersten Vinschgaus fortsetzt. Das Tal, in dem Nauders liegt, führte bezeichnenderweise nie einen eigenen Namen, es wurde dem Vinschgau zugeschrieben. Doch der Stillebach, der die Bäche um Nauders sammelt, entwässert zum Inn. Das alte Gericht Naudersberg war eines der vier Gerichte der Grafschaft Vinschgau, doch wurde Nauders im vergangenen Jahrhundert mit den Dörfern Reschen, Graun und St. Valentin südlich der Paßhöhe mit dem Langtaufener Tal zur Bezirkshauptmannschaft Landeck geschlagen. So wechselten die Grenzen im Bereich des Reschenpasses und Nauders oftmals. Doch es waren nur Verwaltungs- oder Gerichtsgrenzen. Die unglückselige Lostrennung Südtirols von Österreich im Jahre 1919 zog knapp nördlich der Wasserscheide am Reschen eine Staatsgrenze, die Nauders als Teil des Vinschgaus bei Österreich beließ. Politisch bei Österreich, landschaftsmäßig zum Vinschgau gehörend nimmt Nauders eine eigenartige Sonderstellung ein.

Die Norbertshöhe, ein gleichfalls sanfter Wiesenrücken, vermittelt den Übergang ins schweizerische Engadin. Prachtvoll ist der Blick von der Schöpfwarte, einem herrlichen Aussichtspunkt nahe der Norbertshöhe, ins walddreiche Unterengadin mit dem tief drunten fließenden Inn und auf die sonneitigen Hangterrassen. Während der Eiszeit hing hier der gewaltige Eisstrom des Inngletschers mit dem Etschgletscher zusammen. Die Obergrenze der Eismassen lag bei 2800 m Höhe, nur die höchsten Gipfel ragten als Felsriffe aus dem Eismeer.

Inn und Stillebach haben im Bereich der Finstermünz tiefe Schluchten aus den Bündner Schieferngesteinen gefressen. Durch die Innschlucht zieht sich seit dem 17. Jahrhundert die Grenze zwischen Österreich und der Schweiz. Erst bei Martinsbruck zieht sie sich in südlicher Richtung durch dichtes Waldgebiet hinauf zum Piz Lad (= Breiter Berg), der sich von Nauders aus gesehen als imposante Felsbastion zwischen Inn- und Etschtal aufbaut.

Landschaft

Der Bergkranz um Nauders hat Anteil an drei Gebirgsgruppen: im Osten bauen die Ötztaler Alpen mit den Nauderer Bergen auf, im Norden und Westen liegen die Samnauner Berge mit einigen ihrer schönsten Gipfel, im Südwesten beginnt mit dem Piz Lad die Sesvennagruppe. Aus der Ferne weit im Süden grüßen die Ortlerberge den spitzen Nauderer Kirchturm, und steigen wir vom

Dorf zu einem der Höfe auf den Wiesenterrassen der östlichen Talseite, so erblicken wir Gipfel der Silvretta und der Albulaaipen. Hier auf der Hochfläche des Reschenpasses atmen wir Weite und Freiheit. Nichts Beengendes und Finsteres bedrückt uns! Welch ein Gegensatz zur engen Finstermünzer Schlucht knapp nördlich Nauders!

Nauderer Berge

Östlich von Nauders ziehen sich grüne Hänge hinauf bis in die Gipfelregionen. Es sind die weich geformten Nauderer Grasberge mit weitgedehnten Hängen, langgestreckten Rücken und Kämmen und runden Gipfelkuppen, nur an wenigen Stellen von Fels überhöht. Da breiten sich über schmalen Waldstreifen Höfe aus und über der Waldgrenze freundliche Almen. Drei Hochtäler ziehen sich nach Osten in die Nauderer Berge hinein.

Valdigastei – Labaun

Das nördlichste dieser drei Täler mündet oberhalb der Festung Nauders ins Haupttal, es ist das Valdigastei (romanisch, zu deutsch Schloßtal), das in seinem unteren Teil als wilde Schlucht ausgebildet ist. Im oberen Teil dagegen weitet es sich zu einem weiten Alm- und Wiesenkessel. Hier weiden im Bergsommer die Nauderer Kühe auf saftigen Weiden, die sich von Labaun bis zum Wannengrat und zur Fluchtwand hinaufziehen. Auf dem Südhang der Fluchtwand findet der Bergwanderer blumenreiche Bergwiesen. Sie werden heute nur mehr zum Teil gemäht. Die steilen Ziehwege, die dem Heutransport mittels Schleifwagen, in Nauders „Schloapfe“ genannt, dienen, die kleinen, heimeligen Kochhütten und die „Schupfen“, einfache Flugdächer zur Heulagerung, verfallen mehr und mehr. Verklungen sind die dumpfen Schläge des Dangelhammers, man hört nicht mehr das helle Wetzen der Sensen und das zischende Ziehen bei jedem Schwung der Mahder. Bazahl, Fluchtwand und Wannengrat sind ein herrliches Gamsrevier, an die 200 Gamsen stehen hier, wechseln morgens und abends heraus aus den schattigen Steilabstürzen gegen die Innschlucht auf die Wiesen und Weiden auf den Südhängen, finden hier auch im Winter auf den abgewehrten Gräten und Rücken genügend Äsung. Unserem technischen Zeitalter blieb es vorbehalten, dieses kleine Paradies nachhaltig zu verunstalten. Breite Zufahrtsstraßen mit nackten, immer wieder nachrutschenden Böschungen, Viehtriebwege bis hoch hinauf in die Almregionen zerschneiden wie schmerzhafte Wunden das Grün der Landschaft. Zudem spannt sich nun das 380-kV-Ungeheuer einer Hochspannungsleitung mit seinen Riesenmasten, jeder wie ein kleiner Eiffelturm, quer über das Almtal. Zwei Gipfel schließen wie gewaltige Eckpfeiler das Hochtal ab. Weit gegen das Inntal vorgelagert baut sich der Schmalzkopf mit seiner grünen Kuppe auf. Er ist der Nauderer Hausberg, gipfelkreuzgekrönt, bietet trotz seiner bescheidenen 2627 m Höhe einen umfassenden Rundblick, der von der Zugspitze im Norden bis zu Ortler und Bernina im Süden bzw. Südwesten reicht. Der

Schmalzkopf ist der meistbesuchte Aussichtsberg weitem. Der andere Eckpfeiler ist der Gaißpleiskopf, ein schrofiger, dunkler Gneisgipfel. Zwischen Gaißpleiskopf und Schmalzkopf liegt das Saderer Joch, das den Übergang nach Saders und in die Nauderer Tschey vermittelt, zwei Almen, die bereits im Einzugsbereich des Radurschitales liegen, aber zur Gemeinde Nauders gehören. Die Bevölkerung des alten Nauders breitete ihre Weidenutzung schon sehr früh in alle Hochtäler in der Nachbarschaft aus, bevor die Pfundser dorthin vorgedrungen waren.

Gamor

Als zweites Hochtal zieht sich das Gamor hinein in die Nauderer Berge. An seiner Mündung ins Haupttal liegt das Dorf Nauders, eng an die sichere steile Berglehne gedrängt, teilweise aber auch auf den Schuttkegel des wilden Baches aus dem Gamor gebreitet. Schon wiederholt wüteten Muren und Lawinen, spien Schlamm-, Geröll- und Schneemassen über das Dorf, brachten Tod, Zerstörung und Not. Das Gamor, im unteren Teil von den Einheimischen das Valrie genannt, öffnet sich oberhalb der Waldgrenze als stilles Almtal, das im großen und ganzen unberührt geblieben ist, sieht man von der Waldstraße und der das Tal querenden Hochspannungsleitung ab. Gamorkopf und Scharleskopf bauen sich am Talschluß auf, grüne Gras- und Kuhberge mit respektablen 2800 m Höhe!

Piengtal

Das längste Hochtal mündet südlich Nauders in das Paßtal des Reschen, das hier seine größte Breitenausdehnung erfährt. Der große, ziemlich flache Schuttkegel des Piengbaches drängt den Stillebach ganz an den westlichen Talrand. Weite Wiesen erfreuen das Auge, abwechslungsreich schlängelt sich das noch erhaltene alte Paßsträßchen durch das Tal, die neue Straße strebt in schnurgerader Linie der Paßhöhe zu. Im Piengtal liegen über dem breiten Waldgürtel, der hier bis über 2200 m Höhe hinaufreicht, die Almgebiete von Valdafur, Gues, Saletz, Pieng, Ganderbild und Bergkastl. Auch hier finden wir wieder blumenreiche Bergwiesen, die sich in Gues bis nahe 2400 m Höhe erstrecken. Der Niedergang der alpinen Landwirtschaft zeigt sich auch in diesem Gebiet. Die lawinenzerstörten Heustädel werden nicht mehr aufgebaut, andere fallen selbst zusammen, weil das Dach nicht rechtzeitig erneuert wurde. Die ehemals in jedem Frühjahr gewissenhaft durchgeführte Wiesenräumung, bei der Steine, Überreste der Lawinen und die abgebrochenen dünnen Äste der Lärchen und wucherndes Gestrüpp entfernt wurden, unterbleibt, Zwergsträucher machen sich breit, wo früher saftige Gräser und Kräuter wuchsen, Kulturland, das Generationen fleißiger Bauernhände in Jahrhunderten geschaffen hat, wird dem Verfall preisgegeben. Ziemlich zentral im Piengtal liegt die kleine Nauderer Skihütte der AV-Sektion Bremen. Früher waren die Hänge und Gipfel ringsum stilles, unberührtes Bergland mit schönen

Pfunds und Nauders

Ausgangspunkte für Touren in den
Nauderer Bergen und im Glockturmgebiet



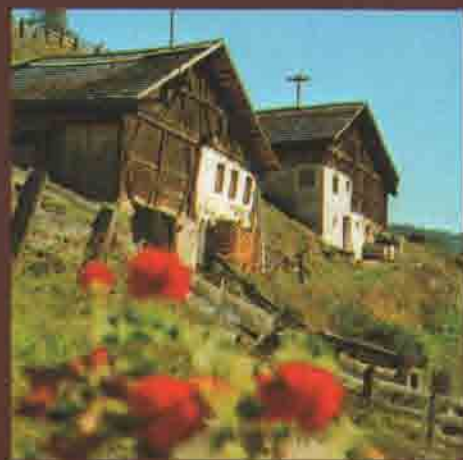
*Oben:
Pfunds, Talort für den Auf-
stieg zum Hohenzöllernhaus.*

Foto: L. Thoma

*Rechts:
Altfinstermünz, die alte Grenzfestung
am Inn. Hier zogen bereits die Römer
auf ihrer Via Claudia Augusta vorbei;
im Mittelalter war die alte Reschenstraße ein
bedeutender Handelsweg zwischen
Venedig und Augsburg. Erst beim
Bau der neuen Finstermünzer Straße
(1853–54) trassierte man völlig neu
und umging damit eines ihrer
schwierigsten und steilsten Stücke.*

Foto: W. Bahnmüller





*Oben:
Nauders mit Klatschmohnwiese. –
„Trotz der vielen
Neubauten hat der Ort seinen
dörflichen Charakter bewahrt
und weist noch einige Gassen
und Straßenzüge auf, wie sie
für eine romanische
Haufendorfanlage typisch sind.“
Ganz links die Häuser
von Pazöhl, rechts daneben
Haus Nr. 136 in Nauders.*

*Fotos:
L. Thoma*

Tourenmöglichkeiten. Heute steht die Skihütte mitten im Trubel des Pistenskilaufs, der sich vom Tscheyegg bis hinunter nach Bergkastl ausbreitet. Der Wanderer, der im Sommer durch das Skigebiet wandert, genießt wohl die Ruhe der Berge, er sieht aber überall die Maste und Drahtseile und die vielen Wunden in der Landschaft, die im rauen Klima dieser Höhen nicht verheilen wollen. Über das Tscheyjoch führt der Übergang von Nauders zum Hohenzollenhaus im Radurschl. Er wird aber selten von Wanderern begangen. Über das Joch ziehen die Nauderer Viehherden im Mittsommer, wenn sie von den Almweiden in der Nauderer Tschey herüber ins Valdatur wechseln, gehen Bauern und Hirten, wenn sie zu ihrem Vieh sehen und es salzen. Durch das Piengtal und das Saletz steigt man zum höchsten Gipfel der Nauderer Berge auf, zum Großen Schafkopf, 3000 m, trotz seiner Höhe noch ein Berg für Wanderer mit zwei markierten Aufstiegsrouten. Stille Kare öffnen sich im oberen Bereich des Saletz, erfüllt mit gewaltigen Blockgletschern, dazwischen wieder mit grünen Oasen, im Frühsommer übersät mit dunkellila Blüten der klebrigen Primele, die einen intensiv-süßen Duft verbreiten. Hier weiden Schafe und zeitweise auch noch Großvieh. Im Herbst gehört das Revier den Gamsen. Von besonderem Reiz ist das Ganderbild, eingelagert zwischen dem Piengkopf und dem Massiv der Bergkastlspitze. Ausgedehnte Moränenströme erfüllen das Tal, flankiert von den steilen, schrofundurchsetzten Grashängen des Piengkopfs und des Murmentenkargrats und den Schuttrinnen der Bergkastlspitze. Weithin leuchtet in dieser Steinwildnis ein kleiner, weißgetünchter Bildstock mit einem Maria-Hilf-Bild. In den obersten Mulden dieses Hochtales träumen die Goldseen. Im Bergsommer prangt hier alles in den leuchtendsten Farben, tiefblau bis smaragdgrün funkeln die Seen aus dem Grau der Steinhalden, saftigrün leuchten die Vegetationsoasen mit unzähligen gelben Tupfen des Punktirten Enziäns, mit großen Polstern der weißblütigen Alpenwucherblume und dem tiefen Lila des Blauen Speiks. Ein markierter Steig führt in kurzen Serpentinchen zur Pedroßscharte, einem Übergang ins Langtaufener Tal, und zum Mataunkopf. Westlich des Ganderbilds bauen sich dunkle Felsgipfel auf. Der Tonalitgneis bildet bizarre Blockgipfel, Nadeln und scharfe Grate. Drei markante Gipfel bauen sich zu einer wuchtigen Kulisse auf: die Bergkastlspitze, die Klopaier Spitze und im Zentrum als höchster Punkt des Massivs die Plamorder Spitze, fast 3000 m hoch. Der Grat von der Klopaier Spitze über Mataunkopf und Großem Schafkopf bis hin zur Weißseespitze im Ötztaler Weißkamm bildet nicht nur die Wasserscheide zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meer, er ist seit 1919 auch Grenzkamm zwischen Österreich und Italien.

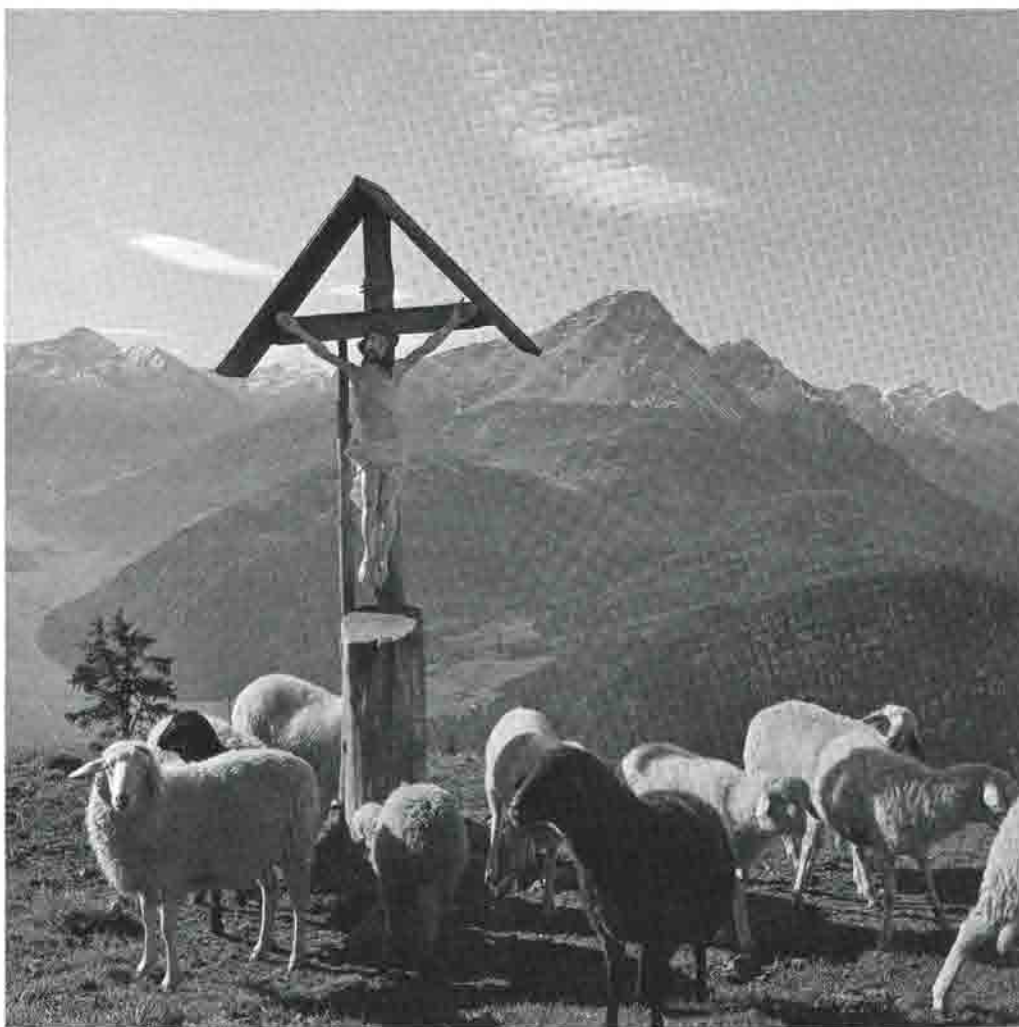
Der Name der Goldseen dürfte auf eine Sage zurückgehen, nach der ein Venedigermann hier aus einem Goldbrünnlein großen Reichtum schöpfte, sein Geheimnis aber niemandem preisgab. Im Fischwasserbericht des Pflegers von Naudersberg wird 1768 von einem „Wildsee in dem Gianderbilder Gebürg“ gesprochen, der 700 Schritte lang und 500 breit sei, von allen Seiten mit Felsen eingeschlossen und mit keinen Fischen besetzt sei. Heute sind es jedoch zwei Seen, der eine obere 3,5 ha groß

(2587 m), der andere untere 1 ha (2555 m). Wie es zu diesen unterschiedlichen Angaben kommt, ist unerklärlich. Der Lage nach ist es unmöglich, daß die beiden Goldseen früher einmal eine einheitliche, wesentlich größere Wasserfläche gebildet haben. Die Spuren davon müßten nach gut 200 Jahren noch zu sehen sein.

Sesvennagruppe

Westlich des Reschenpasses thront der Piz Lad, der nördlichste Gipfel der Sesvennagruppe, von Reschen aus auf bequemem Fußsteig zu besteigen. Er trägt eine Triasrestscholle und bricht nach Norden und Westen mit stark zerklüfteten Wänden ab. Die Kalkschichten des Gipfelaufbaus gehen auf Partoangs in ungefähr 2100 m Höhe in das Kristallin über, der Kalkschutt zieht sich aber viel tiefer bis in die Waldregion herab. Dieses Ineinandergreifen verschiedener Gesteinsformationen bringt eine reizvolle Vielfalt der Flora mit sich, die den Wanderer und Blumenfreund überrascht. So ist hier die Rauhaarige Alpenrose (Almrausch, Rhododendron hirsutum) unmittelbar neben der Rostblättrigen (Rhododendron ferrugineum) anzutreffen. In den Kalkschutthalden unterhalb des Piz-Lad-Nordgrates liegt der Dreiländergrenzstein Österreich – Schweiz – Italien.

Im Norden ist dem Piz Lad ein großes, geschlossenes Waldgebiet vorgelagert, das im Westen vom Inn, im Osten vom Stillebach begrenzt ist. Zwei, von den eiszeitlichen Eisströmen gerundete Kuppen heben sich aus der Waldregion, der Große und der Kleine Mutzkopf, 1812 und 2000 m hoch. Wie zwei Edelsteine liegen zwei Wasseraugen im Tannengrün: der Schwarze See mit 2,3 ha Größe und der Grüne See, 1,6 ha. Ersterer ist wegen seines sauerstoffarmen Moorwassers fischlos, erfreut sich aber durch seinen Reichtum an Seerosen und der hier fast alljährlich einstehenden Wildenten zahlreichen Besuchs durch Wanderer, letzterer ist reich mit Fischen besetzt. 1768 waren es „Hechte und Schneiderfischchen“, heute tummeln sich im klaren Wasser mit Trinkwasserqualität auch Karpfen und Schleien. Das Wasser des Schwarzen und des Grünen Sees wurde bis in die fünfziger Jahre herein zur Bewässerung der Wiesen im Gebiet der Norbertshöhe und um den Tief- und Riatschhof genutzt. Heute sind die Wasserwaale verfallen und zugewachsen. Viele Hochmoorflächen liegen in den Mulden dieses Waldgeländes. Sie weisen nicht nur interessante Pflanzengemeinschaften auf, sondern sind auch von besonderem landschaftlichen Reiz. Daß dieses große, zusammenhängende Waldgebiet auch einen seltenen Wildreichtum aufweist, läßt sich leicht denken. Luchs und Bär traten hier vereinzelt noch in unserem Jahrhundert auf. Zwischen Norbertshöhe, Inn und Stillebach erheben sich die letzten Ausläufer der Sesvennagruppe, die Sellesköpfe, 1644 m. Sie fallen gegen den Inn 600 Meter tief sehr steil ab, bilden eine unüberwindliche Barriere gegen das Inntal. Als 1834 der Bau der Festung Nauders am Eingang zur Finstermünzer Schlucht angeordnet wurde, plante man, im Zuge dieser Straßensperre umfangreiche Befestigungsanlagen auf den Sellesköpfen. Man wollte die aus Italien über das Stillfer Joch nach Mais und Landeck führende Straße



*Kreuz am
Schwarzboden
oberhalb Nauders
gegen Piz Lad.*

*Foto:
L. Thoma*

mit starken Verteidigungsanlagen sperren. Zur Ausführung kam es jedoch nicht. Während des Ersten Weltkrieges wurde auf den Sellesköpfen ein weitläufiges System von Schützengräben, Laufgräben, Geschützstellungen mit Unterständen und Kavernen erbaut, die zum Teil heute noch erhalten sind. Sie sollten im Falle eines Durchbruches der Italiener an der Ortlerfront als starker Verteidigungsriegel dienen, wurden aber nicht gebraucht. Wie stark Nauders seit dem Mittelalter in das Tiroler Verteidigungssystem und leider mehrmals auch in kriegerische Auseinandersetzungen einbezogen war, das zeigen die alten Überreste der Wehranlagen: die kleine Feste Siegmundseck in der Finstermünz, die Reste der alten Niklasmauer in der unmittelbaren Nachbarschaft der Festung Nauders, die Obere und die Untere Schanze auf Lawerz und der Norbertshöhe aus den Franzosenkriegen, die Festung Nauders aus der Mitte des letzten Jahrhunderts, die Stellungen aus dem Ersten Weltkrieg auf Selles und auf Bazahl.

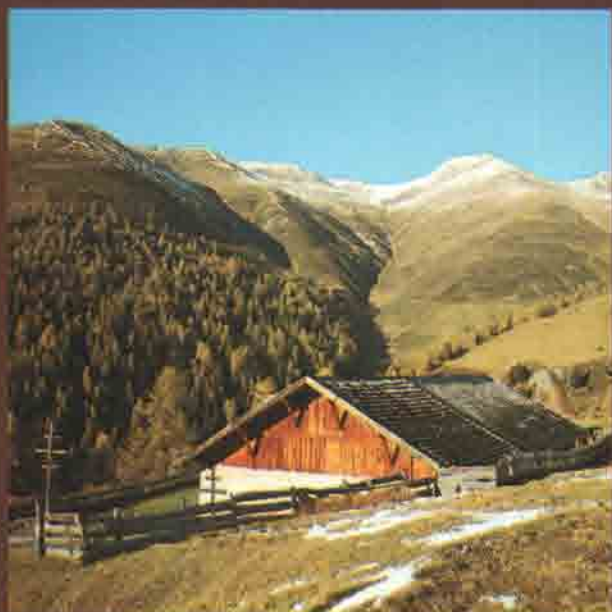
Samnaungruppe

Die Samnaungruppe schließt den Bergkranz um Nauders im Westen, doch sie liegt durchwegs auf Schweizer Staatsgebiet und ist durch die tiefe Innschlucht, die ja auch die Grenze zwischen Österreich und der Schweiz bildet, vom Nauderer Talkessel getrennt. Vom Piz Arina im Südwesten über Muttler (3300 m, höchster Gipfel der Samnaungruppe), Piz Malmurainza (3038 m), Mundingrat (3115 m), Piz Mundin (3146 m), Mundin-

turm und Mundinnadel (3120 m) bis zum Piz Alpetta (2974 m) zieht sich die Reihe respektabler Gipfel. Alle sind lohnende Aussichtsberge, ganz abgesehen davon, daß sie zum Großteil auch für den Kletterer höchst interessante Aufstiege bieten. Die schwarzen Dioritwände des Piz Mundin und der wuchtige Mundinturm, an dem noch die zwei scharfen, dünnen Mundinnadeln kleben, weisen die schwierigsten Kletterrouten in der Samnaungruppe und im Bergkranz rings um Nauders auf. Diese, aber auch schon der herrliche Tiefblick auf Nauders und die Aussicht ringsum auf die ungezählten Gipfel lohnen die Fahrt über Martinsbruck nach Schleins und die Schleinser Alm und den Anstieg auf einen der genannten Gipfel.

Das Dorf

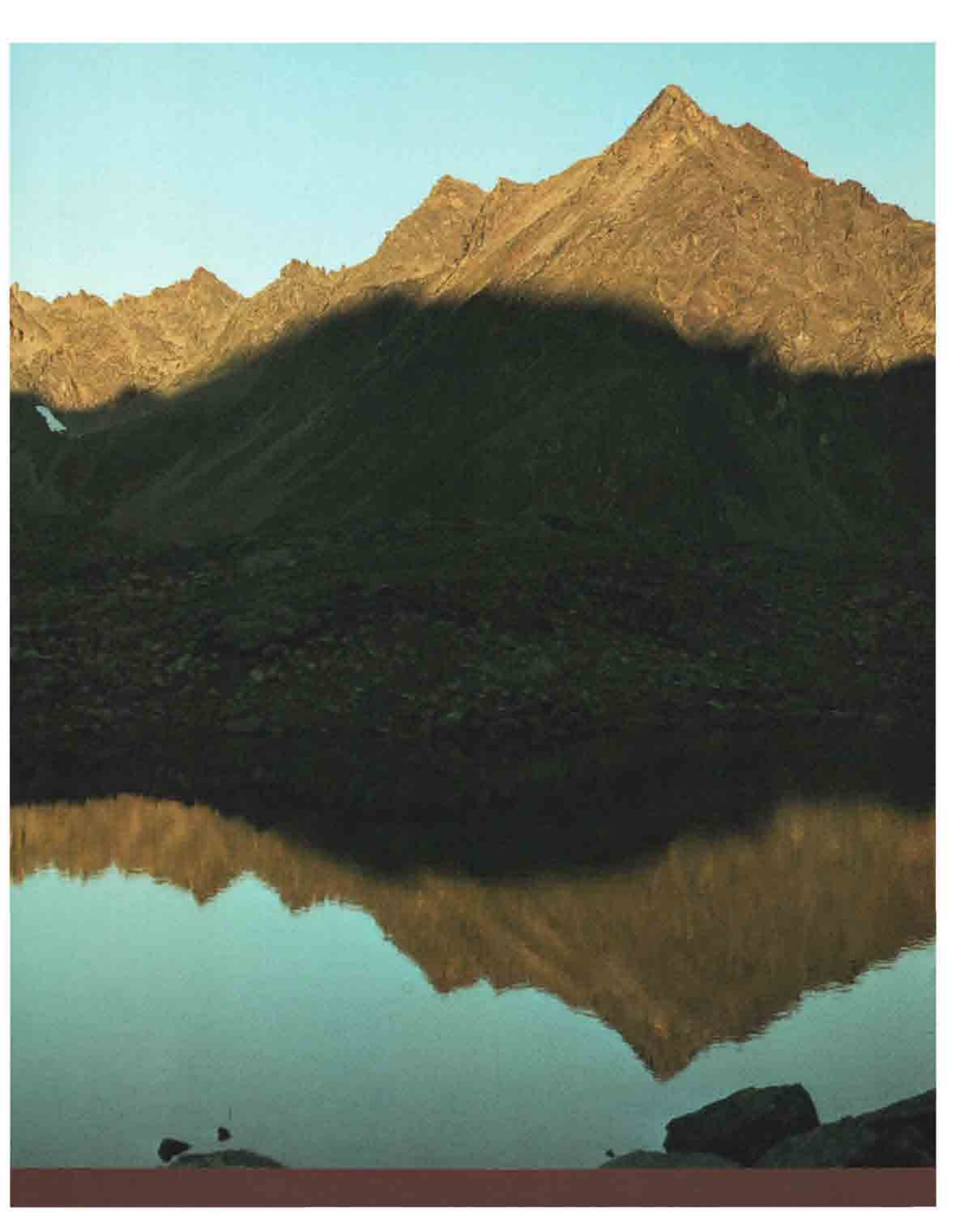
Imitten dieser herrlichen Berglandschaft, die eine Vielfalt in ihren Erscheinungsformen ausweist, wie sie kaum anderswo anzutreffen ist, liegt Nauders, sonnig, frei, einladend. Trotz der vielen Neubauten hat der Ort seinen dörflichen Charakter bewahrt und weist noch einige Gassen und Straßenzüge auf, wie sie für eine romanische Haufendorfanlage typisch sind. Vereinzelt stehen noch die breiten, ganz gemauerten, eng zusammengebauten Seiten- und Mittelfurhäuser mit großen Durchfahrten, mit dickwandigen steinernen Freitreppen, Erkern und erkerartig aus der Hauswand vorspringenden Backöfen. Die Pfarrkirche mit ihrem spitzen gotischen Turm beherrscht wie ein Wächter das



Ganz oben:
Piengalm gegen Tschey-Egg
Darunter:
Auf dem oberen Mataunboden
im Saletz gegen Mataunkopf
Rechts:
Sonnenaufgang bei
den Goldseen, darüber
links Plamorder-, rechts
Bergkastlspitze.

Fotos:
L. Thoma





*Schloß Naudersberg –
heute Restaurant und Museum –
gegen Samnaungruppe.
Dem im Vordergrund abgebildeten
Ochsengespann werden die
Besucher von Nauders heute
wohl nicht mehr begegnen.
Foto: L. Thoma*

Dorf. Sie ist dem Apostel Rätians, dem heiligen Valentin, geweiht, der um 400 n. Chr. hier unter der mächtigen Dorflinde das Christentum predigte. Eine Nachfolgerin dieser Linde steht heute noch als mächtiger Baum unterhalb der Kirche. Dieser Platz war auch Dingstätte des alten Gerichtes Naudersberg. Hier fanden die öffentlichen Gerichtstage statt. So berichtet eine Urkunde vom 11. Januar 1464: „...waren vil nachpawren vor der kirchen und es ware ain gross gestrudel unterm folgk“. Sehr genau wird in einem Gerichtsprotokoll vom 17. Januar 1619 verzeichnet: Der Verbrecher, der im fürstlichen Confinschloß Naudersberg verwahrt wurde, wird „aus der fron genommen und von dannen alhieher auf dem Oberrn Platz unter der Pharrkürchen als ordentlicher gedingstat mit stuck und panden vor ganzer versampler menig und zusammenkunft des volcks fürgefirt.“ Durch das Unterdorf führt die alte Hauptstraße über den Paß, hier stehen heute noch die alten, behäbigen Gasthöfe. Sie sorgten nicht nur für das leibliche Wohl der Händler, Pilger, Handwerker und Krieger, die über den Reschen zogen, sondern auch für Vorspann und Pferdewechsel. In den großen Stallungen, die zu den Gasthöfen gehörten, standen jeweils an die 80 Pferde. Der Lastwagenverkehr von Pfunds nach Nauders herauf erforderte für jeden doppelbespannten Lastwagen vier zusätzliche Pferde als Vorspann. Dieser Vorspann entfiel erst mit der Inbetriebnahme der neuen Straße 1854. Seit dem gewaltigen Aufschwung des Fremdenverkehrs in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich die Anzahl der Häuser in Nauders verdoppelt. Der Fremdenverkehr hat sich zur größten Einnahmequelle der Bevölkerung von Nauders entwickelt. Bei 1200 Einwohnern hat der Ort heute fast 3000 Fremdenbetten anzubieten. Dominierte früher der Sommerfremdenverkehr, so hat seit dem Bau der Bergkastl-seilbahn im Jahre 1973 die Wintersaison eine derartige Steigerung der Nächtigungsziffern erfahren, daß sie nunmehr die Sommerergebnisse überflügelt. Nauders bietet im Winter zwölf Aufstiegshilfen für den Pistenfahrer an, im Sommer sind davon nur die Bergkastl-seilbahn und der Sessellift auf den Kleinen Mutzkopf in Betrieb. Landwirtschaft und Kleingewerbe spielen heute im Dorf nicht mehr die große Rolle wie früher. Es gibt keinen Bauern mehr, der ausschließlich von der Landwirtschaft lebt. Aber wie überall in den Alpen, so sind die Bauern auch in Nauders die, die dank ihrer mühevollen Arbeit die Kulturlandschaft zumindest im Talbereich noch lückenlos bearbeiten und pflegen und sie als Erholungslandschaft für die Allgemeinheit erhalten. Es sind seine Liebe und tiefverwurzelte Verbundenheit zur Heimat, die ihn bewegen, seiner schweren Arbeit nachzugehen, auch wenn sie wenig oder nichts abwirft und von der Öffentlichkeit weitgehend unbedankt bleibt. Die alten Kleingewerbebetriebe sind alle aufgelassen. Die Wasserräder am Stillebach und am Dorferbach, die einst die Getreidemühlen, die Sägemühlen, die Hammerwerke der Schmiede, die Walken und Stampfwerke betrieben, stehen still, sind teilweise morsch und zusammengefallen. Die Gerbbetriebe, die Webereien, die Färbereien, die Tischler-, Wagner- und Sattlerbetriebe existieren nicht mehr. Heute arbeiten hier nur mehr ein Bau- und Möbeltischler und ein Installateur und Spengler.



Schloß Naudersberg

Auf einem sanften, von der Natur wenig geschützten Hügel steht Schloß Naudersberg, jahrhundertlang Sitz der Pfleger (= Richter) der Tiroler Landesfürsten, Bollwerk zum Schutz der Reschenstraße und lange Zeit auch Grenzfeste gegen das Engadin. Die ersten urkundlichen Erwähnungen des Schlosses stammen aus dem frühen 14. Jahrhundert. Die am Schloßhügel gefundenen römischen Münzen aus der Zeit des Domitian 81–96 und des Antonius Pius 131–161 aus der Blütezeit der Via Claudia Augusta lassen ahnen, daß dieser Ort schon sehr früh bedeutungsvoll war. Naudersberg wurde 1499 von den Engadiner eingekommen und niedergebrannt. In folgenden Jahrzehnten wurde das Schloß wieder aufgebaut und erhielt im wesentlichen sein heutiges Aussehen. Bis 1919 beherbergte es das Gericht. In der Folge waren im Schloß mehrere Wohnparteien, einige Jahre war ein Ferienhaus untergebracht. Schließlich stand Naudersberg leer und drohte zur Ruine zu werden. 1980 kaufte die Familie Kölleman aus Nauders vom Land Tirol das verfallene Gemäuer und begann mit der Restaurierung. Nunmehr ist in den ehemaligen Stallungen und Kellerräumen ein Restaurant untergebracht. In den oberen Stockwerken wird ein Museum über das Gerichtswesen und den Verkehr über den Reschenpaß eingerichtet. Da sitzt in einem düsteren Turmverlies mit einer schweren Eisenkette an einen Steinblock geschmiedet der Hexenmeister Florian Scheibenstock und wartet auf die Vollstreckung des Todesurteils, den Tod auf dem Scheiterhaufen. Der Besucher kann einen Blick in die alte Gerichtskanzlei aus der k. u. k. Zeit werfen, aus der der Richter soeben für einen kurzen Augenblick weggegangen zu sein scheint. In anderen Räumen erinnern Schaustücke, Pläne, Bilder, Stiche und Modelle an den Verkehr über den Reschen in vergangener Zeit. Und schließlich kann man sich in den ehemaligen Stallungen, die heute Restaurant sind, überzeugen, daß Tiroler Speckknödel wirklich nicht so grauenvoll schmecken, wie Monsieur Frédéric Mercey aus Frankreich 1830 behauptete. Beeilen Sie sich, von dieser Stätte zu fliehen? Sicher nicht! Nauders ist ein reizendes Tiroler Dorf in einer anmutigen Berglandschaft, das zum Wandern und zu geruhsamem Verweilen einlädt.

Zeugen der Klimageschichte im oberen Radurschltal

Alte Gletscherstände und Blockgletscher in der Umgebung des Hohenzollernhauses

Hanns Kerschner

Das obere Radurschltal mit dem Hohenzollernhaus als Stützpunkt im Kerngebiet des neu aufgelegten Alpenvereinskartenblattes „Nauderer Berge“ besitzt einen ausgesprochen reichhaltigen und vielfältigen spät- und nacheiszeitlichen Formenschatz. Zum einen sind es Ufer- und Endmoränen von Gletschern, die es erlauben, eine frühere Vergletscherung zu rekonstruieren, zum anderen sind es verschiedene Blockgletscher, die von früheren und heutigen Vorkommen des Dauerfrostbodens (Permafrost) Zeugnis ablegen. Da das beschriebene Gebiet zum weitaus größten Teil oberhalb der Waldgrenze liegt, können die interessanten Stellen entweder gut von den einzelnen Tourenanstiegen aus überblickt oder unschwierig direkt aufgesucht werden. Die beigegegebene Karte (s. S. 27) möge diesen Überblick erleichtern helfen.

Geologisch ist das Gebiet recht einheitlich aufgebaut. Die Gneise, die hier vorkommen, bieten für die Entwicklung der Landformen alle recht ähnliche Bedingungen und unterscheiden sich noch am ehesten im Charakter ihrer Verwitterung. So verwittern die Muskowitgranitgneise, die die markanten Berggestalten des Glockturms und des Wildnörderers aufbauen, eher zu großen, kompakten Blöcken, während etwa die Schiefergneise im Talhintergrund vor allem plattigen und in vermehrtem Ausmaße auch kleinstückigen Schutt liefern. Im Mündungsbereich des Radurschltales treten kalkige Bündnerschiefer des Unterengadiner Fensters auf. Dort sind die Berge etwas sanfter und oft bis weit hinauf begrünt. Geologisch sind diese Bündnerschiefer wesentlich jünger als die Gneise des hinteren Talabschnittes, die auf den Bündnerschiefern aufliegen, ein Ergebnis des Deckenbaus der Alpen.

Die meisten Gipfel des Gebietes bleiben in Höhen um 3000 m. Dadurch und wegen der verhältnismäßigen Trockenheit dieses Gebirgsabschnittes ist die heutige Vergletscherung recht bescheiden. Die Gleichgewichtslinie der Gletscher, sie trennt das Nährgebiet eines Gletschers vom Zehrgebiet, liegt schattseitig gegenwärtig um 2900 m, also zumeist im Bereich der Gipfelaufbauten, die für eine Gletscherbildung denkbar ungeeignet sind. Den Sommer überdauernde (perennierende) Schneeflecken findet man je nach Jahr bis in Höhen von etwa 2700 m, nur vereinzelt tiefer. Ihre größte Verbreitung finden sie am südlichen Grenzkamm, der das Radurschltal vom Langtaufental trennt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Vergletscherung

ein wenig umfangreicher; vor allem am Grenzkamm bildeten sich an den Stellen, die heute perennierende Schneeflecken tragen, einige kleine Gletscherchen. Damals lag die Schneegrenze nordseitig im Mittel bei rund 2800 m, talein etwas tiefer, talaus deutlich ansteigend. Die Waldgrenze, die besonders im mittleren Abschnitt des Radurschltales als obere Grenze eines dichten, geschlossenen Zirbenwaldes entwickelt ist, liegt bei 2200–2300 m, also rund 600–700 m tiefer als die gegenwärtige Schneegrenze. Diese Verhältnisse änderten sich während der letzten 9500–10 000 Jahre nur wenig und blieben meist in dem Rahmen, der durch die heutigen Verhältnisse einerseits, durch die Verhältnisse während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts andererseits abgesteckt ist (vgl. Patzelt 1975).

Während also in der Nacheiszeit das Zusammenspiel von Klima und Geländeform nur eine bescheidene Vergletscherung ermöglichte, waren die Voraussetzungen für die späteiszeitliche Vergletscherung wesentlich günstiger. Im gesamten Gebiet existieren in Höhenlagen zwischen 2400 m bis 2900 m flache, zum Teil ausgedehnte Karböden. Ein gutes Beispiel dafür sind die weiten Böden des Hinteren Bergle, die man beim Aufstieg zur Nauderer Hennesigispitze überqueren muß. Diese Verflachungen kann man als Reste eines alten, sanfteren Reliefs deuten, das in den Alpen während des Jungtertiärs unter randtropischen bis subtropischen Klimabedingungen entstand. Für die Entwicklung und das Ausmaß der späteiszeitlichen Vergletscherung sind diese Verflachungen von großer Bedeutung. Wenn die Gleichgewichtslinie der Gletscher soweit abgesenkt wird, daß sie in den Bereich solcher Verflachungen zu liegen kommt, steigt damit das Ausmaß des Nährgebietes eines solchen Gletschers rasch an und es wird eine verhältnismäßig ausgedehnte Vergletscherung ermöglicht. Dieser Fall trat im Untersuchungsgebiet zuletzt während des Egesenstadiums des Alpinen Spätglazials ein. Diese Gletschervorstoßperiode, die zeitlich der „Jüngeren Dryas“ (11 000–10 000 vor heute), also der letzten Kaltphase der letzten Eiszeit entspricht, hinterließ eine auffallende Abfolge von Ufermoränen am linken Hang des Tales zwischen Vorderem Bergle und Brunnekar (Abb. 1). Diese Moränen sind frisch, gut erhalten und stellenweise recht blockig. Sowohl die Ufermoräne des äußersten Vorstoßes als auch die eines darauffolgenden, die steiler zum Tal hin abfällt, sind besonders vom Anstieg zum Glockturm aus am gegenüberliegenden Hang gut zu beobach-



Oben, Abb. 1:
Ufermoränen am
linken Hang des Radurschl-
tales unterhalb
des Wildnörderers.
Rechts oben, Abb. 2:
Stirnmoränen beim
Hohenzollernhaus
(Egesenmaximalstand)
Rechts unten, Abb. 3:
Stirnmoränen des
zweiten Egesenvorstoßes
bei der Zollwachhütte.



Fotos:
H. Kerschner,
August 1980.

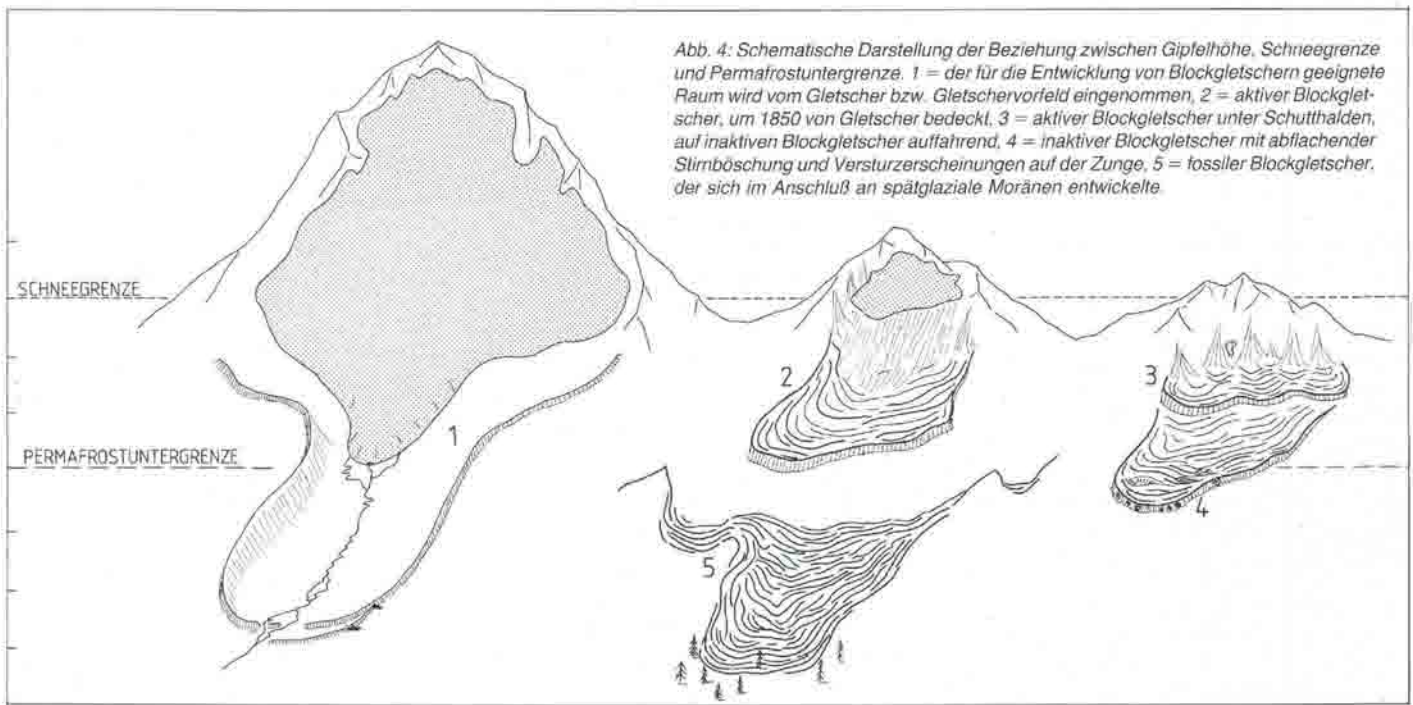


Abb. 4: Schematische Darstellung der Beziehung zwischen Gipfelhöhe, Schneegrenze und Permafrostuntergrenze. 1 = der für die Entwicklung von Blockgletschern geeignete Raum wird vom Gletscher bzw. Gletschervorfeld eingenommen, 2 = aktiver Blockgletscher, um 1850 von Gletscher bedeckt, 3 = aktiver Blockgletscher unter Schutthalde, auf inaktiven Blockgletscher auffahrend, 4 = inaktiver Blockgletscher mit abflachender Stirnböschung und Verstürzungen auf der Zunge, 5 = fossiler Blockgletscher, der sich im Anschluß an spätglaziale Moränen entwickelte

ten. Sie zeichnen einen Talgletscher nach, der vom Hinteren Berge kommend einen Zufluß aus dem Vorderen Berge bekam und dementsprechend wohl auch noch einen Eiskontakt mit einem Gletscher aus dem Hüttekare hatte. Die Stirnmoräne des äußersten Vorstoßes liegt beim Hohenzollernhaus; ein Wall davon klebt als eine Anhäufung von grobem Blockwerk an dem Rundbuckel, auf dem das Hohenzollernhaus steht. Kaum 100 m südlich davon findet man eine weitere Stirnmoräne (Abb. 2). Die Stirnmoränen des zweiten Vorstoßes, die zur steiler abfallenden Ufermoräne gehören, findet man auf dem Buckel, auf dem die Zollwachhütte steht (Abb. 3). Spuren weiterer Gletschervorstöße, die dem Egesenstadium zugehören, findet man vor allem im Vorderen Berge. Man sieht damit sehr schön, daß das Egesenstadium im Radurschtal so wie in anderen Gebieten auch, eine reichhaltige Abfolge von gletschergünstigen Abschnitten mit Vorstößen und gletscherungünstigen Perioden mit Gletscherrückzug umfaßte (vgl. dazu etwa Heuberger 1966, Kerschner 1979, Müller et al. 1981, Maisch 1981).

Ältere Moränenreste findet man ebenfalls am linken Talhang oberhalb der äußersten Egesenmoränen. Sie sind nur sehr lückenhaft erhalten und meist ziemlich schwer erkennbar, weil sie nach ihrer Ablagerung durch Vorgänge des Bodenfließens verformt wurden. In ihrem obersten Abschnitt sind diese Moränen, die einen etwas größeren Gletscherstand nachzeichnen, girdanartig verformt und in ein blockgletscherartiges Verfließen geraten. Nach der üblichen alpinen Spätglazialgliederung wird man diese Moränen dem Daunstadium zuordnen können. Das Ende dieses Gletschers ist nicht mehr erhalten, doch kann aus dem Verlauf der Ufermoränen geschlossen werden, daß der Gletscher damals noch über die Steilstufe beim Hohenzollernhaus hinunterreichte.

Die Nauderer Berge sind das mit Abstand blockgletscherreichste Gebiet der österreichischen Alpen. Man findet nur wenige Kare, in denen diese Formen nicht entwickelt sind. Blockgletscher benötigen, um sich bilden zu können, einerseits eine ausreichende Schutzzufuhr aus Moränen oder Schutthalde und andererseits Bodentemperaturen unter dem Gefrierpunkt, so daß der

anfallende Schutt mit dem von oben eindringenden Wasser (Schneeschnmelze, Regen) zu einer kompakten Masse zusammenfrieren kann, die sich unter dem eigenen Gewicht plastisch verformt und damit in Bewegung gerät. In geringen Mengen kann in den Blockgletschern der Alpen auch Lawinenschnee und vereinzelt auch ein Rest von Gletschereis enthalten sein. In jedem Fall ist ein Blockgletscher aber ein Hinweis auf die Existenz von ganzjähriger Bodengefrorenis (Permafrost).

Die einleitend geschilderten Bedingungen – hohe Lage der Gleichgewichtslinie und damit geringe Vergletscherung – und eine Höhe der Permafrostuntergrenze in etwa 2600 m in schattseitigen Hanglagen bieten ideale Voraussetzungen für die Blockgletscherverbreitung. In Abb. 4 ist der Zusammenhang zwischen der Höhe der Gleichgewichtslinie, der Gipfelhöhe, der Permafrostuntergrenze und der Blockgletscherverbreitung in Anlehnung an ein Schema von Haerberli (1979) dargestellt.

Die meisten der Blockgletscher im oberen Radurschtal sind aktiv, das heißt, daß sie sich mit einer Geschwindigkeit von einigen Zentimetern bis mehreren Dezimetern pro Jahr vorwärts bewegen. Sie zeigen eine frische, oft steinschlägige Stirn. Ihren Schutt beziehen sie zum Teil aus Schutthalde, zum Teil aus dem Moränenmaterial von Gletschern. Manche von ihnen weisen auch heute noch in ihrem obersten Abschnitt einen kleinen Gletscher auf, bei anderen kann man erkennen, daß sie um 1850 auf ihrer Oberfläche einen Gletscher trugen. Schöne Beispiele dafür findet man vor allem im hinteren Talabschnitt (Hennesigkar, Hinteres Berge). Der größte und eindrucksvollste aktive Blockgletscher füllt jedoch das Hüttekare aus. Deutliche Quer- und Längswälle gliedern die Oberfläche dieser Blockgletscher in den Bereichen, die stets unvergletschert waren, während die Oberfläche in den Abschnitten, die um 1850 vergletschert waren, meist etwas ausgeglichener verläuft. Daß Blockgletscher in ihrem Inneren vorwiegend aus feinerem Material bestehen, in dem die größeren Blöcke eingebettet sind, kann man ebenfalls beim Hüttekareblockgletscher am Anstieg zum Glockturm gut beobachten. Die mittlere Höhe dieser aktiven Blockgletscher liegt im Schnitt bei 2720 m (N-Exposition). Wenn im Gefolge einer klima-

tischen Erwärmung die Permafrostuntergrenze ansteigt, so kann der gefrorene Kern eines Blockgletschers in vermehrtem Ausmaß abzuschmelzen beginnen. Die Auftauschicht wird mächtiger als der Betrag, um den die jährliche Winterkältewelle in den Boden eindringt (Barsch 1973) und die Bewegung des Blockgletschers hört auf. An seiner ehemals frischen Stirn beginnt sich eine Pionervegetation anzusiedeln, ansonsten gleicht seine äußere Form aber noch einem aktiven Blockgletscher. Derartige Blockgletscher werden als inaktiv bezeichnet. Man findet Beispiele dafür etwa im Vorderen Berge, im Brunnekar oder im Mutterloch. Ihre mittlere Höhe liegt rund 150 m tiefer als die der aktiven Blockgletscher im Gebiet.

Sie wurden wahrscheinlich in den letzten hundert Jahren inaktiv. Ist der Eisgehalt von Blockgletschern vollständig geschmolzen, so spricht man von einem fossilen Blockgletscher. Sie zeigen das typische Kleinrelief in besonders ausgeprägter Form. Ihre Oberfläche besteht meist aus einem recht unwegsamem Gewirr von grobem Blockwerk, selten Feinmaterial, das von Flechten, Rasenpolstern und Zwergsträuchern bewachsen ist. Zum Teil sind Partien davon auch bewaldet, etwa der unterste Teil des fossilen Blockgletschers im Miseri oder – außerhalb des beschriebenen Gebietes – der untere Abschnitt des ausgedehnten Blockgletschers „In der Gande“ im Südwesten der Nauderer Berge. Man sieht, daß auch die Flurnamen sehr charakteristische Aussagen über diese Formen machen. Weitere Beispiele findet man etwa im Brunnekar und im Vorderen Berge, östlich und südlich des Wildnörderers, der von Blockgletschern fast vollständig umgeben ist. Fossile Blockgletscher sind Anzeiger früherer Permafrostvorkommen und damit kälterer klimatischer Verhältnisse. Der Zeitraum ihrer Aktivität kann meist nur recht grob bestimmt werden. So liegen die fossilen Blockgletscher im Vorderen Berge in einem Bereich, der daunzeitlich noch zum Nährgebiet des Gletschers gehörte, sie müssen also jünger sein. Zwei andere Exemplare haben sich am Ausgang dieses Kares in einem Bereich entwickelt, der während der größten Vorstöße des Egesenstadiums noch vergletschert war, sie müssen also jünger als diese Vorstöße sein. Das Ende ihrer Aktivität fällt wohl mit der raschen Klimabesserung zusammen, die vor etwa 10 000 Jahren den Beginn der Nacheiszeit markiert. Fossile Blockgletscher in größeren Höhen, wie man sie z. B. am Weg zum Glockturm im Hüttekarak quer, können auch während eines Zeitabschnittes im Postglazial, der permafrostgünstiger war, aktiv gewesen sein.

Aus den beschriebenen Gletscherständen und der Verteilung der aktiven, inaktiven und fossilen Blockgletscher können einige klimageschichtliche Schlußfolgerungen gezogen werden, wofür gerade in den letzten Jahren das Interesse merkbar gestiegen ist. Die Beziehungen zwischen Gletschern, Blockgletschern und den klimatischen Verhältnissen sind zwar kompliziert und teilweise auch mehrdeutig, in der letzten Zeit bestehen aber zunehmend Möglichkeiten, die Zusammenhänge zumindest ansatzweise zu entwirren. Um alte Gletscherstände klimatisch ausdeuten zu können, benötigt man vor allem Anhaltspunkte über die damalige Sommertemperatur, dann kann man die Änderung des Jahresniederschlages abschätzen (Kuhn 1982, Kerschner 1982).

Die Höhe der Gleichgewichtslinie des Egesen-Maximalvorstoßes (Gletscherende beim Hohenzollernhaus) lag bei 2600 m; rechnet man mit einer Erniedrigung der Sommertemperatur von 2,5 °C für diesen Zeitraum, so kann man eine Verringerung des Jahresniederschlages auf etwa 70 % des heutigen Wertes aus der Höhe der Gleichgewichtslinie abschätzen (Kerschner 1982, Gleichung 3). Blockgletscher können als Anzeiger für die Jahrestemperatur verwendet werden. So liegt der Blockgletscher im Miseri, den man in das Egesenstadium rechnen kann, 500 m tiefer als die heute aktiven Blockgletscher, was einer Erniedrigung der Jahrestemperatur um rund 3,5–4 °C entspricht. Man kommt für diesen Zeitraum also zum Bild eines Klimas mit recht kalten und trockenen Verhältnissen; kalten Sommern standen sehr kalte Winter gegenüber, insgesamt war es recht trocken, es fiel damals, vor rund 10 000–11 000 Jahren fast ein Drittel weniger Niederschlag als heute. Auch gegen Ende des Egesenstadiums muß es noch sehr kalt gewesen sein, Blockgletscher reichen weit in ein Gebiet hinein, das von den Gletschern schon länger freigegeben worden sein muß und deuten auf Jahrestemperaturen hin, die mindestens 3,5 °C kälter als heute waren. Wahrscheinlich ist es obendrein noch zunehmend trockener geworden. Um so bemerkenswerter ist der darauffolgende rasche Klimaumschwung auf nacheiszeitliche Verhältnisse, unter denen wir heute (noch?) leben, der vor etwa 10 000 Jahren stattfand.

Literatur

- Barsch, D., 1973: Refraktionsseismische Bestimmung der Obergrenze des gefrorenen Schuttkörpers in verschiedenen Blockgletschern Graubündens, Schweizer Alpen. *Zeitschrift für Gletscherkunde und Glazialgeologie* 9: 143–167
- Haeblerli, W., 1979: Special aspects of high mountain permafrost methodology and zonation in the Alps. Third International Conference on Permafrost, Edmonton, Can. 1978. Proceedings Vol. I. Ottawa: National Research Council: 379–384
- Heuberger, H., 1966: Gletschergeschichtliche Untersuchungen in den Zentralalpen zwischen Sellrain und Ötztal. *Wissenschaftliche Alpenvereinshefte* 20, Innsbruck – München: Wagner, 126 S.
- Kerschner, H., 1979: Spätglaziale Gletscherstände im inneren Kaunertal (Ötztaler Alpen). *Innsbrucker Geographische Studien* 6: 235–247
- Kerschner, H., 1982: Outlines of the climate during the Egesen advance (Younger Dryas, 11 000–10 000 BP) in the Central Alps of the western Tyrol, Austria. *Zeitschrift für Gletscherkunde und Glazialgeologie* 17/1: im Druck
- Kuhn, M., 1982: Die Reaktion der Schneegrenze auf Klimaschwankungen. *Zeitschrift für Gletscherkunde und Glazialgeologie* 17/1: im Druck
- Müller, H.-N., Kerschner, H. u. Küttel, M., 1981: Gletscher- und vegetationsgeschichtliche Untersuchungen im Val de Nendaz (Wallis) – ein Beitrag zur alpinen Spätglazialchronologie. *Zeitschrift für Gletscherkunde und Glazialgeologie* 16/1: 61–84
- Maisch, M., 1981: Glazialmorphologische und gletschergeschichtliche Untersuchungen im Gebiet zwischen Landwasser und Albulatal (Kt. Graubünden, Schweiz). *Physische Geographie* 3, Zürich: Geographisches Institut der Universität, 215 S.
- Patzelt, G., 1975: Unterinntal – Zillertal – Kitzbühel. Spät- und postglaziale Landschaftsentwicklung. *Innsbrucker Geographische Studien* 2: 309–329



Glazialmorphologische Karte der alten Gletscherstände und Blockgletscher im Radurschthal.



Glockturm von der Radurschscharte, links Matterngrat, rechts Krummgampenturm und Arzkarkopf.

Foto: H. Steinbichler

Wiedersehen nach 1000 Jahren

Das Hohenzollernhaus im Sturm eines halben Jahrhunderts

Christine Schemmann

Geschichte kann man nicht
mit Brettern zunageln
(Bundeskanzler Helmut Schmidt
in seinem Bericht zur Lage
der Nation 1981)

Wenn Richard Oehmig seinen grauen Lodenfilz aufsetzt, dann ist das etwas ganz besonderes. Unwillkürlich trägt er den Kopf höher und fühlt sich in der Forstenrieder Allee zu München gleich mehr zu Hause als oben im sechsten Stock, wo er mit Frau Luise zweieinhalb Zimmer bewohnt. Denn die zwei Nadeln, die an seinem „Trenker“ stecken, sind Symbole für den Teil seines Lebens, der ihm – wenn man von den Alltagsfreuden absieht – der wichtigste, der lebendigste und nachhaltigste ist: am Hut trägt Richard Oehmig (79) aus Berlin-Schmöckwitz (Ost) das alte, bräunlich verwitterte Edelweiß des DuOeAV, und daneben das goldene Ehrenzeichen des Vereins, das ihm vor ein paar Jahren für 50jährige Mitgliedschaft verliehen wurde.

Richard Oehmig gehört zu den alten „Hohenzollern“, zu den wenigen, die den letzten Krieg überlebten. Die meisten sind tot. Der Rest wurde in alle Richtungen der Windrose verweht; einige gibt es noch in Berlin-West, ein paar – vielleicht – in Berlin-Ost. Man weiß nichts, oder nur wenig, von ihnen. Die Mauer hat nicht nur Familien zertrennt, sondern auch Bergfreundschaften.

Hinter dem breiten, tödlich mit Minen gespickten Sperrgürtel an der Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten gibt es noch viele Oehmig's – von den ehemaligen Sektionen Zwickau, Breslau, Weimar und Stettin (um hier nur einige der frühen Gründungen zu nennen), die vergessen sind, überrollt von dem, was man gemeinhin „Geschichte“ nennt.

Weil aber Geschichte auch die Summe menschlicher Schicksale ist, wollen wir die Chronik des Hohenzollernhauses im Radurschtal am Beispiel des Schmöckwitzers aus Berlin-Ost erzählen.

Richard Oehmig war zwei Jahre alt, als anlässlich einer Generalversammlung im November 1905 die Gründung der Sektion Hohenzollern in Berlin beschlossen wurde. Kaiser Wilhelm II. wollte in Tanger, in Deutsch-Ostafrika kam es zu einem Eingeborenen-Aufstand, Heinrich Mann veröffentlichte seinen „Professor Unrat“ und in Dresden schlossen sich die „Brücke“-Maler zusammen. In der Hauptstadt des Kaiserreiches existierten zu jener Zeit die Sektionen Berlin (1869), eine Akademische und „Mark Brandenburg“ (beide 1899) des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Sie waren florierende Zusammenschlüsse, die einen, im wilhelminischen Berlin fast exotischen, gesellschaftlichen Mittelpunkt bildeten und beachtliche alpine und Erschließungserfolge in den Alpen vorweisen konnten.

Ihre Exklusivität schüchterte „Anfänger“ ein. Die Gründer der neuen Sektion wünschten sich „engere Fühlung zwischen den einzelnen Mitgliedern und mehr freundschaftlichen Verkehr im Erfahrungsaustausch“.

Zugegeben: von diesen Hauptstädtern – etwa die Professoren Kraßner und Laux, oder die Doktoren med. Griese und Krause, Victor Mattern (Matterngrat- und Turm am Glockturm), Georg Meubrink und Ernst Klemm – findet man keinen mit „Siegen“ in Registern alpiner Publikationen. Aber gewiß waren sie, weit ab vom Schuß, oder im örtlichen Sprachgebrauch „jottwede“ (janz weit draußen), voller engagierter Begeisterung; mehr vielleicht als manche von denen, die das Alpenpanorama direkt vor der Haustür hatten. Der Verein war ihnen Bergheimat und kein Mittel zum Zweck verbilligter Dienstleistungen.

Staatstreu, kaisertreu und liberal

Eine direkte Verbindung zum Hause Hohenzollern bestand nicht, wie überhaupt die preußischen Hoheiten, anders als Sachsenkönig Friedrich August oder Albert I. von Belgien, zum „echten“ Bergsteigen kein besonderes Verhältnis hatten. Ausgenommen vielleicht die Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Eitel-Friedrich sowie Albert mit ihren Ausflügen (1872 und 1899) zum Hoheck am Watzmann.

Aktiver war die Mutter des bayerischen Märchenkönigs Ludwig II., eine blutjung an die Isar verheiratete Preußenprinzessin. Königin Marie „durchstriefte und durchstieg“ – so ein biographisches Zitat – „das noch menschenverlassene bayerische Gebirge in tagelangen Bergtouren und stellte so vielleicht zum erstenmal den Typ der norddeutschen Alpinistin dar“. Auch sie soll auf dem Watzmann gewesen sein. Ein altes Handbuch vermerkt als bemerkenswerte Besteigungen Säuling, Thaneller, Schlicke, Aggenstein, Köllespitze, Gehrenspitze in den Jahren 1845 bis 1853.

Die Vereins-Hohenzollern wollten wohl mit dieser Namenswahl mehr eine Geisteshaltung ausdrücken: staattreu und kaisertreu. Das Ende der Monarchie nach dem ersten Weltkrieg und der Versuch in Demokratie mit der Weimarer Republik änderte an dieser Namenswahl nichts. Als der „Held“ unserer Hüttengeschichte 1927 – als ausgewachsener junger Mann, der zunächst seine Berufs- und Existenzprobleme angesichts der sich zuspit-

*„Kein anderer Gipfel kann
im Glockturmkeim mit dem
Glockturm rivalisieren...“
Blick vom Wildnörderer
auf den Glockturm.
Foto: H. Steinbichler*

zenden weltwirtschaftlichen Kalamitäten hatte in den Griff bekommen müssen – Mitglied der Sektion wurde, fand er Freunde vor, die „trotz ihrer konservativen Einstellung zum Kaiserhaus liberaldenkend waren, unter ihnen viele Juden, die nicht benachteiligt wurden“, sagt er.

Sein Eintritt war kein Verwaltungsakt. Als alpines Greenhorn brauchte Oehmig zwei Jahre, bis er Mitglieder fand, die für ihn bürgten.

Man war nicht exklusiv. In der Vereinsliste, noch vor dem ersten Krieg, standen Maurermeister, Baurat, Lehrer, Arzt, Oberpflegerin, Schriftsteller, Büroauditär und Kunstgewerberin friedlich nebeneinander. Auch „Fräuleins“ pur gab es: die Hohenzollern nahmen als erste Berliner AV-Gruppe das andere Geschlecht in ihren Reihen auf.

Man feierte Feste – im Winter kostümiert in der Ressource, oder den „Edelweißtag“ bei Kroll. Eine Schuhplattlergruppe hatte auf „Tournée“ in Originaltrachten und mit pingelig genau einstudierten originalen Schließerseer-, Haitauer-, Trauntaler-, Häusratz und Steyrer Tänzen viel Erfolg.

Man wanderte und hielt sich fit beim „Osterspaziergang durch die märkische Blütenpracht“, oder bei Touren durch die Seen- und Wälderlandschaft bei Wünsdorf.

Nun ja, man war sehr weit ab vom Schuß. Zwei Wochen Urlaub im Jahr, das war's für Normalbürger. Außerdem wurde samstags gearbeitet, weniger verdient – Auto und Flugzeug konnten sich nur Privilegierte leisten. Zu ihnen gehörte Dr. Kurt Krause, Assistent am Königlich-Botanischen Museum, der 1912 den Kaukasus bereiste und den Großen Ararat bestieg.

Eine Flagge wird entfaltet

Natürlich gab es Träume vom eigenen Haus in den Bergen. Die Berliner, inzwischen mit 3413 Mitgliedern in allerdings einmaliger Hochform, und dies trotz der neuen Sektionen Charlottenburg (1911) und Kurmark (1912) in Berlin, liebäugelten – laut Schreiben vom 23.9.1913 an den Hauptausschuß des DuOeAV in Wien – mit dem zum Verkauf stehenden Ramolhaus, erwärmten sich für Plätze am Blaueiserner in den Berchtesgadener Alpen oder im Krumml-Tal bei Rauris, aber auch am Glockturmkeim jenseits des Kaunertales.

Der „verehrliche, geehrte Hauptausschuß“ kam nicht mehr zu einer definitiven Entscheidung und teilte nur noch, unter dem 14.3.1914, mit (wobei der seinerzeitige Umgangston Beachtung verdient), „...beehren wir uns zu übermitteln, daß eine förmliche Reservierung des von Ihnen (inzwischen im Kaiserberg- bzw. Radurschital, d. Verf.) gewählten Arbeitsgebietes... nicht erfolgen kann, daß wir aber bereit sind, Sektionen, die sich ebenfalls um das Gebiet bewerben, aufmerksam... auf Ihre Tätigkeit zu machen...“

Denn der erste große Krieg mobilisierte alle Kräfte. Bergsteiger aller Couleur und Dialekte starben den Heldentod; der Gebirgskrieg erregte die Gemüter, und dann die Teilung Tirols mit dem Verlust von über 90 reichsdeutschen Hütten in Südtirol.

Das Schicksal dieser Stützpunkte wurde oft berufen und seinerzeit emotionell beschrieben. Nur daß viele der Sektionen, die sie bauten, inzwischen der Auszehrung – nach dem zweiten großen Krieg – zum Opfer gefallen sind, ist fast unbenutzt unter dem Tisch der alpinen Geschichte verschwunden.

Der administrative Slalom der Hohenzollern bis zur endgültigen Genehmigung des Bauplatzes im hintersten Radurschital, mit Pfunds im Inntal als Talort, die strategischen Gefechte mit der damaligen Forst- und Domänenverwaltung Innsbruck, bei denen ein Amerikaner für das berühmte Pfunds Jagdgebiet in Pacht stand, gaben Stoff für einen Heimatfilm nach dem Muster des „Försters im Silberwald“.

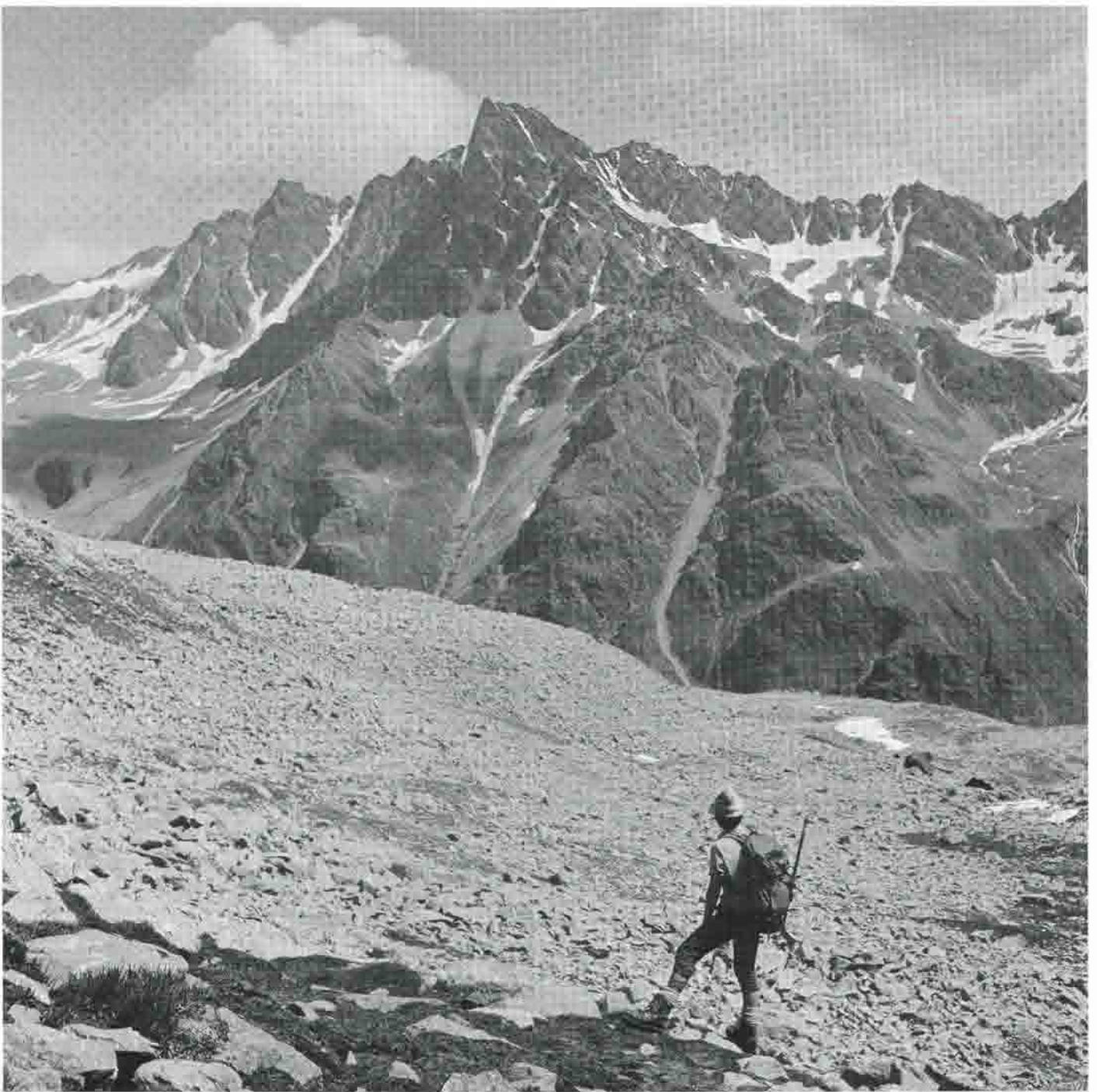
Fast alle Unklarheiten waren beseitigt, als 1921, an einem heißen Sommertag, Ernst Klemm, ein Kartograph aus dem Reichsmarineamt und begeisterter Flieger, außerdem Wegereferent des Hüttenausschusses, von Pfunds aus durch das gut vier Stunden lange Radurschital spazierte. Als „Schneelauf“-Experte und einer der exzellenten Extremen der Hohenzollern wollte er einmal vor Ort sehen, was eigentlich an dem daheim so viel besprochenen, aber eigentlich doch wenig spektakulären Glockturm dran ist. „In der Nähe“, erinnerte er sich später, „wo heute das Hohenzollernhaus steht, entfalten wir eine Flagge und nehmen so gewissermaßen Besitz für unsere Sektion von dieser Gegend“. Über den künftigen Hausberg hinweg und das Riffeljoch ging es dann hinunter zum Gepatschhaus.

Drei Jahre später, als er über den Matterngrat auf die Glockturmspitze kletterte, „stand nun schon das schmucke Haus“, und wieder drei Jahre später war er wieder, zu einer Winterbesteigung, da. Der Glockturm war akzeptiert.

Richard Oehmig, der uns am roten Faden durch diese Story führt, tauchte erst 1929 auf, nach einem Fußmarsch von Füssen über die Zugspitze, ab Hammersbach, im Alleingang bis vor die Hütentür.

Wie eine Windsbraut von Süd nach Nord

Nun haben nicht etwa die Hohenzollern-Bergsteiger „das anmutigste und schönste aller Nebenthäler im ganzen Oberinntal“ entdeckt, „dessen wie eine Windsbraut von Süden gegen Norden herabjagender Wildbach die Gemeinde Pfunds wiederholt die Wuth und Macht der Elemente erkennen ließ“. So jedenfalls äußerte sich 1877 Wenzel Moll, k. u. k. Forstverwalter in Pfunds, in einer Art Gutachten für den DuOeAV über das „Radurschital“. „Hier, nahe der Holzvegetationsgrenze besitzt die Luft weitaus die günstigste Beschaffenheit für den Athmungsprozess“, kurz, der Forstmann empfahl dem Verein ein halbverfallenes Jagdhaus, das privat zum „Hinter-Radurschl-Unterkunftshaus“ mit Comfort umgebaut und ausgestattet werden sollte, für „Touristen und Stadtlüchtige“, wobei er nicht vergaß zu erwähnen, daß „kürzlich eine 64 Jahre alte Dame ohne Überanstrengung den Übergang durch das Nauderertschei- und Sadersthal über Lavauner Joch und Schmalzkopf nach Nauders mitgemacht“ habe. Alle Achtung.



Pfunds, in grauen Vorzeiten „fundus“ – immerhin schon im 13. Jhd. mit eigenem Gerichtsbezirk, lebte im Mittelalter und seit der Postverbindung von Landeck nach Meran (1822) gut vom Verkehr über den Reschenpaß. Aber durch die Einweihung der Kunststraße von Pfunds hinauf nach Nauders (1854) und vor allem durch die Brennerbahn (1867) drohte der Ort ins Abseits zu geraten. Wenzel Moll ahnte möglicherweise schon damals, daß im Fremdenverkehr die Zukunft liegt. Hatte er doch aufmerksam die Aktivitäten der Bergfreunde aus Frankfurt am Main beobachtet, deren alpiner Vorreiter, Dr. Theodor Petersen, unermüdlich die Ötztaler Alpen durchstreifte und schon 1873 das, elegant mit Salon und Stiefelputzer geführte, Gepatschhaus im Kaunertal dem Verkehr übergab.

Von da aus erkundete er auch den Übergang über das Riffeljoch (1875) nach Radurschl, und natürlich auch den Glockturm, der vor ihm nur anlässlich einer Vermessung (1851) und danach vom Pfarrer aus Nauders erstiegen worden war.

„Kein anderer Gipfel kann im Glockturmkeim mit dem Glockturm rivalisieren“ fand Petersen und beeilte sich, das von Förster Moll angepriesene Radurschl-Wirtshaus nach der Eröffnung in die „Obhut der Section Frankfurt“ zu geben. Aber alle Mühen reichten nicht aus, die Radurschlberge attraktiv zu machen. Man liebte damals mehr Eisgehen in der Schweiz und Klettern in den Dolomiten – und konnte es sich auch leisten.

Nauders und Pfunds – wie Kletten

Dem Gasthaus mit Comfort war kein dauerhafter Betrieb beschieden. Durch seine Schließung geriet das Tal in Vergessenheit. Auch, daß der „Stammvater“ des Gletscherpfarrers und AV-Mitbegründers Franz Senn – ein in Tirol häufiger Name – aus Pfunds stammt.

Jener self made-Landrichter Johann Michael Senn (1759–1813) war der einzige aus dem „untersten Stand“ von 300 Mitgliedern des Tiroler Landtages. Er verscherzte sich in den Revolutionskriegen alles Vertrauen, weil er, um sein Land vor den Franzosen zu retten, sehr weitblickend für unser heutiges Verständnis, die Gründung einer neutralen Alpenunion zwischen den Ländern Salzburg, Tirol und Vorarlberg vorschlug – als Schweizer Kanton mit eigener Verfassung. Ein Verräter?

Überhaupt die Nähe der Schweiz. Sie hat Nauders geprägt, auch Pfunds, und beide Ortschaften hängen zusammen wie Kletten. Sie konnten in Haß und Liebe nicht voneinander lassen, prozessierten jahrelang erbittert um Weiderechte auf ihren Almen, hatten später gemeinsamen Gerichtsstand im Nauderer Schloß und blieben ineinander verzahnt, bis in unsere Tage. Selbst Jugenderinnerungen wie die des „Post“-Wirtes von Nauders, Karl Baldauf, bestätigen diesen Zusammenhalt. Er wird uns später noch als sogenannter Hilfsgrenzangestellter an der Nauderer Skihütte begegnen, die ihre eigene, aber eng mit den Hohenzollern verbundene Geschichte hat.

Hotelchef Baldauf denkt heute noch amüsiert an die Spritztouren, die ihn und andere böse Buben hinunter nach Pfunds brachten. Dazu benutzten sie die blitzblanken Steyrer Postbusse mit Coupés für Raucher und Nichtraucher, die seit 1911 fahrplanmäßig Landeck mit Mals verbanden. Für die barfüßige Dorfjugend waren sie der Duft der großen, weiten Welt. Hinten gab es eine Aussichtsplattform. Da sprangen sie auf und schmuggelten sich auf die gleiche Weise mit dem Gegenbus wieder hinauf.

Flieg Adler, flieg...

Die Einweihung des Hohenzollernhauses (2123 m) war in den südlichen, bis dato etwas zu wenig beachteten Ötztalern das Ereignis des Jahres 1924 – in Rosenheim war es die vereinsinterne Hauptversammlungs-Diskussion, ob Juden in den AV gehören oder nicht. In Pfunds aber wurde festlich gespeist und, oben am neuen Stützpunkt, eine Heilige Messe zelebriert. Das Gästeaufkommen war beachtlich; viel Preußen, aber auch die örtliche Prominenz aus Pfunds und Nauders. „Fliege hin, Tiroler Adler, zu unseren Brüdern im Norden und künde ihnen die unverbrüchliche Treue der Tiroler!“, rief der delegierte Abgeordnete Senn vom Landecker Landtag. Zwölf Matratzenlager waren für das unbewirtschaftete Gebäude bewilligt worden, viel zu wenig, wie sich schnell herausstellte.

Die fast gleiche illustre Gesellschaft versammelte sich ein Jahr später „in unserem Hüttengebiet“ oberhalb der Norbertshöhe in Nauders, um ein großzügig angelegtes Mahnmal für die Gefalle-

nen 1914/18 der Sektion Hohenzollern, die Schöpfwarte, feierlich zu übergeben. Sie gilt auch jetzt noch, knapp 60 Jahre später, als einer der schönsten Auslugen hinunter ins Inntal und auf die Engadiner Dolomiten.

Unterdessen liefen die Verhandlungen um den Bauplatz für die geplante Nauderer Skihütte auf vollen Touren. Zunächst wurden aber alle Ersparnisse eingesetzt, um Wege anzulegen und die Hütte am Glockturm großzügig zu erweitern. Nur vier Jahre, nachdem der Tiroler Adler mit Grüßen nach Norden flog, konnte man am Radurschlbach wieder feiern. Das niedliche Selbstversorger-Quartier hatte sich mächtig gemausert. Es gab nun einen großen Gastraum mit extra Küche, sechs Zimmer und zwei Matratzenlager. Anna und Paula Köhle, Töchter des Pfundser Bürgermeisters, zogen in die Kemenate der Wirtschafflerin und übernahmen das Regiment.

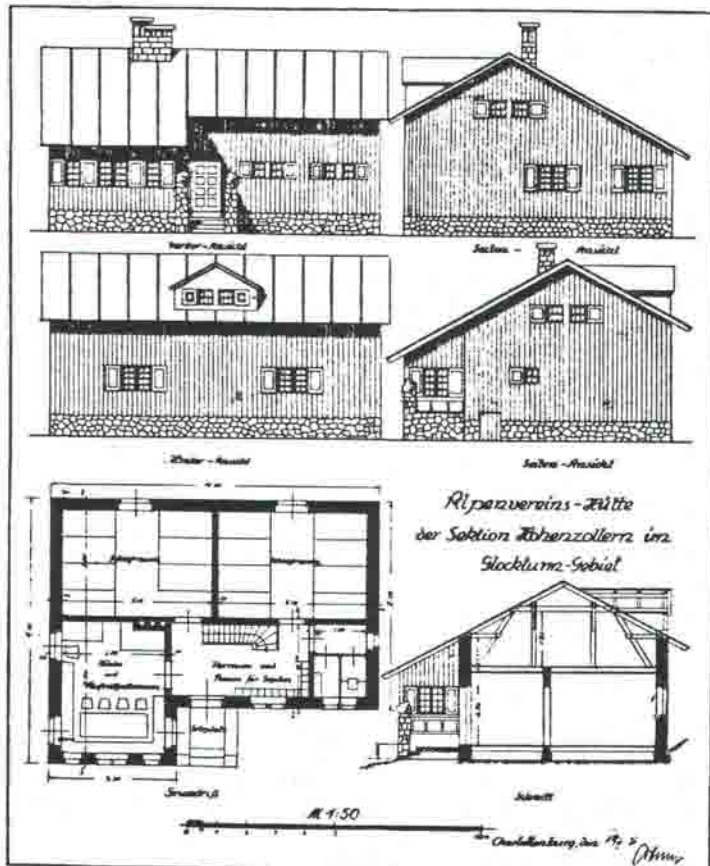
Derweil ging ein Traum baden. Der logisch geplante hüttenverbindende Übergang zum sonnigen Hochplateau am Reschen, mit der von der Vereinszentrale bereits genehmigten Skihütte unter dem Tschey-Joch, fiel in's Wasser. Die Nauderer hatten im Glauben, besonders schlaue zu sein, wenn sie einen zweiten Verein an sich binden, den Österreichischen Gebirgsverein begünstigt. „Die hatten es eilig“, schrieb Victor Mattern an den damaligen AV-Generalsekretär Dr. Morigl und teilte mit, daß im Piengtal von den anderen bereits gebaut wird. Der Ärger saß tief. Das war 1929.

Und da ist wieder Richard Oehmig, der ziemlich erledigt von seiner Marathon-Wanderung ab Füßen im Hohenzollernhaus ankam und von Anna und Paula mit besonderer Aufmerksamkeit hochgepäppelt wurde. „Ein fescher Bursch war er“, erinnert sich Anna, die ältere. Ihre vier Jahre auf der Hütte waren die schönsten, schöner als alles, was man sich damals als junges Mädchen mitten im Gebirge hätte wünschen können, sagt sie heute, nun als verwitwete Herzogin (76) gar nicht weit weg, in Tösens, zu Hause. „Waren Sie denn damals auch auf dem Glockturm?“ Frau Anna lacht: „Und ob! Sie glauben es sicher nicht, aber wir sind im Schürzenkittel mit hinaufgegangen. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen...“

Löwenbraten mit Petruschkasoße

Eine lustige Zeit war das! Gerade, als der Berliner Jungalpinist in jenem Jahr 1929 sich etwas auf die Bärenhaut legen wollte, traf ein Sektions-Stammgast ein, Major a. D. Ernst Löwe, ebenfalls nach einem Solo-Marathon: ab Vent über Vernagthütte, Brandenburger Haus, Fluchtkogel, Weißseespitze und Rauhekopfhütte, Hintere Ölgrubenspitze, Taschachhaus, von da zur Wildspitze, und dann über Ölgruben- und Kaiserjoch: am sechsten Tag stand er vor dem Hohenzollernhaus, und am siebten der Glockturm auf seinem Programm. „Wollen Sie mitkommen?“ Die Verlockung war riesengroß. Und obwohl sich Oehmig eigentlich noch nicht allzuviel zutraute, ging er mit dem Major den Hausberg an – aber über den Matterngrat.

Anna, die den feschen Richard im Auge behielt, schrieb ihm bald



Ganz oben und Planskizze links: Das erste Hohenzollernhaus 1924, eine Selbstversorgerhütte mit 12 Matratzenlagern, die sich bald als viel zu klein für den Besucheransturm herausstellte. Bereits vier Jahre später, 1928, war der Erweiterungsbau (Bild rechts oben) fertiggestellt. Es gab nun einen großen Gastraum mit extra Küche, sechs Zimmer und zwei Matratzenlager.

Postkarten-Reproduktionen: Schemmann



*Oben:
Emblem der Sektion Hohenzollern bei der Gründung (1906)*

Foto: Archiv Schemmann

*Unten: Juli 1929, Mitglieder der Sektion Hohenzollern und Hüttenwirtin Anna (2. v. li.) und Paula Köhle (links) vor dem Hohenzollernhaus.
Foto: R. Oehmig*



darauf den Eintrag aus dem Tourenbuch ab. Auf das, was Löwe unter dem 22.7.29 dort schwarz auf weiß hinterließ, ist er jetzt, als Ost-Rentner, noch stolz:

„Mit Sektionskameraden R. Oehmig zur äußeren Nordostkette des Matterngrates, über den ganzen Matterngrat in 12stündiger, zum Teil schwerer Kletterei auf den Glockturm, wobei sich O. ausgezeichnet bewährte. Ihm fehlen nur noch die Erfahrungen und Steigeisen, ohne die es zu einigen Ausrutschern kommen mußte, bei denen er jedoch sicher am Seil war. 7.30 Abstieg in heller Mondnacht über Riffeljoch, Ankunft in der Hütte 11.30 nachts...“ wo alle Hüttengäste die Spätheimkehrer besorgt erwarteten. Am achten Tag zog Löwe allein weiter, in die Silberretta. Dieser tüchtige Mann starb 1973 in Berlin im Alter von 92 Jahren...

Anna hat den strammen Preußen nicht vergessen. Gewissermaßen als Küchen-Reminiszenz erzählte sie uns, wie einmal am Wildnörderer ein Kalb abstürzte und notgeschlachtet werden mußte, und wie sie dem unglücklichen Hirten eine Keule abkaufte. Was tun, ohne Gewürze und sonstige Feinessen in so einer Berghütte? Da griff der Major ein. Während er das Fleisch mit Speck umwickelte, suchte eine Sektionsdame namens Petruschka etliches von den Kräutern zusammen, die Wenzel Moll anno 1877 in seinem Gutachten so blumig beschrieben hatte. Dann schmorten sie einen Braten, wie ihn die beiden Mädchen noch nie auf dem Teller hatten, ungewöhnlich würzig und schmackhaft. Seitdem stand auf der Hüttenspeisenkarte „Löwenbraten mit Petruschkasoße“. Übrigens wurde, wie uns Anna erzählte, entgegen anderslautenden Gerüchten bei den Hohenzollern am Berg niemals mit Silberbestecken gegessen.

1930 kam Richard im Sommer wieder, aber diesmal mit dem Rad, und dann 1931. Eine Romanze nach Ganghofers Art hatte sich entwickelt – bis sich der Tösenser Herzog die Anna Köhle als Braut heimholte.

Rechts: Anna (links) und Paula Köhle, die Töchter des Pfundser Bürgermeisters, übernahmen 1928 als erste „Wirte“ das Regiment auf dem Hohenzollernhaus.
Unten: Richard Oehmig, damals. Archiv Schemmann und Oehmig



Schatten über den Alpen

Als die ältere Köhle-Tochter auf die andere Innseite hinüber heiratete, malte schon „die neue Zeit“ ihr Morgenrot an den Horizont, das heute noch gewissen Jahrgängen, diesseits und jenseits der deutsch-österreichischen Grenze, Magendrücken verursacht, auch unseren älteren Freunden im ehemaligen vereinten Alpenverein. Wolken zogen, auch international, auf. Wenige sahen sie, erkannten die Richtung. „Macher“ programmierten und organisierten systematisch ein ganzes Volk. 1932 veröffentlichte die Österreichische Alpenzeitung, das Hausblatt des renommierten Österreichischen Alpenklubs, einen Beitrag, in dem zu lesen stand: „Extremer Alpinismus (ist) das sportliche Vorrecht der deutschen Nation.“ Und weiter hieß es: „...Alpinismus steht über der Politik! Und nährt nicht zuletzt vaterländisches Denken... Totalalpinismus (ist) die Domäne der deutschen Alpenländer geblieben... Ein Querschnitt unserer Zeit läßt jedenfalls die Veranlagung einer Rasse auch schon von der sportlichen Seite bestimmen... Deutsche Tat hat die letzte alpine Epoche eingeleitet.“

Nun ja, das war vielleicht Ansichtssache, aber noch nicht unmittelbar gefährlich. Vieles andere, was sich dann zusammenbraute

und keine tausend Jahre dauerte, geriet zur meisterlichen Beherrschung eines Staates, dessen Bürger – ohne Sozialnetz – zermürbt von Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Not waren. Es wurde gejubelt und gehorcht. Der „Führer“ befahl, und alle folgten, mit Ausnahme der Oppositionellen, die entweder nach innen oder nach draußen emigrierten; oder die „sichergestellt“ wurden. Die meisten Volksgenossen wollten wieder Lohn, Wirtschaftsaufschwung, endlich Ruhe und ein bißchen Glück.

Bundeskanzler Helmut Schmidt hat in seinem Bericht zur Lage der Nation 1981 die Binsenweisheit ausgesprochen, daß man die Geschichte nicht mit Brettern vernageln kann. Auch wir sollten dieses Kapitel unserer Vereinsgeschichte nicht verdrängen und uns zu den zwölf Jahren bekennen.

In diesem Zeitabschnitt wurzelt die uns heute wunderbar anmutende, neuralgische Furcht vor Identifikation mit Sport oder Politik – kein Wunder, wenn man die Erlasse und Verordnungen studiert, die der „Deutsche Reichsbund für Leibesübungen“ seit 1933 für alle Bergsteigervereinigungen, gleich welcher Ausrichtung, zwingend erlassen hat. Das Amtsdeutsch jener Jahre ist schneidend. Es stößt ab. Irgendwie drängt sich der Verdacht auf, daß ein ganzes Volk uninformatiert mitgetrottet ist, weil es nicht die Energie aufbrachte, alle diese Befehle und Verfügungen bis zur letzten Zeile durchzulesen.

Heute will man nicht erinnert werden. Aber bei Verdrängung entsteht ein Gefühlsrückstau, der zu psychosomatischem Unwohlsein führt.

Die Grenzen fest geschlossen

In Österreichs Erster Republik ging es Anfang der dreißiger Jahre nicht weniger chaotisch als bei uns zu. Ziemlich viele unserer Nachbarn gaben sich schon deutsch-national, bevor ihr Landsmann A. H. aus Braunau am Inn im Deutschen Reich als Reichskanzler die „Macht“ übernahm. Nach drüben wurde dicht gemacht, das heißt, die Kontrolle des grenzüberschreitenden Personen- und Warenverkehrs, nach Dr. Walter Eulitz, in bisher nie gekannter Weise verschärft mit dem Ziel, Personen und Sachen fernzuhalten, die das politische Geschehen in Deutschland hindern könnten. Das war 1933. Aber das war nicht alles, denn nun wurde „gleichgeschaltet“, auf Biegen und Brechen.

Derweil schloß Österreich mit Italien unter Z. 147035 ein Abkommen; einige Übergangsstellen für Bergsteiger mit Paß und Touristenkarte, offen jeweils zwischen 1.6. und 30.9., wurden eingerichtet. Erst etliche Jahre später durften dort auch wieder Reichsdeutsche hinüber, aber zunächst war der Reschen für sie tabu. Die Hütten der reichsdeutschen Sektionen in Österreich beklagten einen spürbaren Gästeschwund. Auch das Hohenzollernhaus sah seine Berliner viel seltener. Dagegen hatte Südtirol ein gewaltiges Comeback, besonders, seit sich die Achse Berlin–Rom abzuzeichnen begann.

Auch Richard aus Schmöckwitz blieb aus und erkundete systematisch, wenn er nicht zu knapp bei Kasse war, Stubai, Zillertal, Ortler und Tauern. Nun war der Erwerb von österreichischen Zahlungsmitteln von Zuteilungsquoten abhängig, wobei die den Sektionen zugewiesenen Schillingbeträge ausschließlich für bergsteigerische Zwecke bestimmt und die Verantwortlichen gehalten waren, „dafür zu sorgen, daß sie in die rechten Hände“ kamen.

1000-Mark-Sperre, ein Begriff, der die Veteranen des Tourismus in der Alpenrepublik heute noch das Fürchten lehrt. Der um die dreißiger Jahre spürbar aufgelebte Fremdenverkehr wurde einschneidend zurückgeworfen. Die Österreicher waren, auf gut deutsch, sauer.

Unter dem Glockturm saß derweil Anton Köhle, frühinvalidierter Eisenbahner und Paulas Bruder, als Hüttenwirt und drehte die Daumen. Aber so blieb wenigstens das Hohenzollernhaus in der Pfundser Familie, auch wenn die Preußen sich notgedrungen rar machen mußten.

Der Österreichische Gebirgsverein, inzwischen eine Sektion des Alpenvereins, verkaufte 1936 mit Amt und Siegel seine Nauderer Skihütte (1910 m) an die Sektion Bremen. Das jedenfalls ließ sich zu jenem Zeitpunkt anscheinend mühelos arrangieren.

Auch auf Gipfeln flattern Fahnen

Im Rückblick sind die tausend großdeutschen Jahre unseres Vereinslebens wie ein Alptraum. Bergsteiger-Gauführer wurden

ernannt und jeder regionalen Gruppe ein Dietwart zugeteilt, der „Dietarbeit“ zu leisten hatte, was nach damaliger Definition „Anerziehung zum Volkstum, die ein starkes Deutschtum vermitteln will“, bedeutete. Im Fachamt Bergsteigen entfiel das Wort Alpinistik als Fremdwort. Diese neue Zentrale gab bald bekannt, daß man „gleich nach dem Siege der nationalsozialistischen Revolution im Deutschen Reich die kommunistischen und sozialdemokratischen Turn- und Sportvereine verboten und ihr Vermögen beschlagnahmt“ hatte. Folgerichtig war „das früher dem Touristenverein Die Naturfreunde, Ortsgruppe Kempten, gehörige Schutzhaus am Gschwandnerhorn bei Immenstadt, jetzt Adolf-Hitler-Haus genannt“, an Interessenten zu vergeben. Die anderen traf das gleiche Schicksal.

DER BERGSTEIGER wurde Organ des Fachamtes mit Pflichtbezug, und die Alpenvereinsjugend sollte der Hitlerjugend eingegliedert werden – Jugend war Trumpf! – aber, hieß es, „es ist nicht notwendig, daß diese Entwicklung sich so stürmisch vollziehen soll, daß alles Bewährte zugrunde geht“. Immer wieder breitete da und dort jemand einen bescheidenen Schutzschild aus, in Furcht, von fanatischen Parteigängern „an den Pranger“ gestellt zu werden. Und in der Tat gab es, sogar in den AV-Mitteilungen, zeitweise eine Rubrik „Schwarze Liste“, in der man Ausschlüsse wegen ehrlosen Verhaltens (eines Rechtsanwaltes), oder zum Beispiel des „angeblichen“ Studenten Fred Just aus Prag, oder des Henry Nicopolis aus Cannes (Juden?) mitteilte. Ausländische Filme, selbst Schmalfilme, mußten von der Filmprüfstelle in Berlin zensiert werden, die Sektionsbüchereien säuberten ihre Bestände von unerwünschten Schriften. Witzig genug wurde, laut alliierter Kontrollratsbefehl Nr. 4 vom 8.8.1946, wieder gesäubert, wonach „Bücher faschistischen, rassistischen und militaristischen Inhalts in alleiniger Verantwortung der Sektionsvorstände zu entfernen“ waren.

Warnung vor passivem Widerstand

Die Bergwacht galt nun als „Selbstschutzorganisation der deutschen Bergsteiger gegen die Zuchtlosigkeit einer marxistischen Epoche“. Niemand machte einen Hehl daraus, daß die gesamte deutsche Sportbewegung mit allen angeschlossenen Vereinen autoritär zu leiten sei (Führerbefehl 1935). „Bergsteigen heißt deutsch sein, und deutsch sein, heißt Seele haben!“ rief ein Redner auf der Feier zum 25jährigen Bestehen des Sächsischen Bergsteigerverbandes aus. Die Sächsische Schweiz hieß jetzt, offiziell verfügt, Eibsandsteingebirge.

Um der Reinheit der deutschen Sprache zu dienen, hatte auch das Wort Sektion aus der Umgangssprache zu verschwinden. Fortan gab es nur noch „Vereins-Zweige“. Aus ähnlichem Grund firmierte der Club Alpino Italiano (CAI) anders. Er nannte sich nun „Centro Alpinistico Italiano“, wegen des angelsächsischen „Club“, und weihte die Zsigmondy-Hütte dem Duce als Rifugio Benito Mussolini.

Das Fachamt warnte, offen oder zwischen den Zeilen, vor passivem Widerstand...



Dann kam der „Anschluß“ Österreichs; Dr. Arthur Seyß-Inquart wurde Führer des vereinigten „Deutschen Alpenvereins“. Reichssportführer von Tschammer und Osten „erhob“ mit Erlaß vom 31.3.1938 Innsbruck zum Sitz des AV und zur Stadt der Bergsteiger. Den DuOeAV gab es nicht mehr.

Auch auf Gipfeln flatterten Fahnen. Dem AV-Verwaltungsausschuß wurde unter dem 16. 3. 1938 gemeldet:

„Zum Zeichen der Freude über die Einverleibung Österreichs Alpen in das große deutsche Vaterland sind heute drei Mitglieder der Sektion Matrei in Osttirol auf unseren Großglockner und haben dort, als dem höchsten Gipfel des neuen Großdeutschen Reiches, zum Zeichen des Dankes und der Verehrung unseres Führers Adolf Hitler, das siegreiche Hakenkreuzbanner gehißt.“ Vier Tage später wiederholte sich das Schauspiel auf dem Grimming, wo nun „vom markantesten Berg der Steiermark die Flagge weht, die uns*deutsche Freiheit und deutsches Recht brachte...“

An dieses Kapitel der eigenen Geschichte denkt heute niemand, diesseits und jenseits der Grenze, gern zurück. Das scheint mir falsch, gerade in Zeiten wirtschaftlicher Depression: Denn Erfahrung ist das Salz des Lebens. Und: Geschichte kann man nicht mit Brettern zunageln.

Ende 1940 wurde wieder eine Fahne auf dem Großglockner gehißt, diesmal auf Befehl. Freiwillige Gebirgsjäger zogen die Reichskriegsflagge auf. Noch standen die Zeichen auf Sieg. Im „Blitzkrieg“ hatte man Polen von der Landkarte „ausradiert“. Aber das ist ein Vorgriff.

Das Stahlgewitter bricht los

Im Hohenzollernhaus richtete sich Hüttenwirt Toni Köhle auf ein heißes Jahr ein. Endlich keine Reisebeschränkungen mehr, auch die 1000-Mark-Sperre gehörte der Vergangenheit an. Ganz im Gegenteil: durch nicht zu umgehende Vereinbarungen des DAV mit der NS-Urlaubsorganisation „Kraft durch Freude“ stand den Stützpunkten eine neue Besuchergruppe ins Haus. So konnte man nicht nur die AV-Hauptstädter, und Bergsteiger aus allen Richtungen der Windrose des Großdeutschen Reiches auf Gipfeln, Graten und Übergängen zwischen Kaiser- und Riffeljoch, im Radurschl- und Piengtal beobachten, sondern auch Senioren, die mit Fahrzeugen so weit wie möglich herangebracht wurden, oder KdF-Wandergruppen, die Quartier machten, Beauftragte des Vereins weihten darüber hinaus willige Anfänger in die Kunst des Berggehens ein.

Leider sind die alten Hüttenbücher des Hohenzollernhauses spurlos verschwunden; man weiß nur vage, daß auch Militär einquartiert war. Aber ein Blick in den Lederband der Sektion Bremen, den sie 1936 in der Naudererer Skihütte auflegte, gibt uns Aufschluß. Da war viel Militär unterwegs, vor und nach dem Anschluß: Gendarmerie-Patrouillen und Zollwach-Inspektionen ließen sich jede Woche sehen, auch eine Funkeinheit mit Übungsbetrieb. Für Gams- und Hirschjagd wurde das Hüttchen belegt, und für Jugendgruppen, die zum Hohenzollernhaus hinüber wollten. Karl Müller sorgte als Holzmacher und Kontrolleur im Auftrag der Bremer für Ordnung.

Auf dem Weg vom Tschey-Tal zum Hohenzollernhaus. Blick auf die nördlichen Ausläufer des Glockturmkammes in die „Wanne“ unterhalb der Gamsköpfe und Platzerspitze.

Foto: L. Thoma

Die Heimaterde der Hüttengäste lassen jemanden, der von „drüben“ kommt, nicht unberührt. Da liest man Jena und Stolberg, Ilmenau, Erfurt, Leipzig, sogar Judithen in Ostpreußen. Karl Baldauf, der uns schon als schwarzfahrender Lausbub auf Steyrer Postbussen begegnete, weiß noch, daß in der Hütte etwa zehn bis zwölf Mann der HIGA (Hilfsgrenzangestellte) untergebracht waren. Das muß so um 1938 oder 1939 gewesen sein, meint er, selber ein HIGA, bis ihn der Barras rief. Er erinnert sich aber genau, daß er den Männern alle zehn Tage die Löhnung hinaufbringen mußte und diesen „Zahlgang“ mit der Kontrolle des Hauses verband.

Richard Oehmig sah man in den letzten Monaten vor der deutschen Schicksalswende nicht am Glockturm, weil die Lienz Dolomiten auf seinem Programm standen. Der eiserne Junggeselle hatte inzwischen vom Versicherungsgewerbe umgesattelt auf Industriekaufmann und traf gelegentlich beim Skilaufen – völlig unverbindlich – eine gewisse Luise vom Norddeutschen Skiverband.

Es war das Jahr, in dem die SS-Expedition Ernst Schäfer in den Himalaya startete, und man am künftig größten Stausee der Alpen, am Hermann-Göring-See im Kaprunertal, den ersten Spatenstich begoß. Der Berliner AV-Zweig Mark Brandenburg erhielt vom Generalfeldmarschall, seinem langjährigen Mitglied, nicht nur die Erlaubnis, den Neubau der zerstörten Samoar-Hütte „Hermann-Göring-Hütte“ zu taufen, sondern auch als Baukostenzuschuß einen namhaften Scheck.

Aber das alles währte nur einen Sommer, denn schon zog das zweite Stahlgewitter dieses Jahrhunderts, der Zweite Weltkrieg, am Horizont auf. Seit dem 1. September 1939 um 5 Uhr 45 wurde zurückgeschossen. So jedenfalls erklärte man den Menschen, die atemlos am Volksempfänger-Radio ausharrten, den Ausbruch des Krieges.

In den Mitteilungen war zu lesen, daß man sich nun „auf das Kriegswichtige zu beschränken habe. Vom Bergsteigen dürfen wir sagen: es ist unter den Leibesübungen besonders wertvoll für den Krieg... als die einzigartige Möglichkeit, Mannestugenden zu erproben, die uns zu jeglichem Einsatz fähig, bereit und geeignet machen“. Viele dieser Männer zogen bekümmert, aber mit der festen Überzeugung in den Krieg, ihrem Vaterland beistehen zu müssen.

Auch Richard Oehmig hatte nichts mehr zu lachen. Gleich 1940 wurde er eingezogen und „diente“ als Luftwaffenpionier ausschließlich in Rußland. Im ersten Heimaturlaub heiratete er die sportliche Luise.

An der Heimatfront wurden „Punkte“ und Bezugsscheine für Sportkleidung ausgegeben, und die „Organisation“ versprach markenfreies Bergsteigeressen auf allen Hütten. Das war, als die Reichskriegsflagge am Glockner hochging und Karl Müller, einst Kontrolleur auf der Skihütte unter dem Tschey-Egg, als niederster Dienstgrad eines Gebirgsjägerregimentes im Osten fiel.

In den Mitteilungen des gleichgeschalteten Alpenvereins stand im März 1942 – sicher als Pflichteinschub – ein Aufruf an die Jungmannschaften, ihren Wehrdienst bei den Gebirgseinheiten

der Waffen-SS abzuleisten. In einer Reichstagsrede (26.4.42) rief A. H. die „berggewohnte Bevölkerung“ zum Eintritt in die SS-Gebirgstruppen auf.

Wir kommen damit – wieder im Vorgriff – zu Franz Netzer, der seit 1948 ohne Unterbrechung Hüttenchef im Hohenzollernhaus ist. Er gehörte zu jenen berggewohnten Burschen, die solchen Aufrufen folgten. So kam es, daß Franz für das Reich vom ersten bis zum letzten Tag auf fast allen Schauplätzen des Krieges zur Stelle war, und hinterher – wie durch ein Wunder heil geblieben – zu Hause mit Schimpf und Schande empfangen wurde – als SS-Mann...

Ein Ende ohne Hoffnung?

Die Sektionsabende verwaisten nicht nur in Berlin, denn die jungen Mitglieder standen an der Front oder im Kriegseinsatz. Die Hohenzollern teilten in ihren auf ein Blatt DIN A4 zusammengeschmolzenen Nachrichten (von denen nur einzelne Blätter erhalten sind) mit, daß Sektionsführer C. Otto Friedrich, von 1908 bis 1910 Wetterwart auf der Zugspitze, sowie Johannes, Leopoldine und Dr. Friedland Krause bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen waren. Auch ein Gedicht druckten sie aus Nicolaus Lenaus „Wanderungen im Gebirge“, ab: ...Alpen, Alpen, unvergeßlich seid/Meinem Herzen ihr in allen Tagen...

Erwin Schneider, seit 1928 (Pik Lenin) bis 1955 (Internationale Himalaya-Expedition) als Bergsteiger und Kartograph in den Bergen der Welt unterwegs, arbeitete damals in Berlin als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Fotogrammetrie an der Technischen Universität – für die Luftwaffe. Am 9. März 1944 fand er sich bei dem Resthäufchen unentwegter Preußen ein und hielt einen Dia-Vortrag über seine Kundfahrten in den Cordillera Blanca und Huayhuasch. Wir wollten nun von ihm wissen, ob ihm, als geborenem Tiroler, dieser Abend bei den Hohenzollern in besonderer Erinnerung geblieben ist. Nach so vielen Jahren. Er war überrascht. „Ein Vortrag? Nein, ich kann mich überhaupt nicht erinnern. Wissen Sie, diese Zeiten dort in Berlin waren so schrecklich, daß ich nichts mehr weiß – daß ich auch diese Veranstaltung möglicherweise verdrängt habe...“

Im gleichen Herbst wurde Luise Oehmig, flankiert von zwei Bürgen, neben fünf anderen Neuzugängen in die Mitgliederliste der Sektion Hohenzollern aufgenommen. Sie hatte Angst. Alle hatten Angst, vor Bomben, vor Todesnachrichten und vor dem Ende.

Die letzten Sektionsnachrichten erschienen, nun nur noch ein halbes Blatt, im März 1945. Anna Homolka war im Bombenhagel gestorben; vier Sektionskameraden hatte man als Soldaten hoch dekoriert. Das Hohenzollernhaus im Radurschtal? Nur eine ferne, unglaubliche Erinnerung. Niemand, auch Erwin Schneider nicht, hielt für möglich, daß man jemals wieder würde reisen können, mit oder ohne Rucksack, falls man das Inferno überlebt. Es gibt wenig Fakten über die Ereignisse vor und nach dem Kriegsende 1945. Johannes Maier, jetzt Vorsitzender der Sektion Berlin, erinnert sich:

„Mit 16 Jahren in den AV eingetreten (1941), mußte ich schon

genau, was bald darauf geschah: „Als Sorger dann versuchte, uns ehemalige Vorstandsmitglieder zusammenzuholen, wurde er prompt verhaftet und mußte einige Zeit ins Gefängnis...“ Das letzte, notdürftig hergerichtete Sektionsbüro war zwar nicht zerbombt, aber ausgeräumt worden. Deshalb machten sich die „Notvorstände“ Nagel und Emil Schröder auf die Suche nach der verschwundenen Bibliothek und sprachen auch beim zuständigen Polizeirevier vor. Aber welche Überraschung! Dort hingen, sauber an die Wand genagelt, einige ihrer schönsten Bilder – nun nicht mehr zur Erbauung von Bergsteigern, sondern zur Aufmunterung von Berliner Schupos.

Mehr Glück als Johannes Maier hatte unser Schmöckwitzer mit seiner Entlassung. Er war bis zum bitteren Ende dabei, zuletzt im Kurlandkessel, wo sein „Haufen“ in russische Gefangenschaft geriet. Torfstechen im Sommer, Ziegeleiarbeit im Winter. Ein gültiges Schicksal, sagt er dankbar, hat ihn vor Sibirien bewahrt: Dystrophie (Mangelernährung) und Wasser – er hatte fast Elefantenteine. 1946 wurde er aus dem Lager bei Wilna (Litauen) Richtung Heimat in Marsch gesetzt und fand Luise in seinem Häuschen am Stadtrand, beide unversehrt, vor. Sein Glück blieb ihm treu. Er bekam einen Job als Angestellter im Gesundheitsamt beim Senat von Berlin. Das Leben hatte nun wieder einen Sinn. Sein Wohnort lag zwar im Ost-Sektor, aber das war ohne Bedeutung, denn die Übergänge waren fließend, ein Zustand, der jetzt kaum mehr vorstellbar ist. Auch alte Bergfreunde traf man wieder. Aber die übriggebliebenen Hohenzollern hatten den Eindruck, daß im Zentrum der bescheidenen Vereinstätigkeit für die Zukunft wenig Interesse an ihrem Haus bei Pfunds bestand. Wahrscheinlich zerbrach man sich den Kopf über ungelegte Eier, denn das Schicksal dieser einen oder der anderen deutschen Hütten in Österreich lag noch völlig im Dunkel.

In den verwüsteten Städten wurde gehungert und gefroren, aber das war besser als Krieg, und es ging ja langsam aufwärts! Münchner Bergsteiger organisierten Schutträumaktionen auf der Praterinsel, und bald war beschlossene Sache, daß aus den Trümmern des Alpinen Museums ein neues Haus entstehen sollte, die Zentrale des – zunächst noch verbotenen – Alpenvereins.

Auch in Berlin wurden Zeichen gesetzt: Oberbürgermeister Ernst Reuter unterschrieb 1949 die Zulassungsurkunde für den „Alpenverein Berlin“. Ein Jahr später kam es auf dieser Basis zum Zusammenschluß aller ehemaligen Berliner Sektionen, mit Ausnahme der Charlottenburger, die sich als Extra-Verein lizenzieren ließ. Johannes Maier bilanzierte: Mitglieder am 1.1.1950 insgesamt 577. Im September 1939 waren es für die nun vereinigten Sektionen Berlin, Mark Brandenburg, Hohenzollern, Kurmark und Akademiker mehr als 10 000. Der Krieg hatte mächtige Beute gemacht.

Retter in der Not – ein Hofrat

Während für die Familie Oehmig und alle Berliner im Ostteil der Stadt seit der Währungsreform (1948) mit DM-West und Ostmark

neue Probleme auftauchten, bangte man hinter der ostzonalen Demarkationslinie in den drei Westzonen um das Schicksal der Alpenvereinshütten in Österreich. Das Desaster von 1919 mit den verlorenen Schutzhäusern in Südtirol saß noch tief in den Knochen. Und wirklich beschlagnahmten die alliierten Siegermächte alle Häuser als „Vermögen im Ausland“. Man war entsetzt – alle Fleißarbeit beim Hüttenbau, die Spendenfreudigkeit der Mitglieder, ihr Erfindungsreichtum beim Beschaffen des nötigen Kapitals – wieder alles umsonst?

Was tun? Die Grenzen waren zementiert und Restdeutschland von der Außenwelt isoliert. Noch im Frühling 1949 forderte Sektionsvorsitzender und Abgeordneter Hans-Heinz Bauer aus Würzburg den Bayerischen Landtag per Anfrage auf, sich bei der Militärregierung dafür zu verwenden, daß in den Sommermonaten wenigstens Jugendliche Gelegenheit zu Bergfahrten in der Schweiz, in Österreich und Italien bekommen. Und erst im August 1951 öffneten sich dann die Schlagbäume für die Steiermark, Kärnten, Salzburg, Oberösterreich südlich der Donau, Tirol und Vorarlberg – Voraussetzung: Doppelantragsformular ausgefüllt mit Reisepaß beim österreichischen Konsulat einreichen, 9 Mark Gebühr.

Was also tun?

Kurioserweise amtierten immer noch, in der Innsbrucker Kanzlei des ehemaligen großdeutschen Alpenvereins, der seinerzeitige Generalsekretär und sein Mitarbeiter Dr. Karl Erhardt (später Hauptgeschäftsführer des DAV). Als sie schließlich im Juni 1946 verhaftet wurden und in einem „Anhaltelager“ verschwanden, bis zu ihrer Landesverweisung Ende des gleichen Jahres, waren die Weichen schon vorsichtig gestellt. Die österreichischen Bergfreunde, allen voran ihr erster Mann, Hofrat Busch, sprangen ein. Mit viel Geschick erreichte er, daß man ihm die Treuhandverwaltung der 179 deutschen Vereinshäuser übertrug. Das galt bis zum Abschluß des Österreichischen Staatsvertrages (1956), der die Alpenrepublik wieder souverän machte. Dann erst konnte den hüttenbesitzenden Sektionen ihr „gemeinnütziges Eigentum“ wieder zurückgegeben werden. Seitdem heißt die Neue Samoarhütte als dankbare Widmung für diesen Mann „Martin-Busch-Hütte“. Die Sektion Berlin lud in diesem Sommer zu einem Erinnerungstreffen, das auch dem Hofrat gewidmet war, nach Vent ein, genau 26 Jahre nach der offiziellen Übergabe.

Nur der Herd war noch da

Aber vorher gab es, von dem tüchtigen Hofrat angekurbelt, allerlei zu tun. Noch standen das Hohenzollernhaus und die Nauderer Skihütte wie herrenlos in den Pfundser Bergen herum. Drei Jahre nach Kriegsende schließlich trat Diplomingenieur Gustav Antoscheck aus Nauders, delegiert vom „Verwalter der reichsdeutschen Hütten“ und 1. Vorsitzenden des ÖAV, auf den Plan. Er suchte einen Wirt für das Haus der Hohenzollern. Und nun begegnet uns Franz Netzer wieder, der als ehemaliger SS-Mann zur turnusmäßigen Meidepflicht verdonnert war und sich

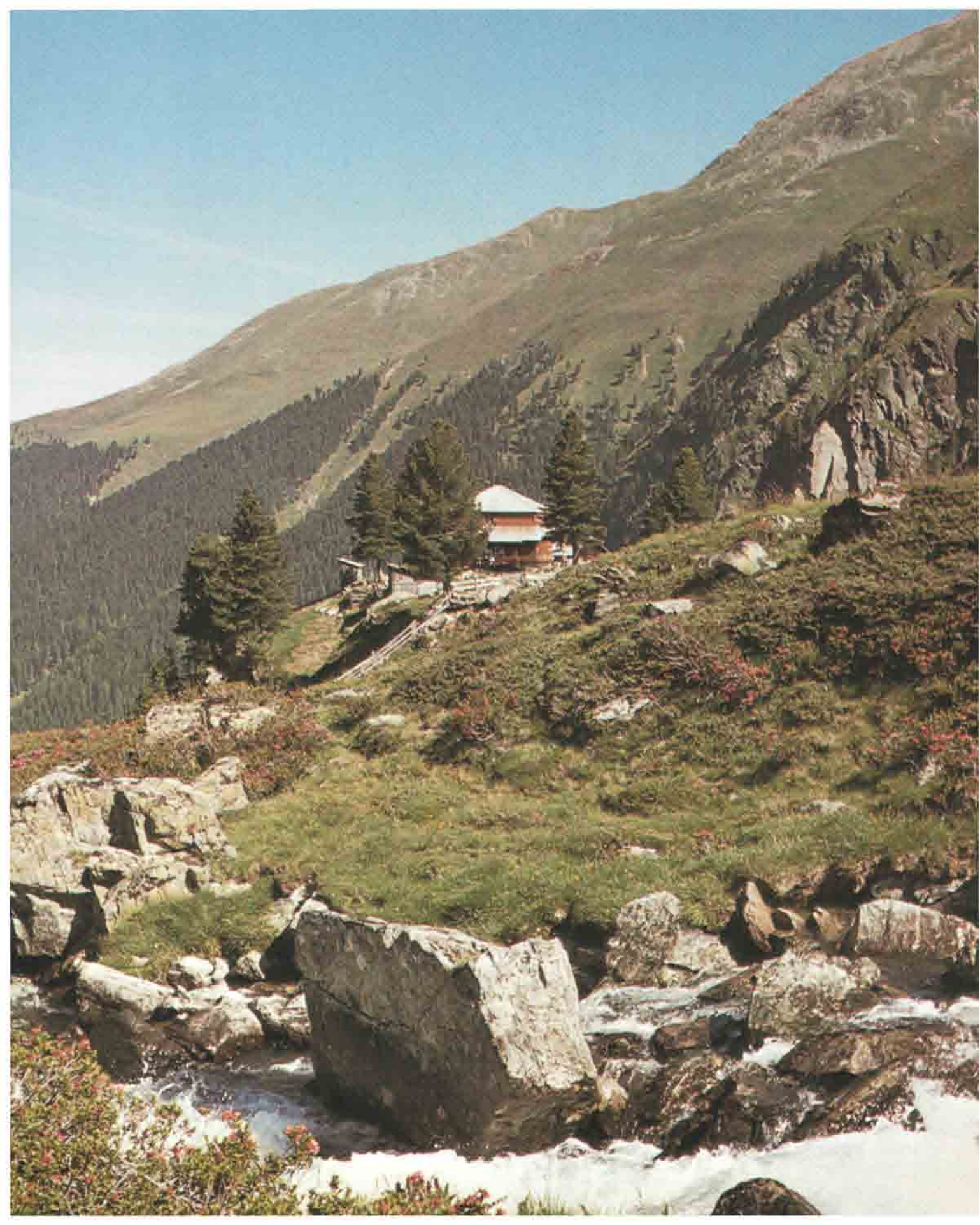


nach wenigen Monaten die Jugendgruppe übernehmen, da der bisherige Leiter mit 18 Jahren zum Militär mußte. Trotz der ungünstigen Verhältnisse machte ich unsere Gemeinschaftsfahrten, z. B. zum Klettern in das Elbsandsteingebirge, im Sommer in die Alpen. Ab 1943 wurde es für die älteren Mitglieder schwer, zu verreisen. Räder müssen rollen für den Sieg, hieß die Parole. Die letzten zwei Kriegsjahre waren für die Berliner – ich war inzwischen eingezogen – sehr übel, aufgrund der immer stärker werdenden Bombenangriffe. So sind viele Unterlagen in den Geschäftsstellen der Sektionen vernichtet worden. Einige hatten meines Wissens ihren Sitz im heutigen Ost-Berlin, so daß in der Nachkriegszeit von drüben nichts mehr zu retten war. Als ich 1948 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, gab es

noch keine AV-Aktivitäten. Allerdings trafen sich schon damals einige AV-Freunde und gründeten die Schuhplattlgruppe, die von den Alliierten auch genehmigt wurde. Daß der verbotene Verein dahinter steckte, wußten die Amerikaner natürlich nicht“.

Unterschrift von OB Ernst Reuter

Aus jenen chaotischen Tagen (3.12.45) stammt ein Bettelbrief vom letzten Vorsitzenden Erich Sorger, der in der zerstörten Stadt versuchte, seine versprengten Hohenzöllern zu sammeln. „Da unsere Sektion zur Zeit nicht arbeiten darf und wir an unser Vermögen nicht herankommen können, bitten wir zur Überbrückung um eine Spende...“ Walter Nagel aus Berlin weiß noch



nicht ohne Genehmigung aus seinem Dorf fortbewegen durfte. Er gehörte zu sieben Bewerbern, von denen er den Zuschlag bekam.

Wie fand er das Hohenzollernhaus vor? Der Wirt kam gerade aus dem Kuhstall, als wir ihn in Pfunds nach seinem ersten Pachtjahr (1948) fragten. „Da war eigentlich nichts mehr, alles ausgeräumt“, erinnert sich der Franz, „nur den Herd, den elendigen, gab es noch, weil er aus Stein und festgemauert war. Er hat gequalmt zum Erbarmen, bis ich einen neuen bekam. Das waren Zeiten!“ Neun Jahre lang (1955–64) hielt er den Betrieb auch im Winter in Gang, per Pferdeschleitten bis zum ehemaligen Radurschl-Haus mit „Comfort“, und dann mit der Kraxe neben dem Wasserfall hinauf. Das hörte auf, als am Talschluß das kleine Staubecken entstand. Sowieso ging der Tourenlauf wegen der vielen Skilifte zurück, erzählt Franz. „Die Deutschen durften ja in den ersten Jahren nicht kommen, bis auf die paar, die sich mit Hartgeld in der Tasche irgendwo über die Grenze schmuggelten.“ Sie konnten sich bei Netzer satt essen: er hielt – und hält immer noch – zwei Kühe und ein bis zwei Schweine auf der oberen Radurschalm. Deshalb hat es an nichts gefehlt.

Seit der Pfundser, da hinten über dem Tal, als Chef amtiert, haben sich wohl die Zeiten, nicht aber eines der merkwürdigsten Schauspiele jeden Herbst geändert. Das ist, wenn er seine Hütten-Tiere über den gewundenen Felssteig hinab auf die Wiese zum Transporter treiben muß. Auch Anna, seine Frau aus Nauders, weiß ein Lied von diesem Theater zu singen. „Die Schweine sind dann fett geworden“, erklärt sie, „und manchmal hat die Kuh ein Kalb bekommen. Aber sie müssen hinab, hilft ja nichts!“ Es gibt jedesmal ein mordsmäßiges Spektakel. Das Borstenvieh macht den meisten Krach. Es bleibt zu guter Letzt verstockt stehen und rührt keine Schweinepfote von der Stelle. Eines mußten sie schließlich hinuntertragen, auf einem Sack, den sie unter dem Bauch durchgezogen hatten. Und eines traf, unten angekommen, vor Schreck der Infarkt. Wenn ein Kalb bockt, und das tun die immer, sagt Anna, hängt es sich der Pfundser Teilzeit-Bauer über die Schulter. „Grauslich“, seufzt Frau Anna. Beim Abschied fragten wir die beiden Netzers, ob ihnen der Name Oehmig etwas sagt. „Aber ja doch“, erwiderten sie ohne zu zögern wie aus einem Mund. „Das ist doch einer von den alten Hohenzollern. Die waren aber nett!“

Auch die Nauderer Skihütte wurde wieder freigegeben. Das alte Hüttenbuch gibt Aufschluß über die ersten Schlafgäste (1948). Sie kamen meist aus der nahen Umgebung; auch Gendarmerie-Dienstgänge wurden häufig und peinlich genau notiert. Erstaunlich viele Besucher aus Paris und Brüssel trugen sich ein, und der erste Deutsche endlich 1951, ein Tourenläufer aus Schongau am Ammersee.

Eine Mauer und die Folgen

Unterdessen hatten sich in der Bundesrepublik die alten Sektionen wieder formiert, zunächst als regionale Landesarbeitsgemeinschaften, und seit dem 21. Oktober 1950 offiziell als Deut-

scher Alpenverein. Es fehlten die Sektionen aus den verlorenen Ostgebieten und aus der DDR. Einige Flüchtlinge sammelten sich unter altem Namen im Westen, aber vielen ging wegen Überalterung der Atem aus. Dem Alpenverein Berlin waren aus politischen Rücksichten Grenzen gesetzt. Nach der Abriegelung ihrer Stadt und ihrer Versorgung durch die legendäre alliierte Luftbrücke mit „Rosinenbomben“ (Juni 1948 bis Mai 1949) saß den Berlinern erneut die Angst im Nacken. Und damit sind wir wieder bei unserem „Helden“, der immer noch beim West-Senat arbeitete und sich daran gewöhnen mußte, sein Gehalt 1:1 in Ostmark zu bekommen; lediglich 10 %, dann 25 % standen ihm in Westmark zu. Noch gab es keine Schwierigkeiten beim Übergang von Ost nach West. Treffpunkt der alten Hohenzollern war zu jener Zeit im „goldenen Westen“ die Paris-Bar Nähe Kantstraße. Ihre Hauptsorge galt den aktuellen Problemen der Stadt, ihre Träume führten sie weit weg in die Bergheimat zum unerreichbaren Glockturm, unerreichbar vor allem für die Bewohner des Ostsektors. Im BERGBOTEN-Berlin stand im Januar 1956 ein „In memoriam: 50 Jahre Sektion Hohenzollern“...

Daß es Richard und Frau Luise mit der siebenjährigen Dagmar gelang, 1957 dank tausenderlei Tricks zum Urlaub in die Ötztaler Alpen auszureisen, zum Hohenzollernhaus, schreibt Oehmig heute der Glückssträhne zu, die ihn trotz mancherlei Unglücks durch sein Leben begleitete. Denn „Republikflucht“ war bis zuletzt für ihn tabu. Sein Zuhause war und blieb Schmöckwitz, da gehörte er nun mal hin.

Wandern auf Vorrat

Der Senat leistete Starthilfe, mit Plazet aus dem Osten, und bewilligte ihm bei nachträglicher Vorlage aller Quittungen Reise-geld-West im Umtausch seines Ostmark-Gehaltes.

Diese Tage in Tirol gehören zu den stärksten Erinnerungen des Hohenzollern-Ehepaares – ein Wiedersehen nach 1000 Jahren. Sie waren glücklich, der Tochter die Alpen zeigen zu können und staunten über die Unersättlichkeit der Kleinen, der keine Wanderung zu lang, kein Aufstieg zu mühsam war. „Sie wurde einfach nicht müde, als ob sie auf Vorrat laufen wollte“, sagt Richard erinnernd, und schämt sich nicht, als ihm das Wasser in die Augen steigt, während er vor uns sein preußisches Bergsteigerleben Revue passieren läßt.

Vier Jahre später hatte das, was von Deutschland übriggeblieben war, seine „Chinesische Mauer“ (1961): die drei West-Sektoren der ehemaligen Weltstadt waren eingeregelt, und die Berliner im Ost-Sektor standen draußen vor der Tür. Oehmig verlor, drei Jahre vor der Pensionierung, seinen Arbeitsplatz in Berlin-West und rackerte fortan im Büro eines holzverarbeitenden Betriebes in der Deutschen Demokratischen Republik, wo der Alpenverein bis auf den heutigen Tag immer noch verboten ist. Aus Ostmit-glieder wurden nun, wo noch Unterlagen vorhanden waren, ehrenhalber von der Sektion Berlin beitragslos weiter in der Kartei geführt. „Aber das ist nur noch eine Frage der Zeit, einige Jahre noch, bis das letzte lebende Mitglied das Zeilliche geseh-



*Franz und
Anna Netzer,
Seit 1948
ist Franz Netzer
nun schon
Wirt auf dem
Hohenzollernhaus.*

*Foto:
S. Steger*

net hat. Gelegentlich kommen noch Rentner von Ost nach West. Wir freuen uns jedesmal sehr über die Treue und Anhänglichkeit über die Jahrzehnte hinweg", hörten wir dazu aus Berlin. Wie sollte es nun mit dem Hohenzollernhaus weitergehen? Die vereinigten Sektionen besaßen mit diesem Stützpunkt insgesamt neun Hütten (Olperer, Furtschagel, Berliner, Gams, Brandenburger, Martin Busch, Hochjoch-Hospiz, Gaudeamus), aber die Pfundser paßte überhaupt nicht in ihr Wegenetz. So wurde beschlossen, lieber das Friesenberghaus des Alpenvereins Donauland in den Zillertalern zu kaufen, und dafür das Hohenzollernhaus in den Ötztaler Alpen zur Disposition zu stellen. Nun erscheint Willi Huttig (73) in dieser Szenerie; er war seit 1932 Mitglied der Sektion Karlsbad und außerdem Gaulehrwart für Winterhochtouristik und alpines Bergsteigen des Sudeten-deutschen Turnerverbandes. Den Krieg erlebte er als Heeres-sportlehrer für Wasser, Ski und Gymnastik, bis der Vorhang fiel. 1945 kam Huttig über die grüne Grenze in den Westen, unter Zurücklassung eines fotografischen Meisterbetriebes, der seit drei Generationen in der Familie war. Er landete in Starnberg am See, wo er die Tradition von zu Hause fortsetzte, sowohl beruflich als auch im Alpenverein.

Hohenzollern und Wittelsbacher

Dem drahtigen, immer noch aktiven Siebziger kommt das von seinen bayerischen Sektionsfreunden hochgelobte Verdienst zu, für die lange nur in den Ammergauer Alpen behütete Starnberger Sektion endlich einen Hochgebirgs-Stützpunkt ins Auge gefaßt und während seiner zwölfjährigen Vorstandschaft bis zum Kauf perfekt gemacht zu haben. So fand indirekt eine Verbrüderung zwischen Hohenzollern und Wittelsbachern statt, denn das Haus am Glockturm ging endgültig 1978, für DM 90 000, in den Besitz der Alpinisten vom Starnberger See über. Fotomeister Huttig erinnert sich: „Die ganze Transaktion war ziemlich kompliziert. Zunächst war uns mit Handschlag das Friesenberghaus zugesagt worden. Viele ostdeutsche Hütten standen damals zum Verkauf. Aber die Berliner, unter ihrem Vorsit-

zenden Dr. Gutzler, waren selbst interessiert. Schließlich einigten wir uns in zähen Verhandlungen auf einen Betreuungsvertrag für das Hohenzollernhaus. Die jungen Leute zu Hause meuterten, sie hatten sich was Spektakuläreres erhofft...“ Der Karlsbader lachte, als er uns im seenehnen City-Treff von seinem Beitrag zur Berliner Hüttenchronik erzählte, und meinte dann zufrieden: „Aber nach einem Lokaltermin an Ort und Stelle, auch extrem am Glockturm, dachten sie anders. Zehn Jahre später kam es dann zum Ankauf. Immerhin haben wir jetzt ein Unterkunftshaus, das nach den neuesten Richtlinien zur Kategorie 1 „als Stützpunkt in einem bergsteigerisch bedeutsamen Gebiet“ gehört. Die Jugend also sagte okay und packte zu. Auch, als letztes Jahr bei ihnen das erste DAV-Solarzellenmodul montiert wurde, zur Freude von Franz Netzer, der nun Funkverkehr vom Tal zur Hütte und umgekehrt hat. Durch Zubau von 16 Lagern schufen sie mehr Platz. Huttig ist stolz auf das, was er da durchgepackt hat. Eine Minorität unter den Mitgliedern plädierte für einen neuen Namen. Eigentlich, meinten sie, hört sich „Wittelsbacher Haus“ recht gut an für eine Sektion aus dem Freistaat Bayern. Aber da wollte der ehemalige Vorsitzende nicht mitmachen: „Ich habe den Berlinern in die Hand versprochen, daß daran nichts geändert wird, so lange noch alpine Hohenzollern leben!“ Auch sein Nachfolger im Amt, Helmut Friedl, hält sich daran: „Ich fände das nicht gut. Man sollte schon aus Respekt vor den alten Bergsteigern und aus Achtung vor der Tradition an dem Namen festhalten, unter dem das Hohenzollernhaus 1924 eingeweiht wurde“, sagt er. „Ich könnte mir vorstellen, daß auch mein Nachfolger, und alle, die danach kommen, an diesem – sagen wir mal Treue-Grundsatz festhalten...“ Mit den Pfundsern hatten die Starnberger schnell besten Kontakt. „Von den Berlinern haben wir ja zuletzt nichts mehr gesehen“, hörten sie beim Bürgermeister, „und überhaupt haben die nachbarlichen Beziehungen zu Bayern irgendwie mehr Verwandtschaftscharakter“. Die Gemeinde war froh, daß etwas geschah, denn meist hatte Nauders, begünstigt durch Klima und Hochlage, im Geschäft mit dem Fremdenverkehr die Nase vorn, besonders im Winter.



Nauderer Skiberge

*Oben: Hüttenromantik
in der Nauderer Skihütte.
Rechts oben: Piengalm
gegen Valdafurner-,
Schartleskopf und
Tschey-Egg.*

*Rechts unten: Blick
ins Saletz mit Unterem
und Oberem Mataunboden;
links Großer Schafkopf,
rechts Wölfeleskopf.*

*In dem bislang
unvermarkteten, traumhaft
schönen Gelände um die
Nauderer Skihütte
werden voraussichtlich
schon ab Weihnachten
dieses Jahres die Lifte
surren (s. S. 18 und 46).*

*Mit der Romantik
ist's dann wohl vorbei.
Fotos: Schemmann (oben),
L. Thoma (rechts)*





*Nauders im Winter gegen Piz Mundin und
Piz Alpetta, Samnaungruppe*

Foto:
L. Thoma

Nachrüstung in Nauders für 80 Millionen?

Der erste Skigast kam dort 1923 an; 1950 registrierte man 6709 Übernachtungen. Daß nun, in der Saison 1981, mit 405 291 „verkauften Betten“ so etwas wie eine Schallmauer durchstoßen wurde, hielt zunächst niemand auch nur annähernd für denkbar. In diesen Aufwärtstrend stieg Pfunds mit einer Million Schillinge „oben“ in die Bergkastelseilbahn ein, zum Nutzen seiner Gäste „unten“, wo es keinen Skizirkus direkt vor der Haustür gibt. Die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG (4.2.82) fand daher auch, daß die Inntaler inzwischen „Wintersportkarriere“ gemacht haben mit 89 702 Gästen von November 80 bis April 81 – den Sommer dazugerechnet immerhin total 262 562; damit können sie sich bei ihrem siamesischen Zwilling am Reschen schon sehen lassen. Über den konnte man in der Reise-WELT (15.2.80) lesen, daß sich „das Après-Skigetümmel hier nicht breitgemacht hat. Eine einzige Diskothek muß Nauders' ganzes Nachtleben schaffen“. Das hat sich schon geändert, und wird sich weiter ändern. Wie wir aus zuverlässiger Quelle hörten, hat die Bergkastelseilbahn GmbH, in der die Gemeinde anteilig vertreten ist, große Pläne. Ein Doppelsessellift soll das Tschey-Egg erschließen, und eine Aufstiegshilfe am Goldsee-Gasthaus den Anschluß an die Bergstation der Kabinenbahn herstellen. Insgesamt eine Skischaukel in einem bis jetzt unvermarkteten, traumhaft schönen Gelände. Die Investitionen werden auf 70 bis 80 Millionen öS geschätzt. (Betriebsbeginn ist nach letzten Meldungen bereits für Weihnachten 1982 vorgesehen; d. Red.)

Während Franz Netzer nun schon 34 Jahre lang in „seiner“ Hütte das Kommando führt – mit 860 Schlafgästen im vergangenen Jahr – hat sich die Sektion Bremen den pensionierten Ortsgendarmen Alois Unterrainer (67) aus Nauders, vom „Regina“-Hotel, als Hüttenkontrolleur und Schlüsselbewahrer gesichert. Aber was wird nun aus der gemütlichen Skihütte, bei diesen Zukunftsperspektiven? Das bisher nur im Sommer offene Goldsee-Gasthaus liegt knapp einen Steinwurf weiter unten. Sollte sich etwa künftig bis zu den geplanten Lift-Talstationen hin im Frühling, Sommer, Herbst und Winter eine Blechlawine ergießen?

Anders als in Nauders, wo man im scheinbaren Überfluß der Natur weiter auf Wachstum plant, hält man sich in den Pfundser Bergen an strenge Schutzbestimmungen. Sie stammen noch aus der k. u. k. Zeit und sollten zunächst das begehrte Jagdrevier schützen. So lautet § 7 des mit den Hohenzollern 1924 abgeschlossenen Pachtvertrages: „Das Anmachen von Lustfeuern außer des Hauses, Schreien, Lärmen, Schießen und Abbrennen von Feuerwerk mit Knall- und Leuchteffekten ist nicht gestattet... im Interesse der gebotenen Ruhe für die Jagd“.

Die Berliner blasen zum Sammeln

Mit unverminderter Beharrlichkeit hält man heute, wenn auch vorrangig im Interesse des Naturschutzes, an den alten Abmachungen fest. Willi Huttig kann ein Lied davon singen. Alle Versuche, die etwa 3000 qm Hütten-Pachtgrund zu kaufen – eventuell im Tausch mit einer Wiese, die Franz, dem Hüttenwirt,

am hintersten Talschluß gehört, scheiterten, Anfang 1982 durch Bundesforstentscheidung. „Warum eigentlich kaufen?“, soll ein Gesprächspartner bei jüngsten Verhandlungen gefragt haben. „Wenn es wieder einmal politische Veränderungen gibt, dann ist nicht nur die Hütte weg, sondern auch der Grund...“

Die Berliner – nach letzten Zahlen mit nun wieder 5 500 Mitgliedern und rund 500 Neuzugängen pro Jahr – bliesen derweil zum Sammeln für das Goldene Hüttenjubiläum, das mit möglichst viel alten Hohenzollern im Sommer 1974 gefeiert werden sollte. Weil die aber mit einigen Ausnahmen in alle Winde verweht waren, setzte man eine „Suchanzeige“ in den BERGBOTEN – mit Erfolg! Es meldeten sich Ernst Löwe (Mitglied seit 1906), Franz Seidel, Franz Fischer (1919), Karl Harder (1922), drei Schwestern Möllendorf sowie Georg und Anna Raue (1923), Franz und Erna Fischer, Johanna und Margarethe Ernecke, Kari Langgut und Dr. Weyrauch (1924), Fritz Kell, Erna Meinecke, Elise Hilger, Else Wittig (1926). Und Richard Oehmig, der sogar ein Gedicht einschickte, das so endet: „Bleib weiter hart und blick ins Tal/Du kleine Hütte im Radurschital...“

Sein Brief, datiert vom 31.8.1973, kam aus München.

Was war inzwischen mit dem Helden unserer Geschichte geschehen? War er auf Rentner-Urlaub? Hatte er sich nun doch noch abgesetzt?

Während wir, im Januar 1982, in Forstenried zusammen am Kaffeetisch sitzen, erzählt uns Richard Oehmig die letzte Etappe seines Lebens zwischen Ost und West.

„Nein, ich habe mich nicht abgesetzt“, sagt er fast dickköpfig. „Schmöckwitz ist nun mal meine Heimat, und heute leben in dem Haus, das ich mir unter Entbehrungen dort gebaut habe, meine Tochter, ihr Mann und unser Enkelkind. Frau Luise (73) nicht bestätigend, dann blickt sie seltsam leer aus dem Fenster.“

„Es ist ganz einfach“, sagt er, „wir sind legal als Rentner mit all unseren Möbeln aus dem Ostsektor Berlins ausgewandert. Ich habe eben wieder einmal Glück gehabt, denn wegen meiner Dienstjahre beim Senat stand mir ein Altersruhegeld zu; ohne das wäre es nicht gegangen.“

Sein Blick gleitet über die vielen Bilder an der Wand, mit dem Blick von der Kreuzspitze auf Similaun, Weißkugel mit Hintereisferner, Königsspitze vom Aufstieg zum Eisseepaß. In den dreißiger Jahren war er ein hervorragender Lichtbildner. Auch seine Foto-Erinnerungen reisten im Möbelwaggon mit, durch die DDR nach Bayern.

Ein neues Gipfelbuch

Die beiden Alten gehören wohl zu den wenigen Senioren-Bergsteigern, für die der Zwangsumtausch bei Reisen in die Deutsche Demokratische Republik eine der wichtigsten Sachen ist, die in der Politik zur Diskussion stehen. Denn von den Quoten hängt ab, wie oft sie es sich leisten können, nach Berlin-Ost zu den Kindern zu fahren.



Links:
Richard Oehmig
heute, mit Goldenem
Edelweiß am Hut.
Unten:
Anna Köhle/Herzig
heute.

Fotos:
Schemmann

Im Sommer 1974, als die Oehmigs zur 50-Jahr-Feier auf Hohenzollern in Tirol – nun schon als Rentner – anreisten, gab es nicht nur mit der Hütte, an der für Richard so viele Erinnerungen hängen, ein Wiedersehen. Auch Anna und Paula Köhle, die in den zwanziger Jahren am Radurschlbach den Ton angaben, sah er wieder.

Man hatte sich in Pfunds verabredet, wo die jüngere, Paula, verheiratet ist. Die beiden Tirolerinnen waren gespannt. Wie würde sich der schicke Bursch von damals verändert haben, nach mehr als vierzig Jahren? „Auch ein bisschen Herzklopfen war dabei“, sagt Anna und lächelt verlegen, als wir ihr in Tösens

gegenübersitzen. „Wir haben uns halt damals gern gehabt. Eine Romanze, heute sagt man Flirt dazu, nichts Ernstes...“

Hinter der Gardine versteckt warteten sie und sahen Richard und Luise auf das Haus zugehen. Das also war's – nun ja, vierzig Jahre hinterlassen ihre Spuren. Aber dann war die Fremdheit schnell weg und sie tratschten von damals – es war halt die schönste Zeit ihrer Jugend. Luise lächelte verständnisvoll und nahm noch ein Stück Tiroler Kuchen...

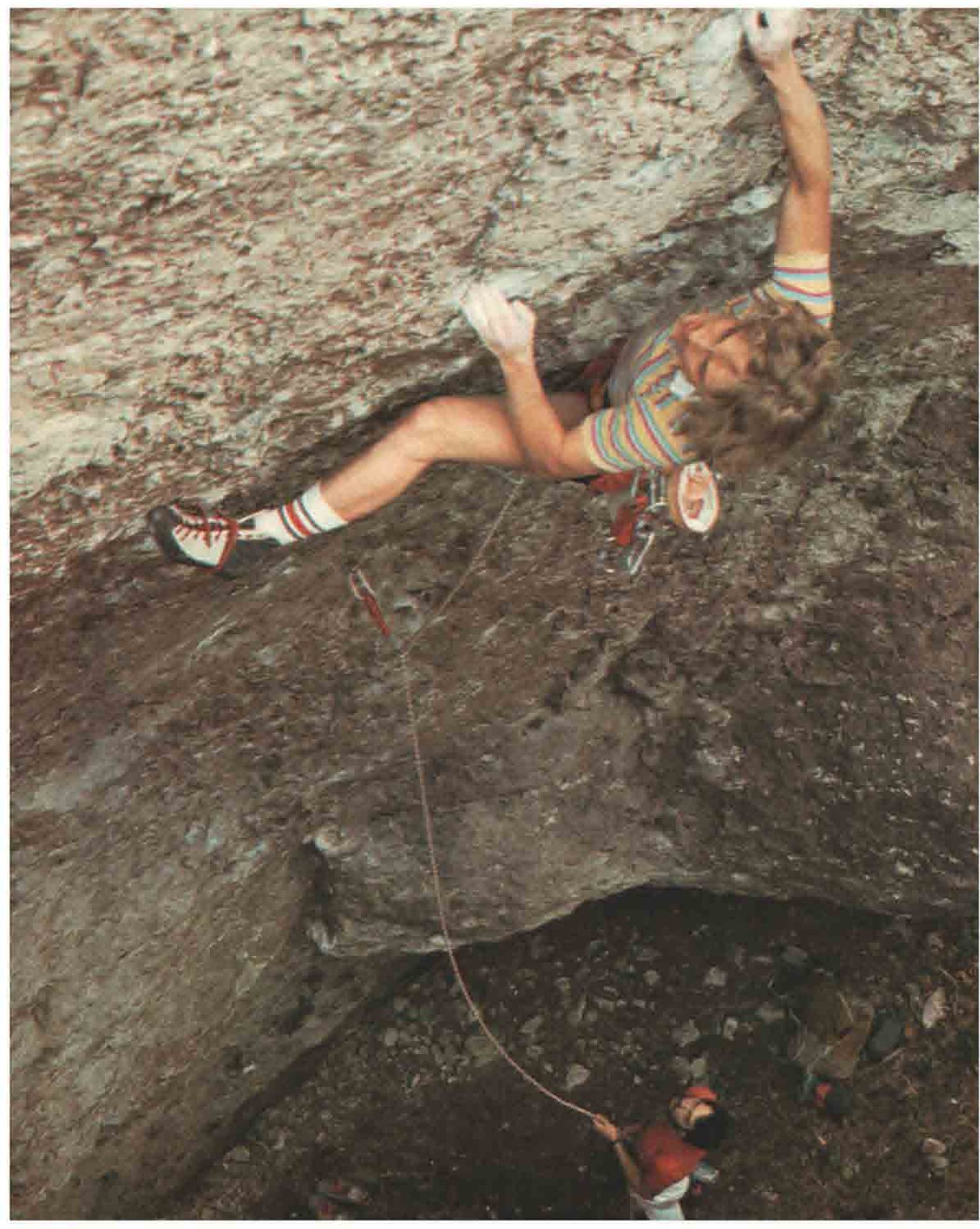
Aber noch etwas geschah. „Mir wurde eine große Ehre zuteil“, berichtet Oehmig gerührt. „Durch Blitzschlag war auf dem Glockturm das Gipfelbuch verbrannt“. Nicht nur am Hausberg, sondern auch auf Schmalzkopf und auf beiden Hennesigspitzen, auf Wildnörderer, Kaiserspitze, Pfros- und Plattigkopf, auch auf der Karlesspitze hatten die Hohenzollern 1926 Gipfelbücher ausgelegt. „Und nun sollte bei dieser Feier ein neues hinaufgetragen werden. Ich durfte 1974, und das macht mich sehr stolz, in dieses Gipfelbuch eine Widmung schreiben. Jetzt gibt es von mir da oben etwas, vielleicht noch, wenn ich schon gar nicht mehr lebe...“

Nun blickt auch Rentner Oehmig aus dem Fenster im sechsten Stock in der Forstenrieder Allee zu München. Hinten am Horizont waren blau die Konturen der Alpsspitze im Wetterstein bis hin zum Wallberg in den Tegernseer Bergen zu erkennen.

Literatur

- DuOeAV Zeitschriften 1876, 77, 93, 1934, 38
- Jahrbuch 1954
- Mitteilungen des DuOeAV 1875; 78, 87, 1906 bis 25
- Mitteilungen der Sektion Hohenzollern + Jubiläumsschrift 1930
- Mitteilungen des Fachamtes Bergsteigen 1934 bis 38
- Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins bis 1944
- Mitteilungen des AV der Landesarbeitsgemeinschaft/Bayern ab 1+2/1948 ff.
- DER BERGBOTE/Berlin
- Chronik von Pfunds; Dr. Fridolin Dörner, 1975
- Chronik von Nauders; Georg Hörtnagel, 1973
- Dr. Walter Eulitz: Geschichte des Zollgrenzdienstes
- Werner Richter: Ludwig II. König von Bayern, 1939
- Marie Schultze: Marie Königin von Bayern, 1892





Genau weiß ich nur, warum ich nicht Fußballer geworden bin

Biertischdiskurs mit einem nicht ganz
zeitkonformen Bergsteiger, aufgezeichnet von

Elmar Landes

Seite 48:

„Einmal so klettern
können“! „Chasin' the
Trane“ – IX – am Krottenseer
Turm (Frankenjura)
Foto: G. Heidorn

„Ich bin als Bergsteiger ein Fossil. Also könnte ich auch nur Unzeitgemäßes übers Bergsteigen schreiben.“ Der dies sagt, von dem waren noch vor wenigen Jahren Aufsätze in nahezu allen deutschsprachigen Bergsteigerzeitschriften und auch im Alpenvereinsjahrbuch zu finden. Er beantwortet damit die Frage, warum er seit geraumer Zeit nichts mehr für alpine Blätter schreibt und Wert darauf legt, in diesem Beitrag anonym zu bleiben.

Dabei ist der Mensch durchaus noch aktiv. Als uns vergangenen Spätwinter der Zufall wieder einmal zusammenführte, war das in einem Klettergarten. Unser Gespräch anschließend ans Klettern beim Weißbier entwickelte sich meiner erheblichen Skepsis zum Trotz recht unterhaltsam und sogar interessant. Ich versuche deshalb, es hier nachzuzeichnen.

Meine Skepsis rührte her von der Befürchtung, einem weiteren bedauernswerten Opfer des Umstandes begegnet zu sein, daß es vielen ehemaligen Extrem- oder gar Spitzenbergsteigern offensichtlich besonders schwerfällt, sich mit dem Älterwerden abzufinden.

Daß indessen die junge Generation über das hinausgeht, was die ältere erreicht oder angestrebt hat, daß sie sich gelegentlich ganz andere Ziele setzt oder in manchen Bereichen die bislang gültigen Leistungsnormen sprengt, das schien meinen Gesprächspartner nicht besonders zu verstören. Im Gegenteil, ich glaubte eher bewunderndes als vergrämes Staunen herauszuhören aus seinen Äußerungen über die sportlichen Typen, die wir an diesem Tag an verschiedenen Routen hatten beobachten können. Zwar gut gesichert an denselben Haken, über die wir selbst uns oft genug mit Seilzug und Steigleitern nach oben beholfen hatten, waren die hilfsmittelfrei wirklich geklettert; auch Stellen, die wir in diesem Stil immer für unmöglich gehalten hatten. Eine dieser Routen hatte mein Bekannter einst sogar selbst „erschlossen“. Ein Umstand, der ihn ja besonders schmerzlich hätte berühren müssen. Um so überraschender seine Reaktion: „Einmal so klettern können! Wäre ich heute jung – ich weiß nicht, aber der Ehrgeiz, dies zu schaffen, reizte mich vielleicht doch, es nochmal mit demselben Sport zu versuchen!“ Diese Reaktion verblüffte mich aus zwei Gründen besonders: Einmal hatte ich meinen Altersgenossen trotz seiner Klettergartenerfahrung immer mehr als den Typ des alpin geprägten Bergsteigers eingeschätzt. Zum anderen ließ vor allem der Tonfall, in dem er sich äußerte, darauf

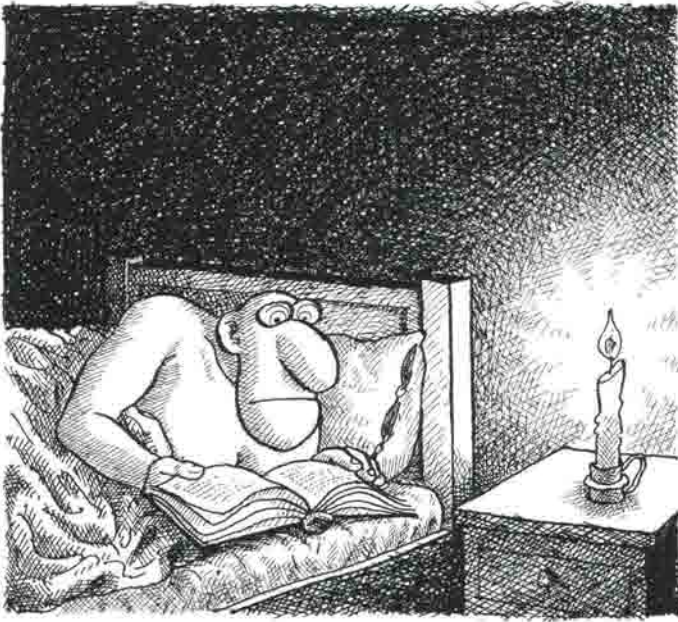
schließen, daß er ansonsten kaum Anreize verspürte, die ihn, wäre er heute jung, noch einmal zum Bergsteigen bewegen könnten. Da war ich denn doch neugierig, warum?

Sich aus eigenem Antrieb plagen

„Warum? Ich weiß ja gar nicht so genau, warum ich damals Bergsteiger geworden bin; und selbst meine Grübeleien über die Gründe, warum ichs geblieben bin, verlieren sich meist ins Uferlose. Genau weiß ich nur, warum ich, obwohl begeistert von diesem Spiel, nicht Fußballer geworden bin. Mir haben restlos schon die Schulpflichten genügt, in die ich mich als Gymnasiast Anfang der 50er Jahre verstrickt sah. Da wär es mir gänzlich unerträglich gewesen, mich freiwillig weiteren derartigen Zwängen und Abhängigkeiten zu unterwerfen, wie sie der Trainings- und Spielbetrieb bedingt hätten.“ Besonders die Figuren des Trainers, auf dessen Kommando er hätte hören müssen, und mehr noch des Schiedsrichters, „der mit seinem Pfeiferl meine Tugend überwacht hätte“, schienen da eine große Fußballkarriere verhindert zu haben. Solch gouvornantenhafte Bevormundung habe er als unwürdig empfunden. Wenigstens in seiner Freizeit habe er selber darüber verfügen wollen, was er zu tun oder zu lassen habe, sich aus eigenem Antrieb plagen und aus eigener Einsicht verständliche Spielregeln einhalten. Vielleicht also sei er deshalb Bergsteiger geworden, weil ihm das Bergsteigen damals diese Voraussetzung zu erfüllen schien; weil es zugleich aber seinen erheblichen Erlebnis-, Unternehmungsdrang und auch Ehrgeiz zu befriedigen versprach.

„Und das gilt, meinst Du, für das Bergsteigen von heute nicht mehr?“

„Das gilt für gewisse Bereiche des Bergsteigens wohl noch immer. Daher rührt ja auch meine Sympathie fürs heutige Sportklettern. Und das, obwohl ich kaum Gemeinsamkeiten entdecken kann zwischen diesem Treiben und dem, was ich je im Sinn hatte mit dem Bergsteigen. Aber das ist immerhin so ein Bereich, den die Jungen da für sich entdeckt haben und konsequent nutzen.“ Entscheidender aber im Hinblick auf meine neugierige Frage von vorhin sei, so wurde ich belehrt, wie sich das Bergsteigen einem interessierten Außenseiter damals darstellte und wie sich insgesamt heute darstellt – etwa durch die Hervorbringungen der



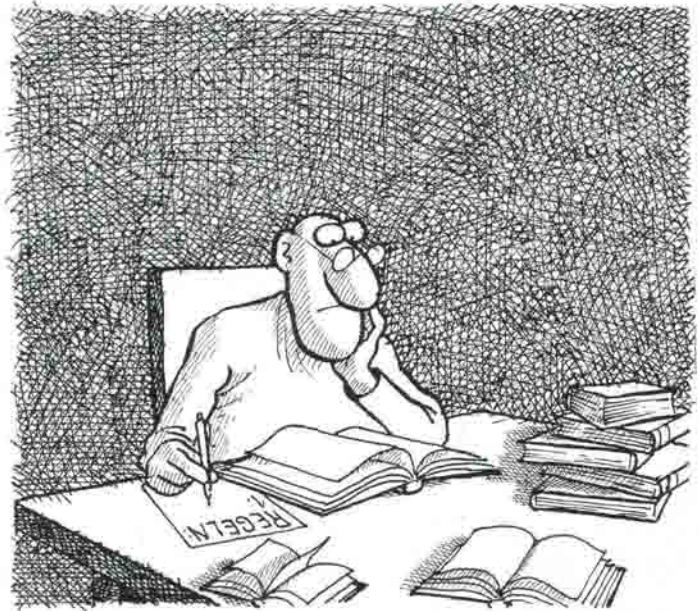
einschlägigen Literatur: „Mein erstes Bergbuch war ‚Der weiße Berg‘, in dem Ludwig Steinauer begeistert, bisweilen emphatisch seine Erlebnisse im Bannkreis des Montblanc – ‚des Monarchen‘ – schildert. Das hat mich stark beeinflusst wie später Walter Pause, als der – in seiner Vorhunderter-Ära – noch ‚mit glücklichen Augen‘ durchs Gebirge zog. Woran aber würde ich als der suchende junge Mensch von damals heute in einem Buchladen geraten? Mit der Wahrscheinlichkeit von 1:100 wohl doch an irgendein Werk aus der überreich bestückten Kategorie der alpinen Rezeptliteratur! Wo aber alles bereits beschrieben und vorgeschrieben ist – in der Führerliteratur gibt es ja schon eine deutliche Tendenz dahin, für Kletterrouten nicht nur Seillänge pro Seillänge jeden Schritt vorzuschreiben, sämtliche zu erwartenden Haken aufzuzählen, sondern sogar Anweisungen zu erteilen, wo welche Klemmkeile oder Schlingen zu legen sind – aber wo war ich stehen geblieben? – ach ja: wo alles vorgeschrieben, nichts offen ist, da verkümmert das Erlebnis.“

Bloße Bewegungs- und Freizeitfüllprogramme nach vorgegebenen Mustern aber, die habe er gerade nicht gesucht, damals.

Weniger Selbständigkeit

Ob er sich da mit seiner Kritik nicht doch ziemlich verstiegen habe, wollte ich wissen? Immerhin seien nahezu ausschließlich Titel dieser Art von Literatur jeweils auf der Bestsellerliste zu finden, die eine Bergsteigerzeitschrift derzeit regelmäßig veröffentlicht. Das deute doch auf ein ausgeprägtes Bedürfnis der Käufer, also vor allem doch wohl der Bergsteiger hin?

„Dem könnte ich höchstens mit einer Einschränkung begegnen. Der nämlich, daß auf einer Bestsellerliste nur erscheinen kann, was auf dem Markt ist. Und da gibt es halt – meiner Ansicht! – ein allzu krasses Mißverhältnis zu Ungunsten der Literatur, die das Bergerlebnis nicht verschreiben, sondern vermitteln will.“ Im übrigen aber könnte er meinen Einwand nur unterstreichen. Zum Beispiel mit dem Hinweis, daß eine vergleichende Untersuchung, ließe sie sich nachträglich durchführen, sicher einen aufschlußreichen Wandel bestätigte, der sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte unter den Besuchern von Alpenvereinshütten vollzogen hat: „Und zwar meine ich den Wandel bezogen auf das durch-



schnittliche Maß an Eigenständigkeit dieser Besucher.“ Die Zeit jedenfalls, da es hauptsächlich selbstgesetzte Ziele und eigene Pläne waren, deretwegen die Bergfreunde alleine, pärchen- oder seilschaftenweise, vorwiegend jedenfalls in kleineren Gruppen, auf die Hütte pilgerten, sei vorbei. „Geh doch heute auf eine gut besuchte AV-Hütte als ‚Individualbergsteiger‘! Bezeichnend übrigens, daß kaum einer, der diese schöne Wortschöpfung in den Mund nimmt, noch einen komischen Beigeschmack empfindet! Also laß so einen ‚Individualbergsteiger‘ auf eine gut besuchte AV-Hütte geraten, da kanns ihm durchaus, und leider immer häufiger, geschehen, daß er sich als Gast zweiter Klasse vorkommen muß. Das Individuum mag wohl zuerst gekommen sein. Zuerst mahlen – bei der Zuteilung der Lager, oder aufs Frühstück wartend – werden nicht selten die vorangemeldeten, in der Regel übergroßen Gruppen samt Führern, Betreuern und Animatoren, die das Programm einer Sektion, Alpinschule oder sonstigen Institution da heraufgeführt hat. Ein Second-hand-Programm obendrein zumeist, entnommen irgendeinem Vorschlagsband!“ Trotzdem, daß er sich verstiegen habe mit seinen Äußerungen von vorhin und auch eben, das mochte mein Gesprächspartner nicht zugeben: „Ich wollte ja viel weniger kritisieren als versuchen, aus meiner Sicht das äußere Erscheinungsbild des Bergsteigens von damals dem von heute gegenüberzustellen – und überlegen, welchen Einfluß das jeweilige Bild auf mich ausgeübt hat, oder hätte. Dabei habe ich ausdrücklich betont, auf mich, den jungen Menschen von damals, also der unmittelbaren Nachkriegszeit. Wie ein junger Mensch von heute jeweils reagiert oder reagiert hätte, weiß ich nicht. Ich bin nicht mehr jung.“

„Wenn ich das recht verstehe, dann kannst Du Dir aber schon vorstellen, daß ein junger Mensch von heute den gegenwärtigen Bergsteigerbetrieb als Anreiz empfindet?“

„Ich kanns zumindest nicht ausschließen; vermute aber, daß da dann ähnliche Gründe mitspielen, wie die vorhin erläuterten dafür, daß vorwiegend bestimmte Buchtitel auf den alpinen Bestsellerlisten erscheinen. Und sicher gibt es auch ein gegenseitig bedingtes Wechselspiel all dieser verschiedenen Ursachen und Wirkungen.“

„Aber daß heute nun einmal so viele Menschen das Bedürfnis haben und auch die Gelegenheit, sich der Natur zuzuwenden,

Seite 50: Soll die alpine
Literatur das Bergsteigen vermitteln
oder verschreiben?

Unten: Vorbei die Zeit, da „Individual-
bergsteiger“ noch in kleinen Gruppen
unterwegs sein konnten?

Zeichnungen: S. Schrank

damit dem Bergsteigen und dem Skilaut, das willst Du doch ernstlich nicht beklagen?"

„Zumindest muß ich jedem, der im Gebirge glücklich werden will, das Recht zugestehen, das auf seine Weise zu versuchen. Und das natürlich auch, wenn mir die Folgen, die der gegenwärtige Trend zur ‚Aktiverholung am Busen der Natur‘ mit sich bringt, nicht passen.“

Da gäbe es freilich eine Reihe auch objektiv beklagenswerter Folgen – für den „überstrapazierten Busen“ zum Beispiel! Darum sei er nicht einmal ganz außerstande zu begreifen, daß die Alpenvereine heute schon vor der Notwendigkeit stehen, sich in Überlegungen einzuschalten, wie der überhandnehmende Tourenskilaut „kanalisiert“ werden könnte: „Am Ende doch gar durch verbindlich abgesteckte ‚Tourenpisten‘! – schon wieder so eine prachtvolle Wortschöpfung, die ein geschwätziger Tourismuskleriker in aller Unschuld in ‚die Diskussion eingebracht‘ hat! Eine freilich, die in ihrer Verdrehtheit dem Sachverhalt, den sie kennzeichnen soll, ziemlich entspricht.“ – Aber immerhin, begreifen könne er das alles schon! Zur Not wenigstens. Nur hätte ihn halt auch die Aussicht, „kanalisiert“ zu werden, als des Gelenktwerdens ohnehin überdrüssigen Gymnasiasten wohl mehr verschreckt denn „angemacht“ fürs Bergsteigen: „Da hätte ich doch gleich Fußballer werden können!“ Heute aber verhilfen ihm solche Aussichten immerhin dazu, seinem Alter auch eine versöhnliche Seite abzugewinnen: „Da wirds nicht mehr so schwer fallen, ganz zu verzichten, sollten derartige Horrorvisionen tatsächlich bald Wirklichkeit werden.“

Größere Erwartungen

Aber wichtiger als seine privaten Abneigungen sei ein anderer Aspekt der Entwicklung; der nämlich, daß parallel zum Wandel von einer vorwiegend eigenständigen Zielsetzung, der die Bergsteiger folgten, hin zu einer mehr oder weniger vorgegebenen auch ein Wandel im Verhältnis der Alpenvereinsmitglieder zu ihrem Verein zu beobachten sei. Das zeigten besonders deutlich die Folgen, die ein drastischer Mitgliederzuwachs über mehrere Jahre hinweg auf das Innenleben ursprünglich eher kleiner AV-Sektionen manchmal habe: „Da ist immer weniger die Gemeinschaft gefragt, der man angehört, für die man aber auch das seine beizutragen hat, dagegen immer mehr die Institution, als

deren Wertmaßstab die Vielfalt des Angebots an Tourenprogrammen, sonstigen Zerstreungen, Versicherungsschutz und Vergünstigungen gilt.“

Das sage er nicht so leicht hin, sondern aufgrund eigener Erfahrung. Die habe er zur Genüge sammeln können, als er sich noch gelegentlich zur Verfügung stellte, sogenannte Gemeinschaftsfahrten seiner eigenen Sektion zu leiten: „Aber von wegen Gemeinschaft! Da hast du's mit einer Anzahl von Leuten zu tun, die auch was geboten haben wollen für ihren Mitgliederbeitrag. Das beginnt schon zu Hause, wenn's um die Organisation von Mitfahrgelegenheiten geht! Da sind dann auf einmal sehr viele Besitzer sogar der dicksten Schlitten auf Mitfahrgelegenheit bei anderen angewiesen. Und wehe, wenn schlechtes Wetter etwa den programmgemäßen Ablauf einer Tour vermasseln sollte! Das ist doch eine Zumutung für die armen Leute. Hätten sie das vorher gewußt, wären sie gleich daheimgeblieben. Schade um die kostbare Zeit...“

„Derartige Erfahrungen haben Dich also dazu bewogen, auch solche Führungen nicht mehr zu übernehmen? Habe ich das richtig herausgehört?“

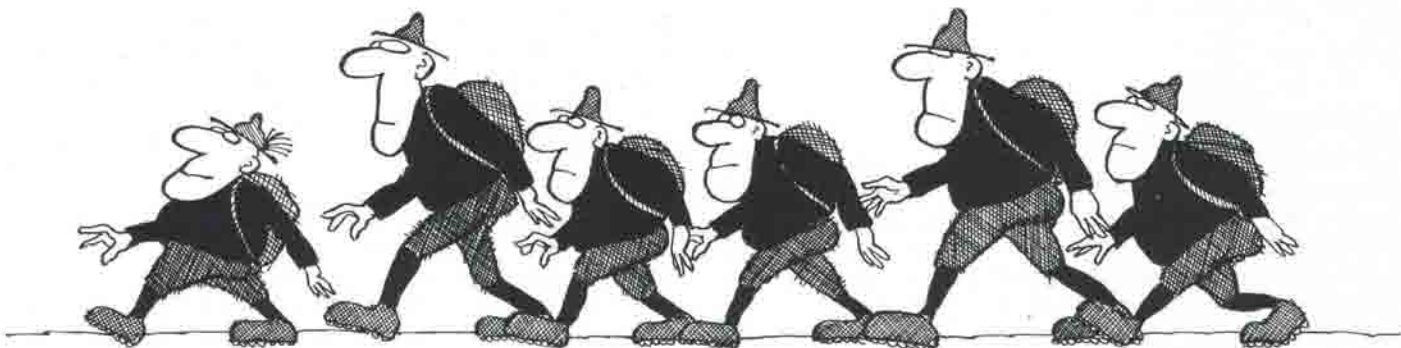
„Wenn noch, dann nur mehr im privaten Kreis. Aus dem aktiven Sektionsleben habe ich mich aber weitgehend zurückgezogen, zugegeben.“

Dabei war diese Schnecke jahrlang Jungmannschaftsleiter ihrer Sektion, später Tourenwart und galt sogar als „berufen für höhere Ämter!“ Aber der Mensch hatte sich bereits ein recht robustes Schneckenhaus zugelegt wider derlei Anfechtungen: „Geh zu, ich als Fossil, ich würde doch auf jedem Posten bloß Tüchtigeren, die mit den Erfordernissen der Zeit besser klar kommen, die Chance verbauen, was Gescheites zu bewirken!“

Lehrmeinungen

„Jetzt hör aber auf! Du kokettierst da dauernd mit Deinem hohen Alter und gefällst Dir als Fossil! Dabei konnte ich heute feststellen, daß Du über eine wesentlich zeitgerechtere Kletterausrüstung verfügst als ich; und auch genau die derzeit propagierten Sicherungsmethoden praktizierst Du?“

Der alte Herr reagierte gelassen. Selbstverständlich habe er immer versucht, sich so zweckentsprechend wie möglich auszu-



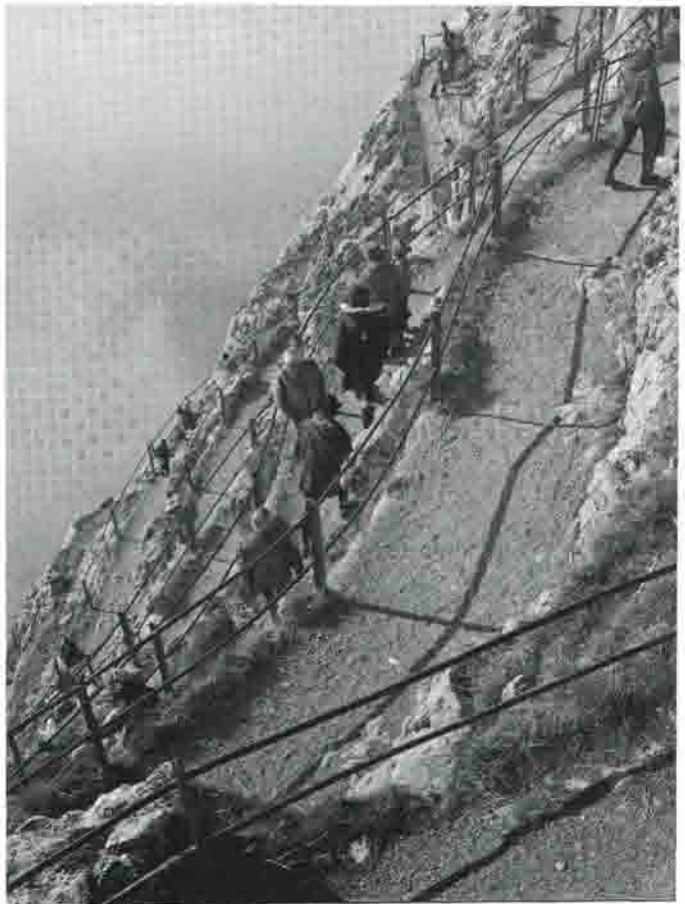
rüsten und zu verhalten. Und daß die Kunstfaserseile heute ständig verbessert werden, wüßte er gerade deshalb zu schätzen, weil er als Anfänger noch mit Hanfseilen geklettert sei. Ebenso froh sei er in vielen Situationen darüber, daß er heute nicht mehr allein auf die archaischen Sicherungsmethoden seiner Anfängerzeit angewiesen sei. Den für diese erfreuliche Entwicklung verantwortlichen Experten fühle er sich zu Dank verpflichtet und müsse deshalb auch akzeptieren, daß sie die jeweils gültigen Normen und Lehrmeinungen bestimmen. Ein gewisses fossiles Unbehagen werde er dennoch nicht los: „Angenommen, ich wäre noch Tourenwart in meiner Sektion und führte in dieser Eigenschaft eine Gruppe über den Normalweg aufs Totenkirchl. Da in diesem Gelände der Ausrutscher eines Seilzweiten nirgends mit der Gefahr des Auspendelns in gefährlich ungestuftes Gelände verbunden ist, würde ich meinen Gefährten auch nicht vorschreiben, zusätzlich zum Brustgurt einen Sitzgurt zu verwenden. Aus demselben Grund würde ich die Nachsteigenden über die Schulter sichern... Nun laß aber einen Unfall passieren, sagen wir durch Steinfall, und ich hätte mich zu verantworten! Ich weiß nicht, aber womöglich hätte ich's da sehr schwer. Dies jedoch nicht etwa wegen des Vorwurfs, wieso ich an einem sonnigen Herbstwochenende mit der Gruppe ausgerechnet aufs vielbesuchte Totenkirchl wollte? Deshalb vielmehr, weil die Ausrüstung meiner Gruppe zwar dem Zweck genügte und meine Sicherungsmethode in dieser Situation sogar die vorteilhaftere war, beide aber halt der gültigen Norm und Schulmeinung nicht entsprachen.“

Wo aber einer Norm, einer Lehrmeinung – zwangsläufig vermutlich – ein derartiges Maß an verpflichtender Gültigkeit anhafte, da gedeihe leicht auch ein naiver Glaube an die Schutzheiligenfunktion einer mechanisch-rituell erfüllten Norm oder Lehre: „Jedenfalls geben mir Skibergsteiger zu denken, die ohne Not und oftmals sogar ohne ersichtlichen Vorteil die verrücktesten Spuren in zweifelsfrei lawinengefährliche Hänge legen. Dies freilich bester Dinge, da sie ja brav und folgsam Verschüttetensuchgeräte mit sich führen.“

Ähnlich fehl am Platz aber wäre das Vertrauen auf die vorherrschende Lehrmeinung, führte es zum Beispiel dazu, „daß eine Seilschaft in eine schwierige, heikle und auch lange Karwendelkletterei einsteigt und sich von keinem Umstand dazu verleiten läßt, „auch mal auf andere Weise für ihre – immer mehr oder weniger relative – Sicherheit vorzusorgen also so, wie wir das hier und heute getan haben...“

Alternativen?

Das Stichwort Karwendel kam mir da gerade recht, um auf ein anderes – weniger verfängliches, wie ich glaubte – Thema überzuleiten: „Wo im Gebirge bist Du denn heutzutage noch geneigt, Dich herumzutreiben? Ich weiß, dem Karwendel galt lange Deine Begeisterung ganz besonders. Aber ganz so unbeleckt vom Tourismus der Gegenwart ist ja auch das Karwendel nicht geliebt?“



„Ja, und Ihr vom Alpenverein habt durch Euer Jahrbuch '81 das Eure dazu beigetragen, es noch populärer zu machen!“ Da hatte ich's, wäre ich nur bei den Sicherungsmethoden geblieben! Indessen, ganz so ernst gemeint war die „Rüge“ scheint's doch nicht: „Zum Glück gibt's ja im Karwendel und noch mehr in anderen Gebirgsstöcken unbeachtete Randgebiete, in die noch keine Anlaufstelle für Wandernadelaspiranten, kein gedruckter Tourenvorschlag lockt; und über die auch in Alpenvereinsjahrenbüchern, ja sogar Gebietsführern nichts, oder nur wenig Erhellendes zu finden ist.“ Ebendarum aber fände er an solchen Orten die Möglichkeit, auch heute noch seinen unzeitgemäßen, romantisch verklärten Jugendtraum vom Bergsteigen nachzuerleben; vielleicht wirklicher sogar als ehemals: „Da mir heute Wände wie die Laliderer nicht mehr die alles verdrängende – also auch den Blick für abseitigere Möglichkeiten verstellende – Herausforderung sind.“ Meine Neugier freilich, doch mehr über derartige Möglichkeiten zu erfahren, wurde abgespeist mit eher verschleiern den Angaben: über vergessene Gipfel, wilde, kaum besuchte Kare, vielseitige Kombinationsmöglichkeiten für Gratüberschreitungen oder sogenannte „Umrahmungen“, die Aussicht, alte Führen, „über die nie wer was verlauten hat lassen“ neu und – vielleicht – da und dort sogar Streifen wirklichen „Neulands“ zu entdecken... Genaueres jedoch wollte der neidige Träumer selbst am Biertisch nicht verraten. Und ganz entschieden war sein NEIN auf meine vorsichtig genug geäußerte Frage, ob er nicht doch einmal wieder vielleicht gar so etwas wie eine kameradschaftliche Verpflichtung darin sehen könnte, durch – keineswegs marktschreierische – Beiträge in seriösen alpinen Publikationen auch andere, Gleichgestimmte, auf solche Alternativen zum heute üblichen Bergsteigerbetrieb aufmerksam zu machen: „Stimmungsberichte ohne

Foto:
R. Köfferlein

genaue Zeit- und Ortsangaben liest heute niemand mehr. Und wenn doch, dann hält er sie für ein Märchen aus alter Zeit. Mache ich aber den üblichen Tourenvorschlag daraus, dann habe ich sie erstickt, die Alternative!" Denn die läge doch nicht nur darin, daß eine Ecke des Gebirgs noch einigermaßen einsam geblieben ist. Vielmehr läge die in der Chance, etwas nicht, oder wenigstens nicht gänzlich Vorgegebenes auszuhecken und zu probieren: „Dafür muß ich natürlich die Möglichkeit in Kauf nehmen, mich zu irren! Daß sich zum Beispiel der vermeintlich bequeme Zustieg in ein Kar in undurchdringlichem Latschenschungel verliert! Oder eine neu entdeckte Plattenwand von augenscheinlich bestem Fels als widerlicher Scherbenhaufen entpuppt!" Die Freude darüber, etwas entdeckt zu haben – und sei's für sich ganz persönlich – bleibe halt einmal immer nur in dem Maß ungetrübt, in dem die Möglichkeit des Irrtums in der Suche inbegriffen gewesen sei...

Lieber „Mensch-ärgere-Dich-nicht?“

Unterdessen hatten wir das zweite Weißbier bestellt. Dieser Umstand hielt meine Bedenken in überwindbaren Grenzen, eine Spitze – wozu's mich schon lang juckte – endlich doch loszuwerden.

Um meine Bedenken – und mein Jucken – zu erklären, muß ich freilich etwas ausholen: Ich erinnere mich noch deutlich an den stürmischen Verlauf einer Podiumsdiskussion vor nunmehr gut zehn Jahren, in deren Mittelpunkt mein heutiger Gesprächspartner stand. Damals hatte mit einer gewissen zeitlichen Phasenverschiebung die Protestwelle der sogenannten 68er-Unruhen auch den Alpenverein erfaßt. Erstmals sahen sich die Bergsteiger dem Vorwurf ausgesetzt, „nützliche Idioten“ zu sein, die ihre Frustrationen brav an den Felsen abreagierten, statt die Ursachen dafür in der Gesellschaft zu bekämpfen. Die heftigsten Beschimpfungen gellten zudem besonders den Hochtouristengruppen und Jungmannschaften entgegen wegen deren „elitärer Haltung auf der Basis eines unerträglichen Leistungsfetischismus“ – oder so ähnlich. Wider solche Vorwürfe nun dozierte unser Freund – damals schon wie heute im Gestus personifizierten Selbstbewußtseins –, daß Elite schließlich Auswahl bedeute; daß man sich aber schlecht selbst für etwas auswählen könne, habe es mit Überheblichkeit zunächst gar nichts zu tun, einer Elite anzugehören. Was aber die Hochtouristengruppen und Jungmannschaften betreffe, so seien das Interessengemeinschaften von Leuten, die sich einer bestimmten Art von Bergsteigen verschrieben hätten. Diesen Leuten aber „elitäre Haltung“ vorzuwerfen, nur weil sich an ihren Unternehmungen nicht jeder beteiligen könne, das komme ihm genauso vor, als wollte er einem Schachclub beitreten und alsbald von dessen Mitgliedern verlangen, sie sollten fürderhin nur mehr Mensch-ärgere-Dich-nicht spielen –; damit auch er sich voll in den Spielbetrieb „integriert“ fühlen könnte. Er freilich genierte sich, so unverhüllt eine besonders verkappte Abart von „elitärer Haltung“ zu verraten – eine nämlich mit negativem Vorzeichen: „Eine Leistung, die

zu erbringen ich selbst nicht in der Lage oder willens bin, dürfen andere auch nicht erbringen, da mir daraus ja Minderwertigkeitskomplexe erwachsen könnten!“

So mein Bekannter damals wörtlich.

Der weitere Verlauf der Veranstaltung entwickelte sich daraufhin äußerst kurzweilig, wenngleich wenig befriedigend für harmoniebedürftige Gemüter. Und daß eine Saaischlacht zuletzt gerade noch vermieden werden konnte, lag bestimmt nicht daran, daß mein Bekannter sich des weiteren einer maßvolleren Argumentation befleißigt hätte!

Egoismus oder Rücksichtnahme?

Damals allerdings, daran erinnere ich mich ebenfalls genau, trank er, bei welcher Gelegenheit auch immer, aus Prinzip und der Form halber nur Spezi, Limonaden und ähnliches. Nun aber hatte er, wie ich, bereits das zweite Weißbier vor sich stehen. Behutsam riskierte ich es also doch zu fragen, ob er denn gar keine Bedenken habe, daß ihm seiner strikten Verweigerung wegen schnöder Egoismus unterstellt werden könnte? Der Egoismus dessen eben, der sich das Gebirge „als Freiraum ausschließlich zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse erhalten und damit der Gemeinschaft vorenthalten wolle“: Ein Vorwurf, der bekanntlich ebenfalls häufig genug erhalten muß, die „elitäre Haltung“ gewisser Bergsteigerkreise zu brandmarken!

Mein Vertrauen in die mäßigende Wirkung des Bieres sah sich insofern bestätigt, als mein Gegenüber kaum einen Anflug von Hitzeaufwallung erkennen ließ ob dieser Frage. Stattdessen zerfaltete sich sein Gesicht in ein Lächeln, das in seiner Mischung aus Pfißigkeit, leichtem Mitleid und früh entwickelter Altersweisheit nur schwer zu beschreiben ist.

Natürlich sei er Egoist. Nur sei ja wahrscheinlich nicht einmal ich so naiv zu glauben, es geschähe vorwiegend aus Gemeinnutz, daß Verleger und Herausgeber von Tourenvorschlagsbänden und verwandten Rezeptbüchern mit ihren Produkten den Markt überschwemmen. „Und selbst die braven Bergsteiger, die solche Vorschläge für die Redaktionen alpiner Zeitschriften basteln, die erhalten dafür zwar nur ein geringes Anerkennungshonorar, genießen aber das Gefühl, sich gedruckt zu sehen. Das spielt durchaus keine so untergeordnete Rolle. Das weißt Du so gut wie ich. Und immerhin, darauf, dieses schöne Gefühl einmal wieder auszukosten, verzichte ich...“

...Wenn ich aber sehe, daß nicht nur Tourenvorschlagsproduzenten, sondern sogar die durchaus geschäftstüchtigen Manager der Volkswanderbewegung, ja selbst die Vorkämpfer für ein möglichst dicht geknüpftes Netz von Seilbahnen und anderen Verkehrsmitteln ins Hochgebirge Gemeinnutz für ihr Treiben geltend machen – also wenn ich das sehe, dann kann ich ohne rot zu werden meine Verweigerung ebenfalls mit purer Rücksichtnahme auf andere begründen: Der Freiraum, den ich Egoist mir da zu bewahren hoffe, der ist ja jedermann, der ihn kennenlernen will, zugänglich!“ Dazu brauchte einer nur offenen Auges, mit nicht gänzlich verkümmertem Entdeckerfreude und Fantasie

durchs Gebirge zu wandern. Oder Karten- und Führerwerke auf „weiße“ oder wenigstens „hellgraue“ Flecken hin zu studieren! Dieser Anreiz gehöre aber wesentlich – „wie übrigens schon einmal angedeutet, ist das so schwer zu begreifen?“ – zu dem Erlebnis, das er für sich suche: „Das ich anderen aber zerstöre, wenn ich ihnen durch meine Geschwätzigkeit das Entdeckendürfen verleihe!“

Halbschuhtouristen – bessere Bergsteiger?

„Außerdem“ – und während er mir zutrank bereicherte sich die geschilderte Mischung seines Lächelns um eine deutliche Prise Süffisanz: „Was außerdem elitären Hochmut betrifft, so kann ich jedenfalls die geringschätzigste Herablassung vieler ‚echter‘ Bergsteiger gegenüber den ‚Halbschuhtouristen‘ nicht teilen.“ Teilen könnte er lediglich, wo angebracht, die Sorge um das Wohlergehen und die heile Haut dieser Touristen; „für die hinderliche Ungetüme von Tragetaschen zudem viel typischer sind als die gern zitierten Halbschuhe.“ Ansonsten aber freue er sich über jeden, der ihm in großstadtbewährter Ausrüstung abseits der Touristenströme begegne. Bewiesen ihm solche Begegnungen doch, daß es offensichtlich immer noch Leute gibt, die gänzlich unprogrammiert der Anziehungskraft des Gebirges erliegen: „Vielleicht, weil sie nun einmal wissen wollen, was sich hinter

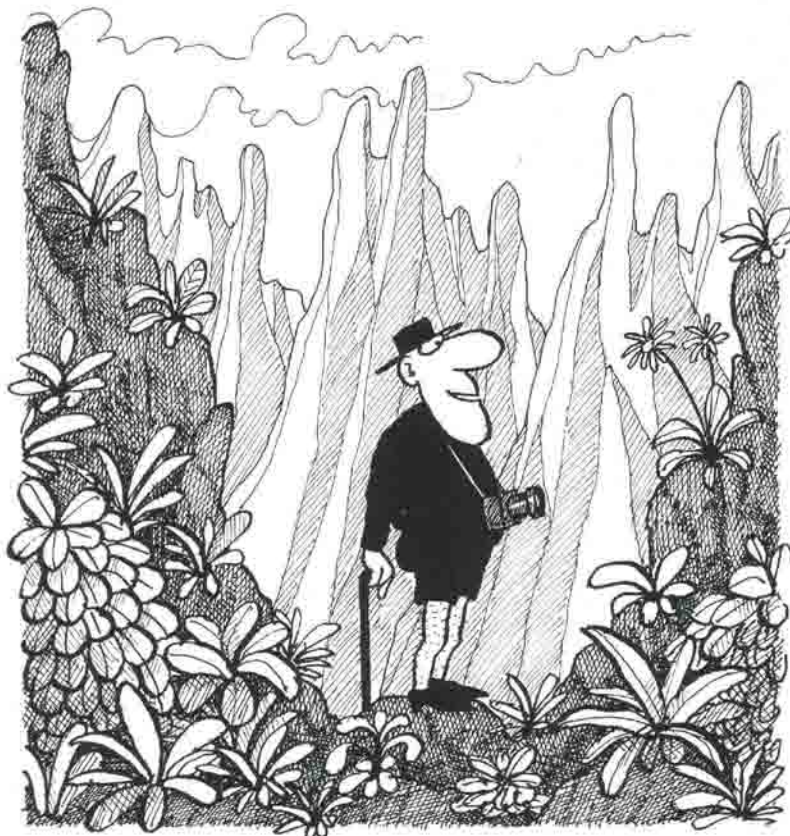
jennem Joch auftut? Oder wo der Bergbach, der die Fremdenverkehrsattraktion von Wasserfall speist, seinen Ursprung hat?“ Das Lächeln und jede Überheblichkeit war unversehens gewichen aus dem Gesicht des Sprechenden. Stattdessen betrachtete er sein Weißbiertglas, als sei darin ein Weltgeheimnis verborgen. Und eher für's Weißbiertglas schien es auch bestimmt, als er leise, fast zögernd formulierend fortfuhr: „Immer, wenn ich solchen Leuten im Gebirge begegne, glaube ich, noch einmal in mir den Originalton der Erwartung aufklingen zu hören, der auch meine ersten Schritte in die Berge begleitet hat...“.

...Ein zunächst fast erschreckter, dann sofort wieder angriffslustiger Blick auf mich löste ihn schnell aus seiner Versunkenheit: „...Und ich glaube fast, daß diese Halbschuhtouristen dem Bergsteigen, das die Gründer des Alpenvereins kannten, und das die Texter seiner Satzung meinten, dichter auf der Spur sind als die Mehrzahl der allzu Zünftigen...“

Ein langer Schluck, dann nachdenklich skeptisch: „...Ob der Alpenverein darin heute noch ein Verpflichtung sehen kann? Und wenn? Wie will er dieser Verpflichtung gerecht werden angesichts der vordringlichen Anforderungen, mit denen ihn der alpine Tourismusbetrieb der Gegenwart konfrontiert? Soll er vielleicht lediglich die Anpassungs- und Integrationsschwierigkeiten in diesen Betrieb lindern helfen?“

...Ich weiß es nicht, und ich beneide die nicht, die's – an verantwortlicher Stelle – wissen sollten.“

„Und ich glaube fast, daß diese Halbschuhtouristen dem Bergsteigen, das die Gründer des Alpenvereins kannten und das die Texter seiner Satzung meinten, dichter auf der Spur sind als die Mehrzahl der allzu Zünftigen...“



Zeichnung:
S. Schrank

Zwischen Freiheit und Reglementierung: Bergsteigen heute

Stellungnahmen zum voranstehenden Diskurs

Einer der beiden Gesprächspartner vom voranstehenden Beitrag ist sich ziemlich unsicher, ob er, der sich als junger Mensch Anfang der 50er Jahre fürs Bergsteigen entschieden hat, genauso entschieden hätte, hätte er sich für das heutige Bergsteigen zu entscheiden gehabt. Dieses scheint ihm vielzusehr organisiert und reglementiert, so daß es kaum seinem jugendlichen Bedürfnis, ein Betätigungsfeld nach eigenem Ermessen zu haben, entsprochen hätte. Dabei betont er, daß er lediglich dem jungen Menschen, der er selber gewesen ist, wenig Begeisterung fürs Bergsteigen, so wie sichs heute einem Außenstehenden darstellt, zutraut.

Offen bleibt in dem Gespräch, ob jemand, der sich heute fürs Bergsteigen entscheidet, dieses immer noch als deutliche Alternative zum – gegenüber den Nachkriegsjahren – ja gleichfalls wesentlich stärker programmierten und reglementierten Alltagsleben empfindet. Oder ob der ganz was anderes sucht als das, was sich der Jugendliche Anfang der 50er Jahre erhoffte. Für solche Deutungen spricht die gewaltige Zunahme, die das Bergsteigen und als Folge davon die Alpenvereine bis heute erfahren haben: Fast die Hälfte aller DAV-Mitglieder sind z. B. erst im Verlauf der letzten zehn Jahre zum Verein gestoßen. Zweifel an solchen Deutungen kann andererseits der Bundesjugendleitertag '81 der DAV-Jugend aufkommen lassen: Das Thema für diesen Bundesjugendleitertag lautete ja: „Gemeinsam auf Abwegen –

Alternativen beim Bergsteigen“. Und er hatte eine in diesem Ausmaß gänzlich unerwartete Rekordbeteiligung zu verzeichnen! Haben sich die Erwartungen der jungen Bergsteiger von heute den gestrigen gegenüber etwa gar nicht so weit entfernt? Oder sich wieder angenähert? Wenn dem aber so wäre, wie kann der Alpenverein solchen Erwartungen heute noch entgegenkommen? Vielleicht doch nur dadurch, daß er die Anpassungsschwierigkeiten an den vorgegebenen Bergsteigerbetrieb lindern hilft? Denn für die strenge Organisation und Disziplinierung, der dieser Betrieb zunehmend unterliegt, gibts ja durchaus auch betriebsbedingte Gründe: Zum Beispiel im Hinblick auf die Strapazierfähigkeit einer Gebirgslandschaft! Oder auf notwendige Vorsorgeverfügungen für die Sicherheit beim Freizeitvergnügen! Und die außerbetrieblich – zum Beispiel durch wirtschaftliche Interessen – bedingten Ursachen dafür zu steuern, dürften dem Alpenverein Grenzen gesetzt sein.

Oder kann die wirtschaftliche Entwicklung der Zukunft da vielleicht selbst einen Steuerungsprozeß einleiten? Wenn aber – in welche Richtung dann?

Der erwähnte Gesprächspartner vom voranstehenden Beitrag hat sich um eine Antwort auf solche Fragen herumgedrückt. Immerhin beneidet er die nicht, die sich an verantwortlicher Stelle nicht gleichfalls darum herumdrücken können.

Auf den folgenden Seiten finden Sie einige Stellungnahmen von Verantwortlichen und Betroffenen zu diesem Thema. (d. Red.)

Kein Vergleich

Da habe ich es also! „... und ich beneide die nicht, die's – an verantwortlicher Stelle – wissen sollten.“ Ich bin an verantwortlicher Stelle – und was weiß ich? „Da steh ich nun ich armer Tor ...“, nein, Herr von Goethe hilft auch nicht weiter. Auch wenn ihn in einem Goethejahr die Bergsteiger ebenfalls für sich vereinnahmen. Außerdem stehe ich im Augenblick Gott sei Dank nicht, sondern sitze. Hinter einem Glas Rotwein, ordentlicher, ungeschändeter Landwein. Da redet es sich leichter. Mit wem? Der Bursche mit dem Weißbier vorhin, der kam mir so bekannt vor, so vertraut. Sicher mehr als ein Dutzend Jahre jünger als ich, aber vieles hatte ich doch schon einmal gehört. Nur gehört – oder nicht

selber gesagt? Also vielleicht kann ich mich mit meinem anderen Ich (bestimmt nicht besseren) unterhalten?

Warum ich kein Fußballer geworden bin? Ich hatte auch beide Möglichkeiten. Vom Vater her schon. Der war Fußballer und Bergsteiger. Spielte vor dem Ersten Weltkrieg beim FC Bayern und war in einer kleinen Münchner Sektion. Die man vielleicht heute noch als elitär bezeichnen könnte, wenn das den Mitgliedern nicht so wurscht wäre, wie sie von anderen bezeichnet werden. Aber Fußballspielen oder Bergsteigen? Das war doch für uns gar kein Vergleich! Fußballspielen gab Kondition und war eine äußerst angenehme Freizeitbeschäftigung, im Gegensatz zum Hausaufgaben machen. Aber Bergsteigen – das war mindestens eine Zeittilgung schon so etwas wie eine Lebensform. Mein-

ten wir wenigstens manchmal. Vielleicht sogar dann, wenn wir uns z. B. freiwillig zu den Gebirgsjägern meldeten, darauf spekulierend, wenigstens bei der Ausbildung noch einmal in die Berge zu kommen, vor's losging. Mag sein, daß Bergsteigen in Wirklichkeit eine Art Notwendigkeit war. Schwamm drüber, auch über die Zeit danach. Ganz sicher war Bergsteigen damals auch zum großen Teil Flucht aus einem schwer zu tragenden Alltag. Trotzdem die Frage: Wäre ich ohne den Alpenverein Bergsteiger geworden? Wäre unser skeptischer Freund (der mit dem Weißbier) ohne Alpenverein Bergsteiger geworden? Kaum, denn auch mein Vater wäre ohne seine Spezln (dieser unübersetzbare Ausdruck trifft das, was man mit Kamerad oder Freund nur unvollkommen beschreiben kann) in der Sektion kaum Bergsteiger geworden. Wie denn, auf welche Weise hätte das geschehen sollen? Geben wir doch zu, daß es nur ganz ganz wenige gibt, die, vielleicht wie Hermann von Barth, einfach ins Gebirge gehen, die materiell und geistig die Möglichkeit dazu haben. Praktisch brauchen doch alle irgendeinen Anstoß. Zum Fußballspielen, Schachspielen, Radrennfahren, Bienenzüchten oder eben auch zum Bergsteigen. Und wer gibt diesen Anstoß? Freunde, eben die genannten Spezln, irgendeine Gemeinschaft. Bei den Bergsteigern ist das eben fast immer der Alpenverein. Nicht das Monstrum des Gesamtvereins, sondern eben irgendeine Sektion. Denn die sind das Leben des Alpenvereins. Der Alpenverein ist so gut und so schlecht wie seine Sektionen eben sind. Und wenn unser Kritiker auch die zunehmende Größe der Sektionen beklagt, mit einem gewissen Recht beklagt, so muß ich ihm doch eines entgegenhalten: Was ist denn eigentlich der Alpenverein heute genauso wie früher? Eine Gemeinschaft! Über den beiden großen Gegenpolen unserer Zeit, dem Kollektiv, der praktisch anonymen Masse und dem puren Individualisten gibt es doch noch etwas sehr Wichtiges, die Gemeinschaft nämlich. Ein sehr gescheiter Freund von mir hat vor vielen, vielen Jahren einmal einen Aufsatz geschrieben, betitelt „Vom Herrenbergsteiger zum Kollektiv“. Er hat darin die Entwicklung des Bergsteigens pflichtgemäß beklagt. Aber ich glaube, er hat eben übersehen, daß es schon in der Anfangszeit des Bergsteigens die Gemeinschaft gab und sie gibt es auch heute noch. Ganz sicher gehen viele Leute wegen materieller Vorteile zum Alpenverein. Aber so viele wie manche sagen sind das nicht und die meisten akzeptieren bald, einer Gemeinschaft anzugehören. Und wenn bei einer Gemeinschaftstour (in manchen Sektionen heißen sie tatsächlich so) ein ganzer Omnibus seinen Inhalt ins gleiche Bachtal, auf die gleiche Hütte entleert, so daß der Individualbergsteiger (ich meine auch, daß das ein gräßliches Wort ist) am liebsten fliehen möchte, so ist das trotzdem eine Gemeinschaft, die sich da zusammenfindet.

Auch wenn sie unterm Hüttendach manchmal zu lautstark die Geselligkeit und den Gesang pflegt. Und auch dann, wenn der Alpenvereinsvorsitzende Reißaus nimmt vor so viel geballter Gemeinschaft! Sogar Monstersektionen mit zwanzigtausend und noch mehr Mitgliedern sind in irgendeiner Form noch Gemeinschaft. Vor allem haben sie jede Menge an Abteilungen, Unterabteilungen, Freundeskreisen, Blasen und Stammtischen, die wiederum Gemeinschaften sind, manchmal sogar mit ausgesprochen elitärem Charakter. Ist es nicht tröstlich in einer Zeit, in der



jahrhundertealte Bindungen innerhalb weniger Jahre restlos verschwinden, in der eine Umschichtung erfolgt, wie wir sie seit der Völkerwanderung nicht mehr kannten, daß es die Gemeinschaft derer gibt, die gerne ins Gebirge gehen. Wobei diese Gemeinschaft nach Möglichkeit alle umfassen sollte, die das Gamsgebirg in der verschiedensten Form aufsuchen. Weil es nämlich ganz gleich ist, wie es einer tut. Eine allgemein verbindliche Form gibt es nicht. Jochbummler und Grasmugelliebhaber sind ebenso gerne gesehen wie reisige Nordwandhelden, Sestogradisten (wenn man schon mit solchen Begriffen um sich wirft, muß man heute besser sagen Settogradisten). Bezwingen von Achttausendern, Trekker und Sportkletterer, Wildwasserspezialisten und Skibergsteiger – kurz alles was da krecht und fleucht im Gebirg, aufrecht natürlich auf zwei Beinen, am Fels mit drei Haltepunkten. Und vorausgesetzt, daß es so getrieben wird, daß kein anderer dadurch verletzt wird, innerlich oder äußerlich. Es sollte im Alpenverein jeder nach seiner Facon selig werden.

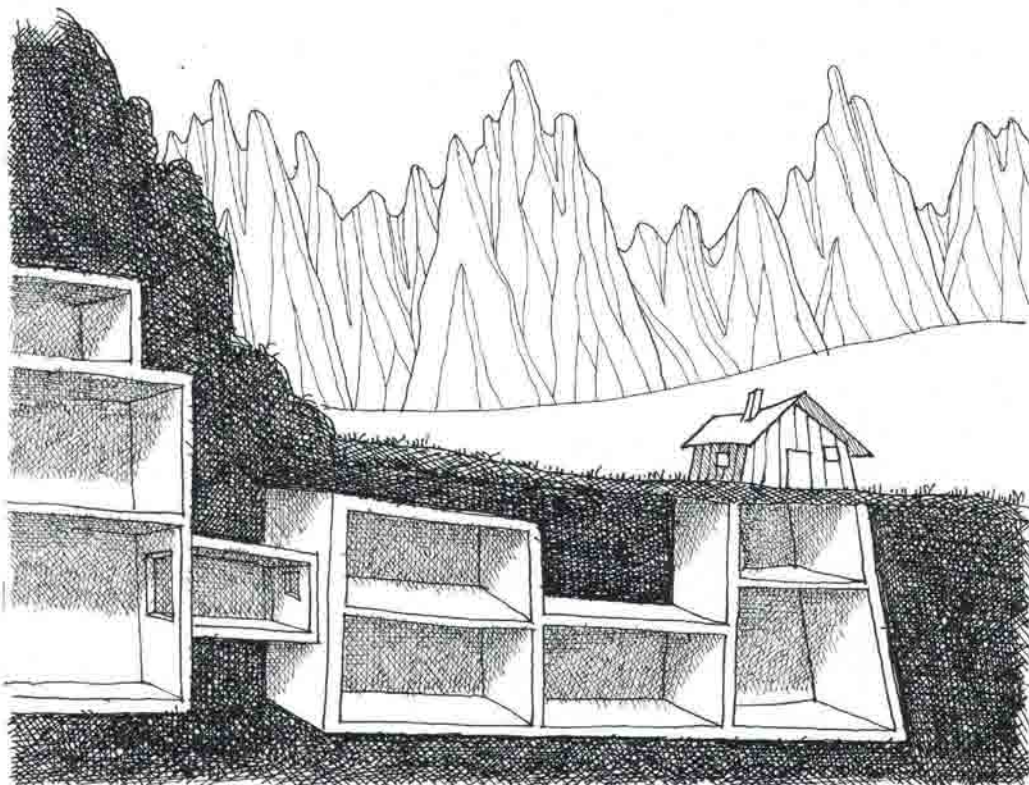
Diese Gemeinschaft ist sehr wichtig. Weil der Alpenverein schließlich auch mit der Zeit geht, haben wir unter unseren Mitgliedern eine Umfrage gemacht: 70 % suchen und finden die Gemeinschaft. „Mit Gleichgesinnten zusammenkommen“, hieß das Stichwort, das sie bejahten. Ist das nicht erfreulich in einer Zeit, in der ein Mensch sieben Jahre tot in seiner Wohnung liegen kann, ohne von irgend jemand auf der Welt vermißt zu werden? Gerade viele ältere Leute besitzen im Alpenverein einen Großteil ihrer persönlichen Bindungen, freuen sich eine ganze Woche auf den Sektionsabend. Jüngere, die versetzt werden oder umziehen in eine andere Stadt, ein anderes Land in Deutschland, finden im Alpenverein in der neuen Umgebung ihre ersten Kontakte und für die Jugend bringt der Alpenverein mit allem Drum und Dran einen bedeutenden Inhalt ihres Daseins. Wie früher auch! Und wer den Alpenverein einmal in Norddeutschland, in der Diaspora sozusagen, erlebt hat, der empfindet die Gemeinschaft ganz stark.

In oder besser mit einer so großen Gemeinschaft läßt sich auch viel erreichen, z. B. im Naturschutz. Gerade hier ist eine große Gemeinschaft geradezu lebensnotwendig. Schön, sagt unser

Zeichnung:
S. Schrank

Skeptiker (und mein anderes, früheres Ich), ich bin ja immer noch Mitglied, obwohl es Zeiten gab, in denen ich mir überlegte, auszutreten. Aber z. B. die ganze Sache mit den Hütten ist doch für den Bergsteiger heute nicht mehr interessant (wenn er nicht einen stärkeren, allerdings nicht druckreifen Ausdruck gebraucht). Das stimmt aber nur zum Teil. Einmal gibt es immer noch eine ganze Reihe von Hütten, wo der Bergsteiger, der „Individualtourist“ freundlich aufgenommen wird. Man muß halt etwas überlegen, nachdenken, Führer und Karten wälzen. Und vor allem nicht nur auf ausgetrampelten Pfaden zu Zielen erster Klasse gehen, als da sind z. B. die Silvretta an Ostern, der Großglockner im Juli, Matterhorn und Montblanc im August, das Basecamp von Everest und Annapurna auf der obligaten Trekkingtour und Stripsenjoch oder Vajolet im September. Und zum anderen versucht der Alpenverein, zumindest mit der neuen Hüttenordnung, die Dinge wenigstens etwas in den Griff zu bekommen. Freilich, all zu hoch darf man die Hoffnungen nicht schrauben, aber ein bißchen Luft für die Bergsteiger, die nicht im großen Haufen kommen, muß in Zukunft schon sein. Allerdings muß man denen, die die Schweiz als gelobtes Land den Alpenvereinsverantwortlichen vor Augen halten, leider sagen, daß dort auch nicht mehr das Paradies ist und der Wirtshausbetrieb auch vordringt. Gewiß nicht zur Freude der dort Verantwortlichen. Zugegeben, es kommt mich etwas hart an, Hütten aus- und anzubauen, zu sanieren und zu verbessern, der ich früher einmal vom Anzünden schwadronierte und in der Sektion als Jungmannschaftsleiter gegen den Wiederaufbau einer von einer mildtätigen

Lawine zerstörten Hütte predigte. Da wird auch unser skeptischer Freund nach dem dritten Glas Weißbier zugestehen müssen, daß man manchmal einfach nicht um Kompromisse (faule und weniger faule) herumkommt und den Zug nicht von heute auf morgen in der Gegenrichtung fahren lassen kann. Auch wenn ich es selbst gerne so möchte. Die Hütten sind eben ein Erbe der Vergangenheit, das wir nicht einfach abschütteln können und das manchmal wie ein Klotz am Bein hängt. Immerhin sind die Hütten für immer noch sehr viele Bergsteiger nützlich, ja sogar notwendige Stützpunkte auf ihren Wegen hoch über den Tälern. Ich will nicht gerade von einem Wunder sprechen, aber es ist doch einfach etwas wirklich schönes, daß man in unserem total über-völkerten Mitteleuropa wochenlang in luftiger Höhe von Berg zu Berg und Hütte zu Hütte wandern kann, ohne ins Tal abzusteigen. Und schließlich kann man auch noch den anderen Weg wählen, herunter im Tal zu übernachten, ja oft sehr früh von zu Hause aufbrechen (so man das Glück hat, noch einigermaßen in der Nähe der Berge zu wohnen), in aller Herrgottsfrühe an der Hütte vorbeigehen auf den Gipfel. Oder dort zu biwakieren, wo man auch in den Alpen noch allein ist. Wo? das sag' ich nicht! Der Alpenverein, so meint unser Freund, kanalisieren die Bergsteiger, er lehnt die „Tourenpisten“ ab. Ich auch. Aber um das Kanalisieren, ja Reglementieren kommen wir nicht ganz herum. Immer mehr Menschen gehen in die Berge, nehmen die Natur in Anspruch, trampeln in ihr und auf den Füßen ihrer Mitmenschen herum. Da kommt auf die alpinen Verbände die Aufgabe zu, mit möglichst sanfter Hand zu lenken. Man kann sich streiten dar-



*Konstruktiver
Vorschlag
unseres Zeichners,
Alpenvereinshütten
unauffällig den
Erfordernissen
der Zeit
anzupassen.*

Zeichnung:
S. Schrank

über, was besser ist: Die Massen möglichst weitgestreut zu verteilen, sie mit der Nase auf noch einsame Gebiete zu stoßen oder sie eben – so unschön das Wort ist – in gewisse Kanäle zu lenken. Ich bin für das letztere. Schon weil es in der Natur des Menschen liegt, in seinem meist hart verdienten Urlaub dort hinzugehen, wo er meint, daß es am schönsten ist. Und das ist meist da, wo es auch anderen gefällt. Das bedeutet aber, dort die Wege gut in Schuß zu halten, die Hütten so auszustatten, daß sie dem Ansturm wenigstens einigermaßen gewachsen sind und nicht Wege und Hütten in bisher noch nicht „erschlossene“ Gebiete zu legen. Das heißt aber auch, die Leute zu einem vernünftigen Verhalten in der Natur zu überreden, zu überzeugen. Damit man möglichst ohne Ge- und Verbote auskommt, die Reglementierung überflüssig wird. In der Praxis heißt das z. B., den Tourenfahrern klar machen, daß sie durch ein Gebiet, das Einstand des Birkwildes ist, eben nicht durchfahren, daß sie Wildfütterungen meiden sollen, daß man im Sommer dort, wo ein Weg ist, auch auf diesem bleibt, um nicht unfreiwillig eine Schotterreibe zu produzieren, wo keine hingehört. Die Wegfreiheit in den Bergen ist für uns Bergsteiger ein Gut, das wir nicht aufgeben wollen, aber vernünftig praktizieren müssen. So, jetzt trifft mich unser Freund ganz persönlich mit dem Vorwurf, das Karwendel in unserem Jahrbuch 1981 noch populärer gemacht zu haben. Ja, ich muß darüber hinaus noch gestehen, am Karwendelführer heute noch mitzuarbeiten. Bei der ersten

Auflage 1951 habe ich geschrieben „Es blieb uns jener Zwiespalt nicht erspart, Kunde geben zu müssen von manch stillem Winkel, den der ‚sacro egoismo‘ des Bergsteigers lieber für sich behalten hätte ...“. Zwiespalt, Widerspruch. Damit muß man leben. Aber zum Vereinszweck Förderung des Bergsteigens gehört eben nach herkömmlicher Auffassung auch die Herausgabe von Führern und Jahrbüchern. Ein wenig kann ich unseren Freund beruhigen: Ein paar Schätze haben wir damals und durch alle Auflagen dadurch gehütet, daß wir sie vielleicht ein bißchen abschreckender darstellten als wir sie selbst befanden. Was die Führer betrifft, wo fast jeder Griff und jede Klemmkeilmöglichkeit beschrieben, ja in einer Zeichnung genau dargestellt ist, gebe ich ihm Recht. Führer sollten nicht für Analphabeten geschrieben werden, sondern für Menschen, die ein gewisses Maß an Erfahrung besitzen und denken können. Auch stimme ich ihm zu, daß es geradezu ein Laster ist, wie Geheimtips so schnell wie möglich einer breiten Leserschaft zugänglich gemacht werden. Gewiß, süß ist die Lust, sich gedruckt zu bewundern (auf Ehre und Gewissen: Zu diesem Aufsatz hat mich der Redakteur glatt genötigt. Was muß er sich auch mit solchen Kerlen unterhalten!), aber die Poeten der Einsamkeit möchten sich doch bitte stark einschränken, um nicht jede schöne Tour zur Modetour hochzujubeln.

War einst Hauptzweck des Alpenvereins die „Bereisung der Alpen zu erleichtern“, wie es so poetisch in den Satzungen hieß,

„Oder sie eben – so unschön das Wort ist – in gewisse Kanäle lenken“.

Zeichnung:
S. Schrank



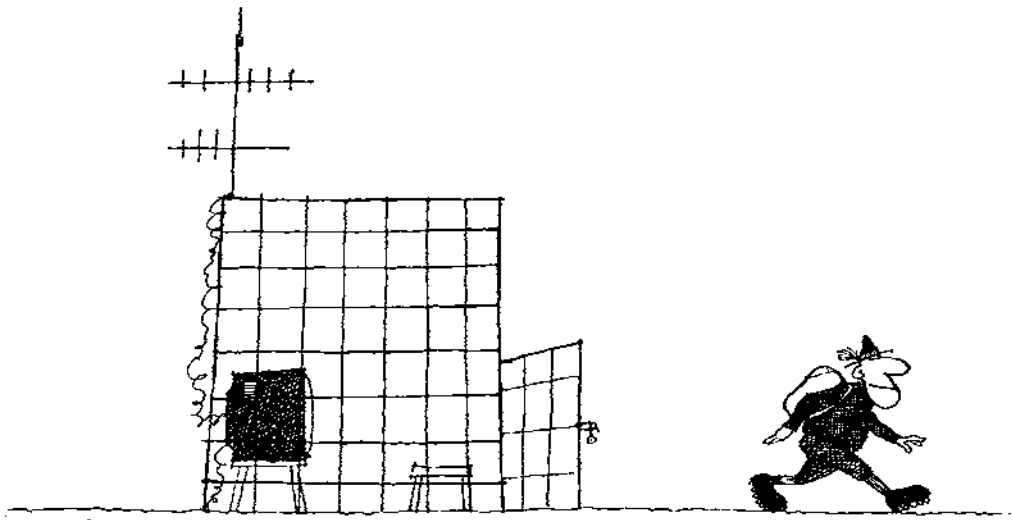
so heißt es heute schlicht „Förderung des Bergsteigens“. Das macht sich zwar nicht so vornehm wie „Bereisung der Alpen“, aber das haben wir lange, ich meine fast allzulange getan. Andererseits können wir aber jetzt nicht zu einem Verein zur Bekämpfung des Bergsteigens werden, nur weil so viele Menschen in die Berge gehen. Auch wenn wir in die Rolle des Zauberlehrlings geraten, der die Massen rief und nicht mehr los wird. So bleiben uns einige ganz spezielle Aufgaben. Wir müssen beispielsweise für höchstmögliche Sicherheit sorgen. Hätte es früher schon die Erkenntnisse eines Pit Schubert und des Sicherheitskreises gegeben, würden einige meiner alten oder vielmehr eben nicht alt gewordenen Berggefährten noch leben. Weil halt der Sichernde mit der damals allgemein üblichen Schulterseicherung einfach aus dem Stand gespickt wurde – und weil – und weil ... und für die bestmögliche Ausbildung müssen wir sorgen. Dabei muß sie eine möglichst große Masse erfassen. Unser Weißbierliebhaber argumentiert nicht einmal so wie eine Menge alter Knaben: Das haben wir früher auch nicht gehabt und haben trotzdem schwere Sachen gemacht. Ich will auch gar nicht vom Hinausschieben der Leistungsgrenze reden, die es einfach von Generation zu Generation gibt und der die vorhergehende jeweils mit der gleichen Mischung aus Ablehnung, Staunen und (geheimer) Bewunderung gegenübersteht. Aber ich bin mir sicher, daß es uns sehr wohl getan hätte, wenn wir damals schon die Möglichkeit gehabt hätten, uns systematisch und ordentlich auszubilden. Um es noch einmal zu sagen: Mancher, der mit 19 oder 22 Jahren vom Berg gefallen ist, würde leben. Vielleicht hätte er heute einen Bauch, Bluthochdruck und Krampfadern, aber leben würde er!

Also noch einmal: Förderung des Bergsteigens. Diesem Zweck dienen auch heute noch unsere Hütten und sonstigen Anlagen, die uns die Tradition beschert hat. Wir haben ein breites Angebot an Ausbildung, vom Bergsäugling bis zum ausgefuchsten Spezialisten, der sich weiter vervollkommen will, können alle Wünsche befriedigt werden. Wir bilden Führer, Tourenleiter aus. Wir haben eine Berg- und Skischule, die – oft verkannter Hauptzweck – in den Alpen alles anbietet, was mit Bergsteigen zu tun hat und die in den Bergen der Welt, vom Himalaya, von den Anden bis Neuseeland, dem Sinai und Borneo alle möglichen Berge vom Grasmügel bis zum Siebentausender und vielleicht auch Achte-tausender offeriert. Und vor allem haben wir unsere 290 Sektionen, die das Bergsteigen fördern. Ebenfalls mit Ausbildungsangeboten, mit einem Riesenangebot an Sektionstouren, Ausfahrten, Führungstouren oder wie sie es sonst noch nennen. Selbst oder gerade ganz alpenferne Sektionen können ein erstaunliches Programm, von der Wanderung im heimatischen Flachland bis zur anspruchsvollen Fahrt in die Schweiz, vorzeigen. Sind wir also ein ADAC der Berge? Nun, wir sind einfach zu gewissen Dienstleistungen unseren Mitgliedern gegenüber verpflichtet. Aber diese Dienstleistungen werden eben im Rahmen unserer großen Gemeinschaft erbracht. Das Sektionleben ist Gemeinschaftsleben. Abgesehen davon, der ADAC ist ein honoriger Verein.

Darüber hinaus ist aber unter der Förderung des Bergsteigens noch mehr zu verstehen. Ich denke an die Selbständigkeit des Menschen, des Bergsteigers. Bitte verstehen wir das nicht politisch mit dem Schlagwort vom „mündigen Bürger“, der von mancher Seite dann für dumm und unmündig erklärt wird, wenn er die betreffende Meinung nicht teilt. Ich rede vom Verlust der Selbständigkeit, der ganz sichtbar in unserer Zeit zutage tritt. Man kann es auch anders herum sehen in der permanenten Klage über den Streß, die zunehmende Belastung. Zugegeben, das Leben ist nicht einfacher geworden heute. Aber wir haben laufend mit dem Phänomen der wachsenden Unselbständigkeit zu tun. Es ist schon so: Trotz aller Erschwernisse – wir leben im wehleidigen Zeitalter! Praktisch wird doch gefordert, daß der Staat, die Öffentlichkeit, die „Anderen“ für alles aufkommen. Im Laufe von nur einer Generation wurde alles umgekehrt. Nach dem Krieg forderte man auch das Letzte von sich selbst, um von der Gemeinschaft nichts zu erwarten. Schon weil von ihr nichts zu erwarten war. Dreißig Jahre später sind die Ansprüche des Einzelnen an die Gemeinschaft nahezu grenzenlos und die Forderungen an sich selbst minimal. Man hat Ansprüche. Man läßt sich ausbilden, man bildet sich nicht mehr selber aus. Kostenlos versteht sich. Lehrling hieß das. Das war aktiv, man mußte selbst etwas tun. Auszubildender nennt man das jetzt, passiv. Man wird ausgebildet. Und man hat Anspruch auf angemessene Beschäftigung bei angemessener Bezahlung und natürlich dort, wo ich will. Das Studium betrachten manche gewissermaßen als Sessellift zum Bürostuhl oder Katheder, ja als gesetzlich verbrieften Garantieschein! Und man hockt sich vor den Fernseher und läßt sich unterhalten. Und so geht das weiter. Immer sind andere da, mir möglichst alle Unannehmlichkeiten, das Risiko, das Denken, das Entscheiden, die Gefahr abzunehmen. Und geh' ich schon ins Gebirge, so haben mir die „anderen“, irgendwelche Leute, die verdammte Pflicht, den Weg gefahrlos, das Wirtshaus komfortabel, das Wetter gut und die Aussicht exzellent zu gestalten. „Ihr“ – wer ist das? – müßt das richten! Ausdruck des wehleidigen Zeitalters.

Und der Alpenverein? Haben wir nicht gerade vom Angebot der Ausbildung, von den Führungstouren, vom Reisebüro zu Achte-tausendern gesprochen? Sicher, das ist ein Widerspruch. Aber ist nicht der Alpenverein auch ein Widerspruch in sich selbst? Er lockt die Menschen ins Gebirg, dessen Einsamkeit er preist und erhalten will. Aber lebt nicht jeder Mensch, jede Gemeinschaft in ihrem Widerspruch? Und ist nicht der bergsteigende Mensch auch eine Art Widerspruch? Und sind nicht oft gerade diejenigen Menschen oder auch Gruppen, die in sich selbst keinen Widerspruch kennen, besonders unduldsam? Verdammen, ja verbrennen ihre Gegner, die Feinde sind, weil sie nicht genauso denken wie sie?

Aber: Ist nicht das Bergsteigen an sich überhaupt etwas Irrationales? Gebirge sind unwirtliche Auswüchse der Erdoberfläche. Sie mögen geographisch, geologisch, kurzum naturwissenschaftlich interessant sein. Auf jeden Fall behindern sie eine flotte Kriegführung und bereiten auch sonst mancherlei Umstände. Das Gebirge ist deswegen nicht von vornherein für normale Men-



schen geschaffen, aber auch das Bergsteigen ist nicht normal. Das Bergsteigen ist im Grunde etwas anderes, geradezu das blanke Gegenteil von dem, was im wehleidigen Zeitalter gesucht wird. „Vom Unsinn des Bergsteigens“ hat einer meiner Freunde (Bergsteiger natürlich) einen Essay geschrieben. Von niemandem gezwungen, ja sogar von treusorgenden Eltern, dem liebenden Weib behindert, begibt sich der Bergsteiger in Gefahren, verläßt die üppigen Gefilde der Ebenen und Täler, verzichtet auf den warmen Platz hinter dem Ofen, auf das Kanapee vor dem Fernseher und begibt sich in unwirtliche Regionen, wo er sich allerlei Molestationen ausgesetzt sieht. Er leidet womöglich Hunger, ja sogar auch Durst, er schwitzt und friert, er kann abstürzen und zerschmettert werden. Kurz und gut, es paßt überhaupt nicht in das Schema der heutigen Zeit, wie der Alpinist auf den komfortablen Lebensstil verzichtet, um – wenigstens zeitweise – Entbehrungen auf sich zu nehmen.

Genau da treffen wir auf eine der wichtigsten Aufgaben des Alpenvereins – vor allem seiner Sektionen: Nämlich den Menschen, den Bergsteiger dorthin zu führen, wo er lebt und nicht wo er gelebt wird. Das gehört auch zur Förderung des Bergsteigens und war im Alpenverein von seiner Gründung an der Brauch. Bedenken wir doch, welch ein Maß von Eigeninitiative dazu gehörte, vor über 110 Jahren einen Alpenverein zu gründen, aus allen möglichen Richtungen und Entfernungen, nicht nur von München, Wien und Bozen aus, sondern von Düsseldorf, Bremen, Lübeck und Königsberg, von Breslau, Kattowitz und Prag, Nürnberg, Bonn, Straßburg und Triest, nur so zum Vergnügen in die Alpen zu reisen! Es waren doch gerade die unabhängigen Geister, die die Berge eroberten, die Berge der engeren und weiteren Heimat und die der Welt.

Über unserem Angebot an Führungstouren, Ausbildungsabenden, Sicherheitsvorschlägen und was weiß ich noch, dürfen wir nicht vergessen, daß alle diese Anstalten unseren Mitgliedern die Gelegenheit geben, den Weg zu beschreiten vom betreuten Menschen zum eigenständigen: Zum Bergsteiger, der selbst entscheiden kann, wo er hingeht, ohne auf den Tourenvorschlag

in seinem Leib- und Magenblatt zu warten. Der selbst weiß, welche Ausrüstung er für die betreffende Tour benötigt, ob Steinschlaghelm, Sitzgurt, Doppelseil und Klemmkeile oder nichts von allem, der weiß, wo und wann man den Pieps (oder wie das Ding immer heißt) anlegt, aber trotzdem höllisch aufpaßt, weil es kein Lawinmelder ist. Der das Entscheiden lernt und sich die Entscheidungsfreiheit erhält. Ich sehe gerade bei unserer Jugend Ansätze, nach diesen Wegen zu suchen. Wenn sie beispielsweise den Jugendleitertag unter das Motto stellt „Gemeinsam auf Abwegen“. Damit sind nicht solche Abwege gemeint, wie vielleicht besorgte Mütter befürchten könnten, sondern das Suchen nach dem eigenständigen Weg als Bergsteiger. Nicht alle unsere Mitglieder gehen diesen Weg, können ihn gehen, beileibe nicht. Schließlich tritt auch das junge Mitglied einem Verein und nicht einer Erziehungsanstalt bei. Vielen ist der Anschluß, die Gemeinschaft das Wesentliche. Ich glaube aber, daß es manche gibt, denen in der Tiefe ihrer Seele die Unabhängigkeit schlummert, darauf wartet, geweckt zu werden, wie die Prinzessin im Märchen. Oder weniger geschwollen: die latent unabhängig sind. Denen kann geholfen werden, für die leisten wir vielleicht den entscheidenden Anstoß, ihr Leben aktiv zu gestalten, dieses herrliche Spiel, das man Leben nennt, selbst zu spielen, den Einsatz zu bestimmen, es auszukosten und auszuloten bis zum Grund.

Die Förderung des Bergsteigens in der Förderung des Bergsteigers zur Selbständigkeit ist eine unserer vornehmsten Aufgaben.

Es war nicht mehr das erste Glas Rotwein, bei dem ich angelangt war, als die Tür aufging und Louis und Gerd – Entschuldigung, Herr Hofrat Professor Oberwalder, Erster Vorsitzender des Österreichischen Alpenvereins, und Dr. Maier, Präsident des Alpenvereins Südtirol, hereinkamen. Sie lasen das, was ich zusammengekritzelt hatte, tranken einen Schluck Rotwein, legten die Stirn in Falten, hoben eine Augenbraue an, nahmen nochmal einen Schluck – und nickten.

Fritz März

Oben: „Den Bergsteiger dorthin führen, wo er lebt und nicht, wo er gelebt wird.“

*Zeichnung:
S. Schrank*

Foto:
J. Winkler

Was ist zur Schultersicherung zu bemerken? Gegenüber modernen Sicherungsmethoden hat die Schultersicherung mehrere Nachteile:

– die Bremskraft ist zu niedrig, dadurch ergibt sich ein zu großer Seildurchlauf, was schon bei mittelgroßen Stürzen zu unerwünscht großer Sturzstreckenverlängerung (Aufschlagen) und zu Verbrennungen an den Händen führt (Unfälle mit bis auf die Knochen durchgescheuerten Händen haben sich mehrfach ereignet);

– die Bremskraft streut zu sehr (starke Männerpranken, schwache Mädchenhände);

sie kann nur als Körpersicherung gehandhabt werden. Körpersicherungen sind nachteilig, da der Sichernde schon bei geringer Fangstoßeinwirkung (400 bis 800 N, etwa 40 bis 80 kp) aus dem Stand gerissen und so in seinem Reaktionsvermögen sehr stark beeinträchtigt wird bis hin zum Nichthalten des Sturzes. Unfälle sind bekannt, bei welchen der Stürzende die volle Seillänge durchmaß, ohne daß ihn der Sichernde mit der Körpersicherung hätte halten können und das nur bei einem Abrutschen des Seilzweiten (siehe auch DAV-Mitteilungen, Heft 5/81, Seite 372 bis 375).

Freilich, in allen Lehrbüchern steht, daß der Sichernde stets aufmerksam sichern, also auf einen Sturz gefaßt sein muß. Das ist aber viel leichter niedergeschrieben als in der Praxis nachvollzogen. Papier ist geduldig. Am Sturzstand, wo Sicherungsmethoden geübt und erprobt werden, ist dieses Nachvollziehen leicht möglich. Der Sichernde weiß, wann der Sturz „kommt“, welcher Sturz ihn treffen wird, und kann sich physisch und psychisch darauf einstellen. In der Praxis dagegen – also im Gelände – kann kein Sichernder ständig auf einen Sturz gefaßt sein. Es würde den Sichernden die viele Zeit (zusammengerechnet) am Standplatz viel zu stark belasten, denn der Sichernde müßte ständig unter physischer und psychischer Anspannung stehen. Daß dies in der Praxis nicht durchführbar ist, läßt sich durch Beobachtung an jeder Seilschaft im Fels leicht nachweisen. Keiner der Sichernden ist auf einen unerwarteten Sturz gefaßt. Die Unfallpraxis hat dies auch immer wieder bestätigt. Der Sichernde wird in der Vielzahl aller Fälle unerwartet, unverhofft vom Fangstoß getroffen, aus dem Stand gerissen und kann den Sturz – auch wenn es nur ein Rutscher des Seilzweiten ist – mit der Schultersicherung nicht halten. Mit einer Begehung des

Normalweges am Totenkirchl ließe sich dies exemplarisch leicht nachweisen.

Die Schultersicherung kann also ohne weiteres auch in einem „so leichten“ Gelände wie am Normalweg des Totenkirchl versagen. Zöge sich der ins Seil gerutschte Seilzweite durch unnötig große Sturzhöhe (Seildurchrutschen, Sturzstreckenverlängerung) Verletzungen zu, hätte nicht er dies zu vertreten, sondern der, der ihn geführt bzw. gesichert hat.

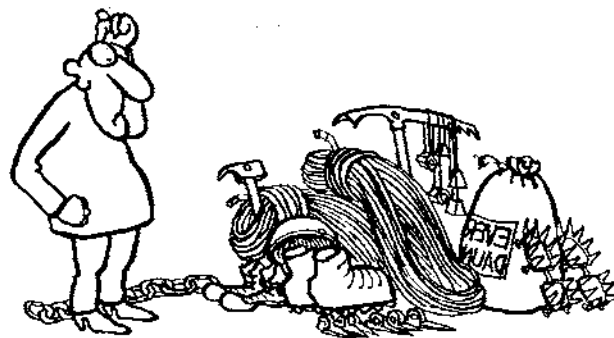
Trotzdem hat die Schultersicherung auch Vorteile. Auch am Normalweg des Totenkirchl. Allerdings nicht zum Sichern, sondern zum Zuggeben, falls dem Seilzweiten die Griffe und Tritte zu klein werden. Dann aber hat die Schultersicherung nicht primär die Funktion einer Sicherungsmethode, sondern die einer Hubanordnung (wenn jemand gehoben bzw. gezogen wird, kann er ja nicht mehr fallen).

Übertragen auf das Gelände am Normalweg des Totenkirchls könnte folgende Empfehlung gegeben werden:

Wo das Seil zu Sicherungszwecken benutzt wird (immer dort ist ein Sturz möglich, andernfalls brauchte man kein Seil), am besten mit HMS (Halbmastwurfsicherung) über einen Fixpunkt (Felsköpfl, Klemmkeil, Haken usw.) sichern. Rutscht der schwächere Seilzweite ins Seil, kann man ihn spielend mit einer Hand halten. Zug geben kann man ihm nur sehr schlecht bzw. sehr wenig. Dazu ist die HMS nicht gut geeignet. Was ist zu tun? Man läßt den schwächeren Seilzweiten zum nächsten Absatz hinab, nimmt ihn in die Schultersicherung, die nun die Funktion einer Hubanordnung übernimmt und gibt ihm Seilhilfe. Der Sichernde hat ihn absolut straff am Seil, weiß jetzt um die Möglichkeit der Belastung mit dem vollen Gewicht des Seilzweiten, ist also ständig darauf gefaßt und wird ihn im Ernstfall dann auch halten können. Denn in dieser Situation ist der Sichernde ja auf die Belastung „vorprogrammiert“. Ab der nächsten Seillänge wird wieder wie oben gesichert.

Das kann beliebig oft wiederholt werden. Braucht der schwächere Seilzweite am Totenkirchl-Normalweg mehr als zweimal Seilzug, wäre zu überlegen, ob er dieser Kletterei überhaupt gewachsen ist und ob eine leichtere Kletterei nicht angebrachter wäre. Gerade heute – wo das Sportliche beim Klettern so sehr in den Vordergrund drängt – sollte man sich's überlegen und nicht jeden mit der Schultersicherung über den Normalweg aufs Totenkirchl ziehen.

Pit Schubert



Zeichnung: S. Schrank

Lehrmeinungen seit Menschengedenken

Lehrmeinungen hat es seit Menschengedenken gegeben. In gewissen Zeiträumen haben sich diese Lehrmeinungen auch immer wieder einmal geändert. Und es hat schon immer Zeitgenossen gegeben, die dann die neuerlichen Lehrmeinungen – aus welchen Gründen auch immer – als für sich nicht interessant genug angesehen haben. So ist es im täglichen Leben – noch heute gibt es Autofahrer, die Sicherheitsgurte verschmähen – warum sollte es unter Bergsteigern anders sein. So nimmt auch das hypothetische Verhalten des anonymen Interviewpartners nicht weiter wunder.

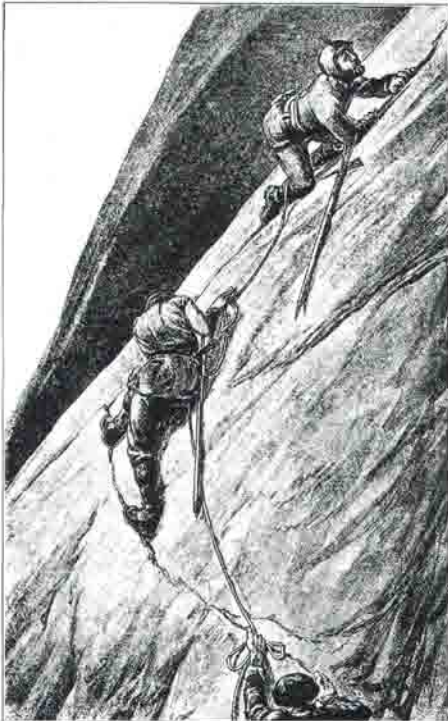
Zum hypothetischen Fall am Totenkirchl: Kletterer angeseilt nur mit Brustgurt, ohne Sitzgurt.

Solange ein Unfall nicht in *ursächlichem* Zusammenhang mit einem fehlenden Ausrüstungsstück steht, wird kein vernünftiger Mensch ein Haar in der Unfallsuppe suchen. Im Klartext: Solange ein Kletterer (mit Helm), angeseilt nur mit Brustgurt, am Totenkirchl-Normalweg durch Steinfall verletzt wird, der fehlende Sitzgurt also *nicht in ursächlichem* Zusammenhang mit dem Unfall bzw. den Verletzungen steht, interessiert dies keinen ernstzunehmenden Menschen. Sicherlich wird es trotzdem Zeitgenossen geben, die glauben, es besser wissen zu müssen und hier im Trüben fischen zu können. Ganz sicher aber ohne Erfolg.

Die Unfallsituation am Totenkirchl könnte aber auch *anders* verlaufen, etwa wie folgt: Durch Steinfall fühlt sich der (am Helm) Getroffene für wenige Sekunden benommen, kehrt dann wieder

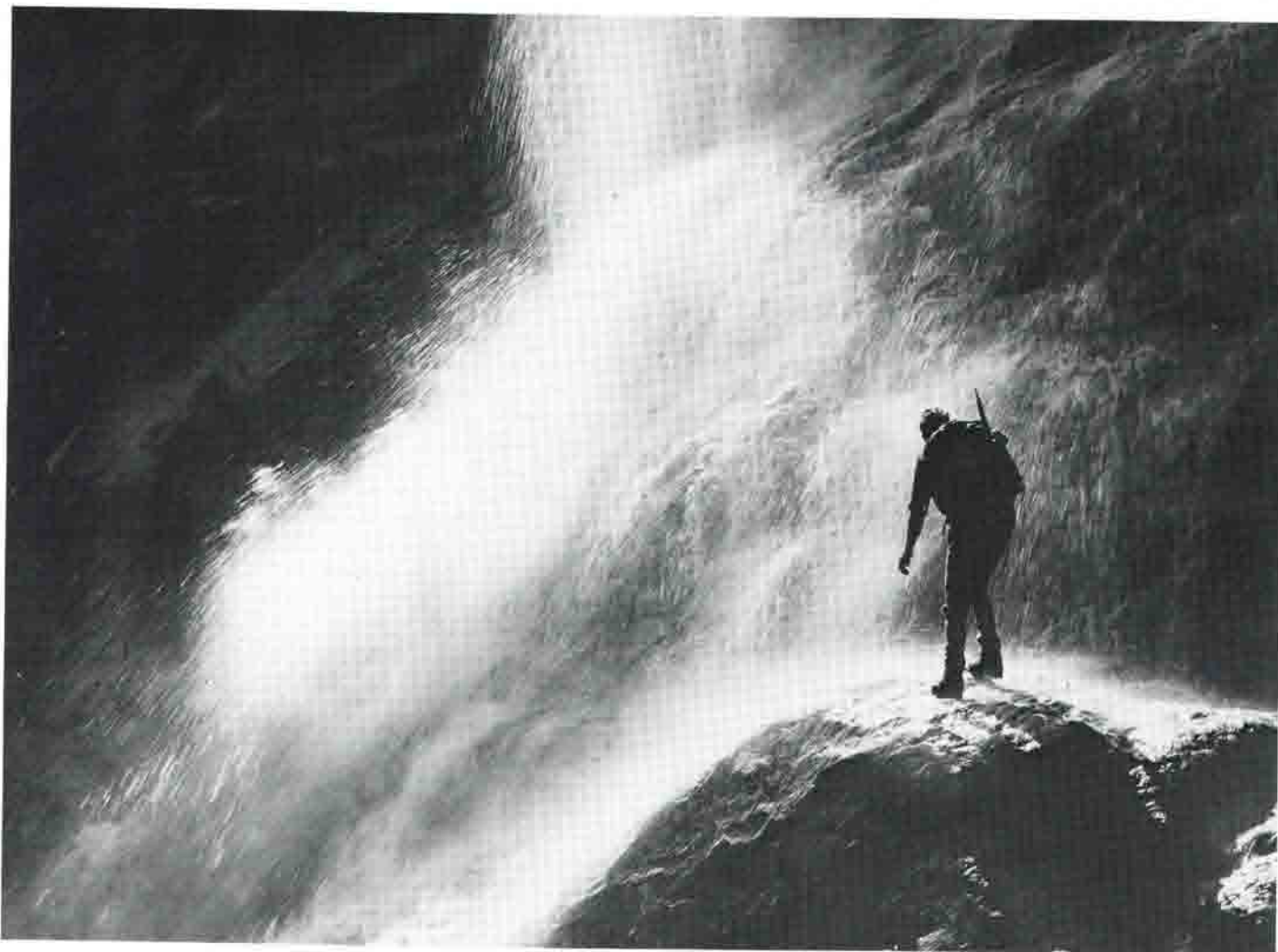
zu sich und wird unsicher. Als Folge dessen greift er instinktiv nach oben ins Seil – und rutscht dabei aus dem Brustgurt, stürzt ab und zieht sich tödliche Verletzungen zu. Dergleichen Unfälle haben sich schon mehrfach zugetragen, u. a. an Piz Palù, Laiderer, im Wetterstein, in den USA usw. In diesem Fall stehen die tödlichen Verletzungen in *ursächlichem* Zusammenhang mit dem fehlenden Sitzgurt. Der Steinfall ist nur auslösender Faktor des Unfalls.

Resümierend muß deshalb empfohlen werden, auch auf dem Normalweg am Totenkirchl angeseilt mit Brust- und Sitzgurt zu klettern. Denn es kann ja nicht Sinn einer Kletterei am Totenkirchl – oder wo auch immer – sein, durch irgendein unvorhergesehenes Ereignis aus dem Brustgurt zu rutschen und zu Tode zu stürzen. Sinn einer Bergfahrt ist – das darf hier unterstellt werden – das *positive*, nicht etwa das *negative* Erlebnis am Berg. Es darf deshalb weiter unterstellt werden, daß jeder Kletterer – ganz allgemein jeder Bergsteiger – von einer Bergfahrt gesund und munter wieder zurückkehren möchte und nicht etwa einen Unfall provozieren oder gar die Bergfahrt zu seinem letzten Lebensweg machen will. Folglich empfiehlt es sich, zweckmäßig – gemäß Lehrmeinung – angeseilt bzw. ausgerüstet zu sein und diese Ausrüstung auch richtig – gemäß Lehrmeinung – anwenden zu können. Diese Lehrmeinung ist schließlich nicht etwas, was sich mehr oder weniger kluge Leute am grünen Tisch haben einfallen lassen, sondern sie ist die bittere Erkenntnis aus einer Vielzahl von Unfällen, gepaart mit dem Bestreben, die Überlebenschancen der Nachfolgenden zu erhöhen. Denn es kann ja nicht Sinn sein... siehe oben.



Links: Die abgebildeten Bergsteiger befolgen gewissenhaft eine kurz vor der Jahrhundertwende geltende Lehrmeinung.

Zeichnungen von C. T. Dent für „Mountaineering“ Aus: Alfred Steinitzer, „Der Alpinismus in Bildern“



Für mich vom selben Reiz wie früher

Nicht das Bergsteigen an sich – oder besser – Bergsteigen als Möglichkeit hat sich verändert, wohl aber die Einstellung der Menschen dazu; und die Anziehungskraft des Bergsteigens kann natürlich nie losgelöst vom jeweiligen Zeithintergrund beurteilt werden. Parallel zum Pluralismus in unserer Gesellschaft ist auch dieser Bereich menschlichen Tuns vielfältiger geworden, mit allen Widersprüchen, aber auch Entwicklungsmöglichkeiten. Wir können heute noch fast genauso durch die Gebirge ziehen wie die Urväter des Alpinismus. In Grönland bin ich allein pfadlos und durch Gletscherbäche auf manchen Berg zugegangen und habe ihn nach eigenem Entschluß überschritten, in ständiger Spannung, vielleicht irgendwo umkehren zu müssen, weil ich nichts über den Berg, der sich da fast 1500 Meter steil über das Tal erhob, wußte, nicht einmal den Namen. Wie der Steinmann auf den meisten Gipfeln bezeugte, war ich zwar nicht der Erste (die Ersten brauchten den Gipfel ja für ihren Expeditionserfolg), aber die eigene Leistung wurde durch keine Karte und keine Information über die Berge im Umkreis gemindert. Wenn wir es wollen, können wir sogar in den Alpen noch auf die gleiche Weise auf viele Berge steigen, wenn wir uns nur auf unser Urteil und unsere Wahrnehmung verlassen.

Daß diese an- und aufregende Art in die Berge zu gehen heute allerdings nicht dem Trend entspricht, beweist die Fülle der Orientierungshilfen durch immer neue Tourenrezeptbücher, Anstiegsblätter in den Alpenzeitschriften, Sektionsführungen und

Alpenschulprogramme. Die Tendenz zu konsumieren ist ja zweifellos eine weltweit ausgeprägte Erscheinung, der die Menschen angesichts des zu größtmöglichem Komfort drängenden Trägheitsgesetzes gern nachgeben. Auch Professionalismus gehört jetzt mit zum Bild vom Bergsteigen. Wer heute an der Spitze stehen will, muß erheblich mehr dazu tun als wir vor ein, zwei Jahrzehnten. Als junger Mittelstreckler kam ich mit zwei Trainingsabenden pro Woche aus und war damals doch schneller als die schnellsten Frauen der Welt, ein halbes Jahrhundert früher wäre ich mit meinen Zeiten sogar Olympiasieger gewesen; als Bergsteiger brauchte ich überhaupt nie zu trainieren, die Bergtouren alle ein bis zwei Wochenenden genügten für unsere Ziele: Wiederholung großer Kletterführer der damals obersten Schwierigkeitsgrade, dazu gelegentlich Erstbegehungen in reiner Freikletterei. Die mit viel Aufwand erschlosserten Direttissima-Wege waren uns zu eintönig und anstrengend. Große Namen konnten wir uns mit dieser Verweigerung zwar nicht machen, das war uns aber auch nicht wichtig, Bergsteigen blieb unsere beliebteste Nebensache.

Heute dagegen wird Sportklettern (der Name besagt es schon) nach wissenschaftlichen Erkenntnissen (zumindest im Ostblock) und mit gleichem Trainingsaufwand wie jeder andere Spitzensport betrieben; und es hat durch die Möglichkeit der Betätigung in unzähligen, auch alpenfernen Klettergebieten eine breite Basis gefunden, zu der sich immer mehr und jüngere Anhänger, vor allem auch immer häufiger Mädchen und Frauen gesellen.



Oben: „Was mich an der Freikletterbewegung fasziniert, ist die Umkehr der Werte“. Im „Batman“ VIII+ am Bockturm (Pfalz)

*Foto:
G. Heidorn*

Was mich an der Freikletterbewegung fasziniert, ist die Umkehr der Werte: nicht Eroberung der Wand oder des Berges, sondern zielgerichtete Weiterentwicklung des Menschen in seinen Fähigkeiten, immer schwieriger, aber auch schneller klettern zu können und auf anderer Ebene mit immer weniger technischem und zeitlichem Aufwand auf hohe Berge zu steigen. Interessanterweise ist das Vorbild des „clean climbing“ und Mekka der Sportkletterer Amerika und nicht etwa das zeitlich viel ältere Freiklettern im Eibsandsteingebirge oder Großbritannien. Aber weder die rigiden Regeln in der Sächsischen Schweiz, noch Schlechtwetterklettern mit meterhoher Brandung am Einstieg schottischer Klippen haben offenbar die gleiche Wirkung auf uns ausgeübt, wie das Bild vom athletischen Kletterer im Sportdreß mit Chalkbeutel und technisch ausgefeiltem Klemmkeil- und Friendsortiment an sonnigen Wüstenwänden und dem Duft der Joints in der Nase.

Ob VII. Grad an einem Sechstausender (Uli Biaho/Karakorum), Alleingänge auf die höchsten Gipfel vom Basislager bis zum höchsten Punkt und zurück (Messner auf Everest und Nanga Parbat), kühne Durchstiege berühmter Achtausenderwände (Jugoslawen an Lhotse, Dhaulagiri), die Verwirklichung verrückter Einfälle wie Marc Boivins Unternehmungen am Matterhorn und im Montblanc-Gebiet, die Erstbegehung einer äußerst schwierigen Route an der Marmolada (800 Meter, 8 Stunden, 8 Haken) durch Mariacher und Schiestl – solche vor einem Jahrzehnt für unmöglich gehaltene Leistungen versetzen mich immer wieder in Erstaunen, das sind die Folgen einer Leistungsexplosion an der Spitze, da werden wir noch manche Überraschung erleben, was so alles beim Bergsteigen möglich ist.

Da ich nie zu denen gehörte, die im Bergsteigen eine Entwicklung vorangetrieben haben, lasse ich mich auch von kommenden Varianten und Spielarten gern überraschen und bleibe bei der von mir bevorzugten Vielseitigkeit mit Sinn für überschaubare Abenteuer und Risiken zuungunsten einer Spezialisierung. So hat Bergsteigen für mich denselben Reiz wie früher. Der Alpenverein als „ADAC“ der Bergsteiger und Berge wird wohl mit der Zeit gehen und alle Aspekte des Alpinismus fördern: Leistungs- und Freizeitbergsteigen, dabei kann er wie der Interessenverband der Autofahrer sowohl wirtschaftlich als auch politisch mächtiger werden, wenn er das will. Das aber bezweifle ich. Dennoch haben die Alpenvereine mit ihren vielen Mitgliedern großen Einfluß auf deren Einstellungen zum Bergsteigen. So wie sich die Einstellung zur Sauberhaltung der alpinen Umwelt langsam ändert (Expeditionsbergsteigern fehlt sie allerdings noch häufig), lassen sich auch sicher Gegenströmungen zum marktorientierten Konsumbergsteigen entwickeln, und zwar von den Sektionen aus. Doch gegen die großen Zeitströmungen etwas zu bewirken ist schwer, man muß dabei die gewünschte Richtung einzuhalten versuchen unter geschickter Ausnutzung jeweils günstiger Zufälle und Umstände. Noch ist Bergsteigen frei, solange wir frei sind in unserer Entscheidung, welche Spielart wir zur Verwirklichung unserer Ziele und Wünsche wählen. Und das kann heute noch jeder, wenn er es nur will. Martin Lutterjohann

Die Bereitschaft, sich gegen Trends zu wehren, hat zugenommen

Ich als Betroffener. Ich leide unter Menschentrauben am Berg. Nichts verstellt mir die Naturnähe mehr als lärmzeugende, mich zur Eile oder zum Warten nötigende Mit-Bergsteiger. Mag sein, daß ich ungesellig bin, doch sind meine Vorstellungen gefestigt.

Mein Bergsteigen ist mein Eigentum. Darauf poche ich. Ich gestehe dabei eines zu: daß ich anderen nichts wegnehme, nichts antue. Sollen sie bergsteigen, wie sie wollen. Wenn sie den Berg mit einem Klettergerüst verwechseln, wenn sie blind den „hundert wohlgeformtesten Klettereien der Alpen“ folgen und sich dabei wohl fühlen, soll mir das recht sein. Bauchweh und Grimm fallen mich an, wenn ich eingemeindet werden soll. „Diese Tour mußt du gemacht haben“, „gesichert wird grundsätzlich über den Haken“, „was, du warst immer noch nicht im Himalaya?“, „wer trägt denn heute noch sein Essen auf die Hütte?“ Solche und ähnliche Fragen muten mir zu, was ich nicht will. Sie bevormunden mich, aber ich will frei sein. Wenigstens beim Bergsteigen. Die Resträume sind klein genug geworden. Die des Bergsteigers verteidige ich. Mit Eigensinn.

Schließlich habe ich lange genug gebraucht und geübt, bis ich soweit war, mit dem Freiraum „Bergsteigen“ umgehen zu können. Ich bin anfangs hinterhergelaufen; ich habe nachgeahmt, was irgendwer vorgemacht hat. Ich habe dabei einiges gelernt: den Überblick, was alles möglich ist, die Sicherheit, meine beschränkten Fähigkeiten den Gefahren anzupassen, einiges an Technik, mich selbstständig in vielerlei Gelände zu bewegen. Ich möchte, daß meine Freiheit darin besteht, selbst immer wieder neu entscheiden zu dürfen, was mir Spaß macht. Dabei bin ich durchaus sensibel für Dinge, die andere zu Trends kultivieren. Ich habe nichts gegen körperliche Leistung; eine steile Wand hochrennen, die Frontalzacken in den zähen Firn beißen lassen, spüren, wie die Beinmuskeln scheinbar mühelos den Körper hochdrücken, den Puls jagen hören und doch nicht das Gefühl haben, ausgepumpt zu sein; ich habe nichts gegen eine funktionierende Ausrüstung, die rasche Anreise am Sonntagmorgen u. a.

Ich habe aber alles dagegen, daß eines von ihnen beherrschend wird, mein Denken und Handeln so ausfüllt, daß ich mich genötigt fühle. Fahre ich Ski, können mir die neuesten Techniken gestohlen bleiben, vor allem aber, was irgendwelche Skipäpste predigen, die ja jede Rechtfertigung verlören, würden sie nicht regelmäßig neue Methoden kreieren. Unfrei fühle ich mich auch durch die immer genaueren Routenbeschreibungen samt dem rührenden Versuch, sie nach sinnigen Gesichtspunkten hunderterweise auszuwählen. Die Verführung ersetzt hier den Zwang; es ist bequem, andere für sich suchen und auswählen zu lassen. Daß der Verführte einen wichtigen Teil seiner Bergsteigerei zu verlieren droht, mag ihm selbst angelastet werden; am Tatbestand ändert sich nichts.

Trotzdem: ich als Betroffener weiß mich aufgrund gewonnener Erfahrungen zu wehren. Ich werde dabei häufig nicht als Gewinner dastehen. Ein verbautes Gletschergebiet werde ich meiden,

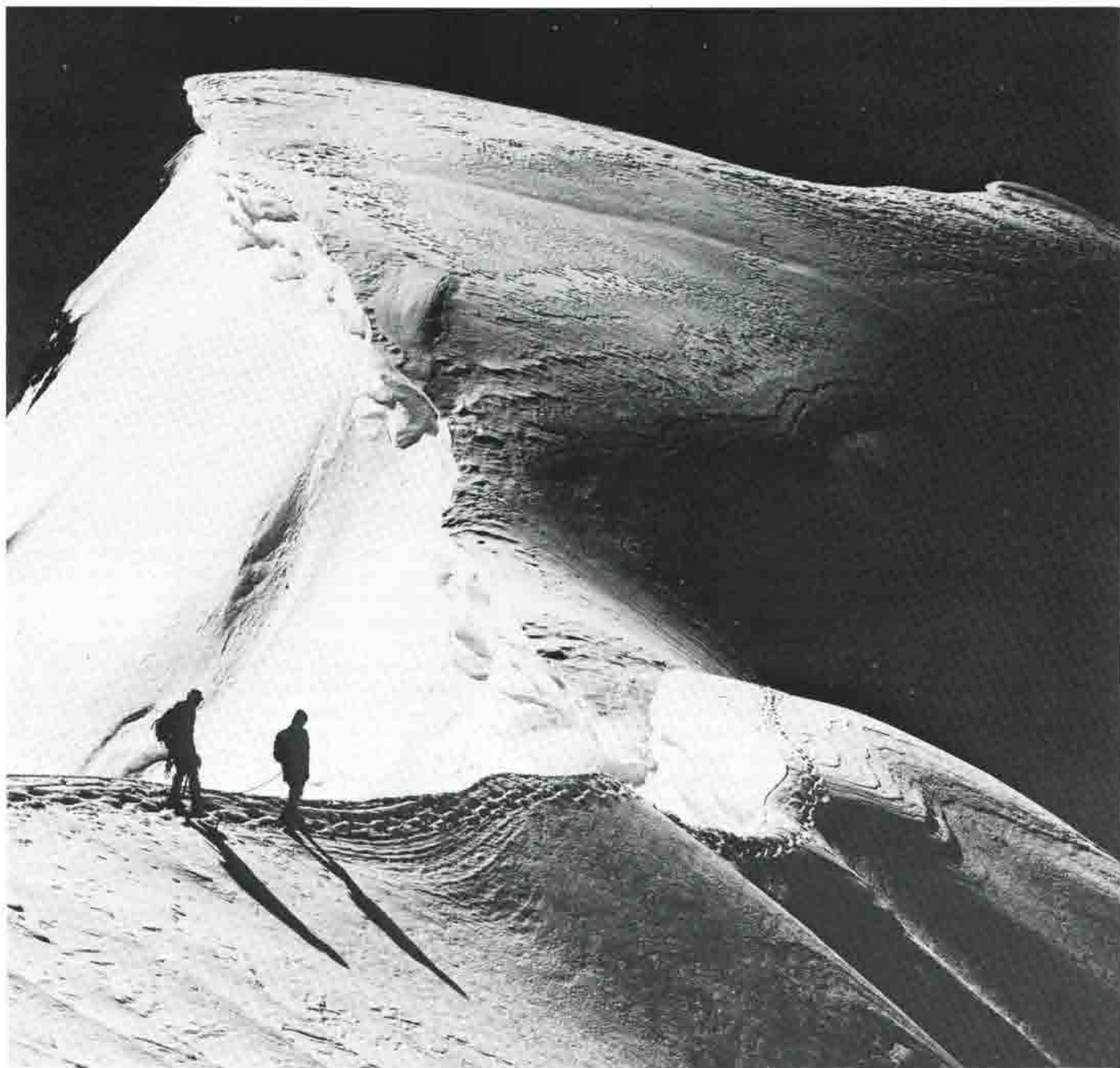
aber eben als Tourengebiet verlieren. Überfüllten Hütten kann ich zeltenderweise entgehen, als häusliche Stützpunkte schöner Touren bin ich sie aber los.

Die Freiräume, die mir trotz aller Verluste bleiben, reichen mir aus. Für mich gibt es – selbst bei großzügig berechneter Lebenserwartung – Nischen genug, in denen ich meinen Vorstellungen bergsteigend leben kann.

Ganz anders ist mir zumute, denke ich an die vielen jungen Bergsteiger, die morgen unter Rahmenbedingungen bergsteigen sollen, die die Folge heutiger Weichenstellungen sind. Gerade darin liegt eine Hauptaufgabe des Alpenvereins: den Rahmen zu bewahren, der ein möglichst wenig reglementiertes und weitestgehend selbstbestimmtes Bergsteigen fördert. Ein großer Teil der Bergsteigerjugend will nicht Opfer einer Freizeitindustrie werden, die sich Schritt für Schritt auch den Alpinismus gefügig macht. Sie lehnt Normierungen ab, an deren Entstehung sie nicht beteiligt war, und die – immer unter Anführung von scheinbar zwingenden Sachgründen – ihren Handlungsspielraum einengen. So ist den meisten die Gastronomie unserer Hütten zuwider; sie würden Selbstversorgung vorziehen. Nicht allein des Geldes wegen, da geht es um Grundsätzlicheres. Um Konsumverzicht, um Verzicht auf Dienstleistungen, um veränderte Umgangsformen. Diese Jugendlichen wollen nicht, daß es im Freiraum „Gebirge“ so zugeht wie im zivilisierten Alltag. Sie haben – auch nach wenigen Erlebnissen – begriffen, daß das Bergsteigen die Chance bietet, aus dem Alltag auszubrechen, auf Zeit anders zu sein. Und sie ahnen, daß es Bewegungen gibt, die den Freiraum einschränken wollen. Indem diese die Normen des „Tallebens“ auf die „Höhen“ übertragen. Woher stammt die Aversion gegen Alpin- und Skischulen, wenn nicht aus der Angst, eines Tages selbst Opfer des alpinen Reisetourismus zu werden? Kommerzialisierung heißt doch, daß Profis unter Aufwendung ihrer gesamten Arbeitskraft und unter Berücksichtigung des Gewinnprinzips Märkte bewirtschaften. Ideale spielen da nur dann eine Rolle, wenn sie verkäuflich sind.

Die Bereitschaft, sich gegen Trends zu wehren, die die bergsteigerische Freiheit einschränken, hat zugenommen. Hand in Hand mit der Öffnung gegenüber „alternativen“ Verhaltensformen. Das hat auch der Bundesjugendleiter tag '81 bewiesen, dessen „Abwege“ als Absicht verstanden wurden, von Pfaden abzuweichen, die von Interessengruppen angelegt und von den Massen ausgelatscht wurden, und neue, alternative Wege zu suchen. Dabei zeigte sich, daß es mit der Bereitschaft allein nicht getan ist, daß die Abwege nur dann wertvoll sind, wenn man sie selbst findet. Und noch etwas: sie dürfen nicht mehr „ausgelatscht“ werden, müssen vorher verlassen werden.

Wer die Jugend verdächtigt, sie betreibe Ablehnung des heute Gültigen aus Destraktion, deren tieferer Grund der ewige Generationenkonflikt und deren krasse Formen die beklagenswerte Verrohung aller Umgangsformen sei, täuscht sich. Er übersieht vor allem, daß die bergsteigende Jugend auf die Ideale der „Alten“ zurückgreift und keine Scheu zeigt, dies auch zuzugeben. Das Prinzip der Führerlosigkeit, der Selbstversorgung, die Bereitschaft, sich für die Umwelt zu engagieren, die Verteidigung



Am Rottalsattel an der Jungfrau.

Foto: J. Winkler

des Freiraumes „Bergsteigen“, all das ist nicht neu, wurde schon mal vorgelebt. Es ist deswegen nicht verdächtig; aber auch nicht opportun, weil es alt ist. Die Jugend hat ein unverkrampftes Verhältnis zum Alten, Interesse entsteht immer dann, wenn das „Alte“ den eigenen Lebens- oder Bergsteigervorstellungen entspricht.

Ich als Verantwortlicher?

Meine Aufgabe ist es, in einem Verein, der von einer Generation geführt wird, die häufig ihre Lebens- und Bergsteigerideale vergessen oder deformiert hat, die Interessen der Jugend zu verteidigen.

Wenn etwa die Hütten unwiederbringlich zu Gaststätten mißbrauten, ist Gegenwehr Pflicht; wenn die Kommerzialisierung des

Bergsteigens den persönlichen Freiraum des Bergsteigers einschränkt, müssen die Täter benannt werden.

Das mag allzuoft nach Verweigerung riechen. Doch träfe dieser Vorwurf nur zu, wenn die bergsteigende Jugend keine Alternativen benennen und leben könnte. Und darin liegt meine noch wichtigere Aufgabe: immer wieder darauf hinzuweisen, welche Vorstellungen von Bergsteigen, Umweltschutz, Zusammenleben junge Bergsteiger heute haben. Der Alpenverein wird als Sammlung aller Bergsteiger dann seine historische Kompetenz bewahren, wenn es ihm gelingt, die Vorstellungen der Jugend nicht elegant abzutun, sondern einzuschmelzen in sein Programm.

Ludwig Bertle

„Ja, mir san mit'm Radl da“

Nostalgische Bemerkungen zur alpinen Zeitgeschichte

Fritz Schmitt

„Für einen Bergsteiger ist es heute weniger wichtig, nahe am Gebirge zu wohnen. Entscheidend ist vielmehr die Entfernung seines Wohnortes zum nächsten Flughafen!“

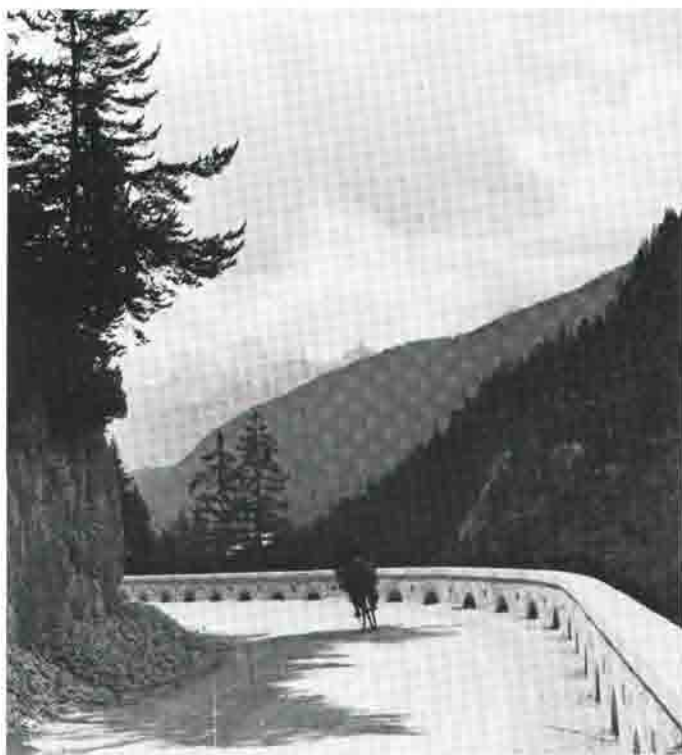
Der sehr bekannte Bergsteiger, der diesen Satz vor wenigen Jahren von sich gegeben hat, der wird ihn heute – auch als Scherz – so unbefangen wohl nicht mehr aussprechen. Denn die Entwicklung auf dem Energiemarkt hat sich gewiß auch auf seine Unternehmungen schon ausgewirkt und ihn nachdenklich gestimmt. Es ist keineswegs selbstverständlich, das verdeutlicht diese Entwicklung bereits, daß wir ein Volk von Weltreisenden geworden sind. Und es gibt keine Garantie dafür, daß wir's bleiben. Auch für Bergsteiger nicht. Für die soll's freilich schon Zeiten gegeben haben, da sie dankbar waren dafür, daß ihnen der Alpenverein „die Bereisung der Alpen erleichtern“ half. Und solche gar, da diese Bereisung trotz aller Erleichterungsversuche ein Problem darstellte.

Wenn Fritz Schmitt im folgenden Beitrag von solchen Zeiten berichtet, dann also nicht nur des nostalgischen Aspekts wegen.

(d. Red.)

Glaubt nicht, Freunde, ich sei ein Velo-Fanatiker, Zweirad-Erdumrunder oder ein Tour-de-France-Champion! Ich war nur einer aus dem Heer der jungen Münchner Bergsteiger, die einmal mangels Kleingeld ins Gebirge zu den Wandestiegen radelten, über Pässe keuchten, über Nägel im Pneu fluchten, den Gegenwind zum Teufel wünschten und sich im Sattel des Stahlrosses ein Stückchen Unabhängigkeit von Fahrplänen und Tarifen bewahrten.

In der Geschichte des Alpinismus gibt es nicht nur eine goldene Zeit der Briten, sondern auch eine Radler-Epoche der Deutschen und Österreicher. Es ist bekannt, daß in den 30er Jahren, als es in Deutschland 17 Millionen Fahrräder gab, letzte Probleme wie die Nordwände des Matterhorn, der Grandes Jorasses und des Eigers förmlich „erradelt“ wurden. Auch die Namen der legendären radelnden Sieger kennt und nennt man heute noch: Hans Ertl, die Brüder Franz und Toni Schmid, Anderl Heckmair... Ihre Abenteuer werden zu den Wandjubiläen immer wieder aufbereitet und sogar als fernsehwürdig empfunden. Wenig weiß aber die junge Bergsteigergeneration von heute von der weit verbreiteten Alpin-Radlerei, vor allem in der Zeit zwischen den beiden Welt-



Oben: Alpen-tourismus 1938: Ab-fahrt vom Col Ospedale nach Cortina; damals gab es dort noch keine asphaltierten Straßen (aber auch nicht unsere Verkehrs-probleme)

*Foto:
H. Hintermeier*

kriegen, die geprägt war von Inflation, Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit, aber auch, was das Bergsteigen betrifft, von einer steil ansteigenden Leistungskurve und einer romantischen Erlebnissucht: Bergsteigen als Lebensform!

Aus heutiger Sicht hört es sich an wie ein Märchen: Da gab es eine Zeit der leeren Geldbeutel, in der man noch „zelten“ sagte und nicht „campen“. Camp, das bedeutete ja eigentlich Feld, mag aber heute manchem als Gegenteil von freiem Wohnen als eine Art von Freiluft-Konzentrationslager erscheinen. Aber zelten, wo man wollte, das war Vagabundenfreiheit, mit einem Hauch von Abenteuer über dem Leinwandfirst. Und die vielen bargeldarmen Teufel, Arbeitslose und Studenten, die auf das Gebirge nicht verzichten wollten, griffen zum Fahrrad als dem billigsten Verkehrsmittel und nahmen enorme Strapazen in Kauf. Sie wußten nichts vom Biorhythmus und vom Trimmen, aber sie hatten stramme Wadln, ein gegerbtes Sitzfleisch und einen unbeugsamen Willen. Hans Ertl bekannte freimütig: „Damals dachte keiner von uns auch nur einen Tag weiter. Wir waren jung, das war unser Glaube und unser Ausweis.“

Dabei waren die Bergstraßen meistens nicht in einem fahrradfreundlichen Zustand. Die Brennerstraße beispielsweise wurde erst in den Jahren 1930 bis 1936 asphaltiert. Vorher spritzten die Schottersteine, wenn man mit 50 Sachen bergab kurvte. Der Zirler Berg war für Radler gesperrt, aber man befuhr ihn doch als Abschnaider nach dem Süden. Wenn die Bremsen nicht ausreichten, schleppte man staubaufwirbelnd Äste nach. Die noch zahlreichen Pferde verloren Huf-, die Bauern Schuhnägel. Zum Flickzeug gehörte das Heftpflaster für Hautschäden. Und da wagte 1942 der Wiener Lehrer Adolf Noßberger, ein Erschließer der Schobergruppe, in blumigem Deutsch zu schreiben: „So kann das schlichte Rad auf der Straße zum goldenen Schlüssel werden zur Schatzkammer köstlicher Naturherrlichkeiten unserer Bergwelt“. Das war Radler-Poesie!

Bestimmt haben dem Bergsteiger-Fahrrad mehr Verwünschungen gegolten als solche Hymnen, wenn bei der Talfahrt der Freilauf heiß lief, wenn die Luft aus dem Reifen knallte, die Kette vom Zahnrad sprang oder ein Sturz in den Straßendreck den Lenker verbog. Und man hat dann das Veloziped zornig zum Drahtesel, zum Mistkarren, zur Roßbollenwalze degradiert.

Es war einmal! Und heute? Das Zweirad ist wieder im Kommen. Nicht nur bei den radelnden Lemmingen Chinas. In England, wo man in honorigen Kreisen zu sagen pflegte: „Ein Gentlemen fährt nicht Rad!“, radeln heute 10 Millionen Menschen. In den Niederlanden gibt es ein lückenloses Netz von Radfahrwegen. Und bei uns? Man bevorzugt zwar im allgemeinen noch das Gas- vor dem Tretpedal und die Gutsituierten betätigen lieber das Ergometer neben dem Swimming-pool als das Fahrrad auf der Straße. Aber viele der faulen, nach Süden reisenden Automobilsten fürchten die Staus auf Autobahnen und vor Grenzübergängen mehr als sämtliche subjektiven und objektiven alpinen Gefahren. Und da sind noch die mahnenden Bauchspeckwülste und die hohen Benzinpreise. Familien radeln auf sonntägliche Heimat-Safari. Kletterer, wie die Münchner „Rosaroten Panther“, entdecken den Trainingswert der Rennradlerei. Da werden



Klappräder für den Autokofferraum angeboten und ein Bundesbahn-Leasing nach dem Motto „Fahrrad am Bahnhof“. Jüngst las man: „Der Bundesverkehrsminister tritt für das Fahrrad in die Pedale“. Man radelt also wieder, und dies ist auch ein Grund, hier einige Anmerkungen zum Thema Radfahren und Bergsteigen zu machen.

Hand aufs Herz – wer von den Gegenwartsradlern weiß, wann das erste Veloziped den Staub der Landstraße aufwühlte? 1830 soll der Schotte Mac Millan ein Fahrradungetüm gebastelt haben, das 80 Pfund wog. Der badische Forstmeister Karl von Drais erfand die Draisine, ein Laufrad mit einem Holzrahmen, auf dem man saß und sich mit den Füßen am Boden abstoßend fortbewegte. Um 1850 baute der Schweinfurter Instrumentenmacher Philipp Moritz Fischer für sich ein Zweirad mit Tretkurbeln. 1869 benützte der schwäbische Turnlehrer Trefz das Hinterrad zum Antrieb und das Vorderrad zur Lenkung. Um 1885 ging man in England vom Hoch- zum Niederrad über. Erst 1891 bekam das Vehikel pneumatische Reifen. Man nannte es Veloziped, das ist eine Wortverbindung des lateinischen velox = schnell und pes = Fuß. Der Velozipedist ist also ein mechanischer Schnellfüßler. Laut Lexikon ist das Veloziped eine „Maschine, welche die Ausnützung menschlicher Muskelkraft zur selbständigen Fortbewegung mit größerer Geschwindigkeit als beim Gehen ermöglicht.“ Die Briten nannten das ausgefallene neue Sportgerät Bicycle oder Bik.

Zunächst war das Fahrrad für den kleinen Mann unerschwinglich. Erst allmählich wurde es vom Prestige-Objekt zum klassenlosen Verkehrsmittel. Es entstanden Radler-Klubs, die Maier malten,

Seite 68: Reisepanne 1935;
der gebrochene Gepäckträger wird
mittels Eishaken und Schnur
„geschient“.

Foto:
H. Hintermeier

die Dichter reimten und 1896 entstand der erste Fahrrad-Roman. Natürlich in England! Radwandern wurde Mode. 1884 durchquerte Thomas Stephens den nordamerikanischen Kontinent von San Francisco nach Boston, schob sein Hochrad neben den Gleisen der Eisenbahn, begegnete Bären und überfuhr Klapperschlangen. In 103 Tagen schaffte er 5300 Kilometer. 1885 begann er als erster Radwanderer einen Trip um die Erde, durch Europa und Asien. Als man ihn vor dem unwegsamen Himalaya warnte, meinte er trocken: „Dann fahre ich einfach drum herum!“ Zwei Jahre und acht Monate war Mister Stephens per Rad unterwegs. Da verblaßt der Glanz unserer Alpinradler ein wenig.

Hermann von Barth auf dem Hochrad

Man kann nicht behaupten, daß Hermann von Barth, geboren am 5. Juni 1845 im Schloß Eurasburg, der erste radelnde Alpinist gewesen ist, aber einer der ersten hierzulande war er bestimmt. Und das schon um 1870. Man sagte dem späteren Erschließer der Nördlichen Kalkalpen nach, daß er als Student zu „Exzentritäten“ neigte. In seiner Biographie ist zu lesen: „Als Erholung für seine Mußstunden wählte er sich einen sehr neuartigen Sport.“

Er und ein Engländer sind zu den ersten Hochradfahrern Münchens zu zählen. Natürlich erregten die beiden auf ihren hohen Rädern jedesmal Aufsehen, wenn sie sich in den Straßen der Stadt blicken ließen, und es kam öfter zu Konflikten mit der Polizei, die ständig allerlei Unglück befürchtete und die Sache wohl als groben Unfug ansah. Ein paarmal gab es auch ernstliche Verwicklungen, meistens jedoch gelang es den beiden Radlern, den Hütern der Ordnung ein Schnippchen zu schlagen. Barth betrieb die Sache aber keineswegs bloß als Spielerei, vielmehr beschäftigte er sich mit der neuen Erfindung mit dem ihm eigenen Feuereifer... Um die praktische Verwendungsmöglichkeit des Fahrrads zu beweisen, radelte er eines Nachmittags in erstaunlich kurzer Zeit nach Freising und zurück. Auch in Augsburg hat Hermann von Barth als Radfahrer gebührendes Aufsehen erregt.“ Das Hochrad war wegen der falschen Verlagerung des Schwerpunktes eigentlich eine Fehlkonstruktion. Häufig gab es Kopfstürze über den Lenker. Dennoch behaupten die Benutzer, „das Fahren bereite ein himmlisches Vergnügen und das Gefühl, man fliege.“

Aufsehen erregte auch Barths Nacheiferer Georg Winkler (1869–1888), olympiareifer Turner, Fassadenkletterer, Wurfankerbenutzer und Erstbesteiger des Winklerturms und der Cima della Madonna. Auch er hatte eine Beziehung zum damals heftig diskutierten Fahrrad, und zu Erich König sagte er einmal: „Für Velozipedrennen gibt es Preise, warum nicht für die schnellste Erkletterung eines Berges?“

Sein Stiefbruder Max war Kaukasuspionier, erster Skiläufer auf dem Großglockner (1909) und als „Ski-Winkler“ bekannt. 1901 ist er als dreizehnjähriger Bub zu Hause durchgebrannt und ganz allein nach Genf geradelt, um den Montblanc zu besteigen. Er mußte allerdings ohne den Gipfel wieder heimradeln nach München zum ergrimten Vater, dem Metzgermeister Winkler im Tal.

Um die Jahrhundertwende

Einen Irrtum gilt es auszuräumen: Wer glaubt, alpines Radfahren sei eine Erfindung der Bergvagabunden der 20er und 30er Jahre gewesen, der täuscht sich. Da liest man beispielsweise in den Alpenvereins-Mitteilungen 1899 – im gleichen Jahr als die Guglia di Brenta erstmals bestiegen wurde – einen Beitrag über „Die Ausrüstung des Radfahrers in den Alpen“. Der Autor, Otto Fiedler, war kein in Alpennähe lebender Bajuware oder Tiroler, sondern ein Mann aus Berlin-Steglitz. Er schrieb: „Als begeisterter Freund der Berge und zugleich als eifriger Radfahrer habe ich im Jahr 1896 versucht, den Besuch der Berge mit dem Radeln zu verbinden.“ Herr Fiedler scheint ein Pädagoge gewesen zu sein, denn er pflegte ausgedehnte Ferien zu machen. Im Frühjahr 1898 fuhr er mit Frau vom Genfer See hinauf nach Chamonix, dann weiter nach Marseille, über Nizza nach Genua, zum Gardasee und über den Brenner nach Innsbruck. Von hier „kreuz und quer durch das bayerische Hochgebirge“ und nach München, dann per Bahn nach Berlin, wo das radelnde Paar nach zwei Monaten „heil und hochbefriedigt“ eintraf. Im Herbst machten die beiden noch eine „Rhein–Mosel–Tour“ und durchquerten die „äußerst bergige Eifel“ nach Trier. Im nächsten Jahr ging es fünf Wochen radelnd durch Norwegen: Christiania, Gayrangerfjord, einschließlich Jotunheimen.

Aus der Sicht und Erfahrung der damaligen Zeit erteilte Herr Fiedler Ratschläge. Er empfahl Pluderhosen und Gesundheits-Spiralhosenhalter, eine Hinterrad-Federbremse, die von der linken Hinterradgabel direkt auf den Boden wirkte. Für überflüssig hielt er eine Karbidlaterne, Nagelfänger, Hundepeitsche und Hundepatronen. Es gab damals schon „Radfahrer-Profilkarten“, ein „Handbuch des Deutschen Radfahrerbundes“ und man brauchte als Legitimation die „polizeiliche Radfahrerkarte des Heimatortes“. Fahrräder waren nicht nur melde-, sondern auch steuerpflichtig. Der Autor gab auch einen Spruch zum besten: „Der beste Rat – ein gutes Rad!“ Marke Columbus, kettenlos! Eine unbedachte Bemerkung Fiedlers, daß dem passionierten Hochtouristen ein Rad im Gebirge zur Last werden könne, rief einen solchen auf den Plan: Dr. Max Madlener, Alpinist, Skipionier und Mitgründer der Alpenvereins-Sektion Bayerland, der damals als Arzt in Kempton lebte. Im Gegensatz zu Fiedler lobte er die Vorteile eines Fahrrades für die An- und Rückfahrt eines Gipfelstürmers und berichtete über seine vielen kombinierten Touren in den Allgäuer und Tannheimer Bergen in den Jahren 1897 und 1898. Einmal strampelte er auf Tandem mit Josef Enzensperger – Erstbegeher der Kleinen Halt-Nordwestwand und erster Zugspitz-Meteorologe – nach Hinterstein, dann überschritten die beiden als erste die Fuchskarspitze. Das dopsitzige Tandemrad wurde für das „bergige und rauhe Terrain unserer Talstraßen“ als zu schwerfällig empfunden. Aber das einsitzige Zweirad schien Madlener kraft- und zeitsparend zu sein und er wünschte seinen bergsteigenden Zeitgenossen den „Hochgenuß der kombinierten Rad-Bergtour“. Auch die Künstler beschäftigten sich Anno 1899 mit Rad und Radlern, wie den Alpenvereins-Mitteilungen zu entnehmen ist: „Ernst Platz‘ meisterhafte

Seite 71 links: Anderl Heckmair, sitzend rechts neben Fedor Möhn, 1932 auf der Überfahrt nach Marokko; bis Barcelona waren Heckmair, Gustl Kröner, Fedor und Arwed Möhn geradelt. Zum Bergsteigen im Atlas – Seite 71 rechts – reichten Geld und Visa dann gerade noch für neun Tage.

Fotos: Archiv

Darstellungskunst hat eine Reihe von zehn reizend ausgeführten Radfahrer-Postkarten geschaffen, die in Kreisen der radehenden Naturfreunde gewiß sehr viele Freunde finden werden.“ Für ganze 60 Pfennig!

In der Deutschen Alpenzeitung 1904 schrieb der Wiener Hanns Barth einen Beitrag „Mit Rucksack, Rad und Eispickel in Südwesttirol“. Barth war Eduard Pichls Gefährte bei der ersten Überschreitung der Vajolettürme und viele Jahre Schriftleiter des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins.

Im August 1904 war Barth mit Eduard Lankes, Schriftleiter der DAZ, und zwei anderen Radbesitzern per Bahn bis Kaitern in Südtirol gereist. Sie hatten gehofft, die neue Bergbahn zum Mendelpaß benützen zu können, aber diese war noch nicht in Betrieb. Es blieb also nichts übrig, als die Räder schwitzend und schimpfend über die vielen Kehren zur Paßhöhe zu schieben. Die beiden nächstigen im „renommierten Hotel“, zogen Sprungfeder- und Matratzen primitiven Heulagern vor und Table d’hôte frugalen Rucksack-Menüs. Die Wiener waren keine Bergzigeuner, sondern Kavaliere der Landstraße. Beim ersten Morgengrauen schwangen sie sich „schwerbepackt auf die Räder, die mit der vorragenden Spitze des Pickels aussahen wie Turnierfahrzeuge“. Sie fuhren flott bergab, als wären die Räder Motorfahrzeuge und von Malé bergauf versuchten sie sich eine Erleichterung zu verschaffen, als „der viersitzige Wagen vorfuhr. Rückwärts an der Achse wurden zwei Gletscherseile befestigt“, schrieb Barth, „an denen wir uns wie Pappiloten im Schwanz eines Drachenfliegers haltend, teils vom Wagen, teils aus eigener Kraft bergwärts bringen lassen sollten, zum Gaudium der Leute, die solch sonderbare Kavalkade noch nie gesehen. Doch schon bei Dimaro krochen wir, vor Regenschauern flüchtend, ins Innere der Karosse, die nun mit aufgeladenen, allseits auf- und vorstehenden Rädern, wie ein gestrandetes Luftschiff aussah.“ Es folgten Touren auf Presanella und Adamello. Die Heimfahrt „im Flug auf der prächtigen Straße durch das Sulzberg- und Nonsbergtal über Cles bis San Michele im Etschtal war ein herzinniges Vergnügen.“

Die Herren auf den Velozipeden trugen, wie auf Photographien ersichtlich, englisch-karierte Sportmützen, steife Kragen und sogar Krawatten. Und Barth schloß seinen Bericht mit einem freundlichen „Berg- und Allheil!“

Kletterer radeln

Im Frühjahr 1913 sagte Tita Piaž zu Willi von Redwitz: „Wir müssen die Südwand der Schüsselkar Spitze machen, bevor andere sie durchsteigen.“ Schwerbepackt radelten die beiden Kletterer von München in die Leutasch und kletterten über den später so genannten Fiechtl-Herzogpeiler bis zur Pendelstelle. Mit Piaž befreundet war Otto Oppel, ein stets heiterer, nicht mit irdischen Gütern gesegneter Mann. Weder das Malen naiv-realistischer Bilder, noch seine Bergführertätigkeit machten ihn reich. Aber er galt vor dem ersten Weltkrieg als ein begeisterter, gewandter Kletterer, dem manche Erstbegehung im Wetterstein und in den Dolomiten glückte. An ihn erinnert im Kaiser das

Oppelband, ganz oben in der senkrechten Westwand des Predigtstuhl-Nordgipfels.

An Fronleichnam 1914 fuhr Otto Oppel wieder einmal per Rad über den Brenner in die Dolomiten. Bei Gossensaß kam er plötzlich in Bedrängnis. Hinter einer unübersichtlichen Kurve überquerte eine Prozession die Straße. Oppel gelang es nicht mehr, rechtzeitig abzubremsen, er fuhr zwei Träger des Himmels über den Haufen und der Baldachin, unter dem feierlich der Priester einherschritt, stürzte zusammen. Kein Wunder, daß des handfesten Volkes Zorn sich verheerend entlud. Der ebenfalls gestürzte Radler erzählte: „Haben die mich verdroschen! Mindestens ein Dutzend Regenschirme haben sie an mir abgeschlagen. Und dann noch die Fußtritte!“ Der liebe Gott wird Oppel die Freveltat verziehen haben, denn er segnete ihn mit einem hohen Alter.

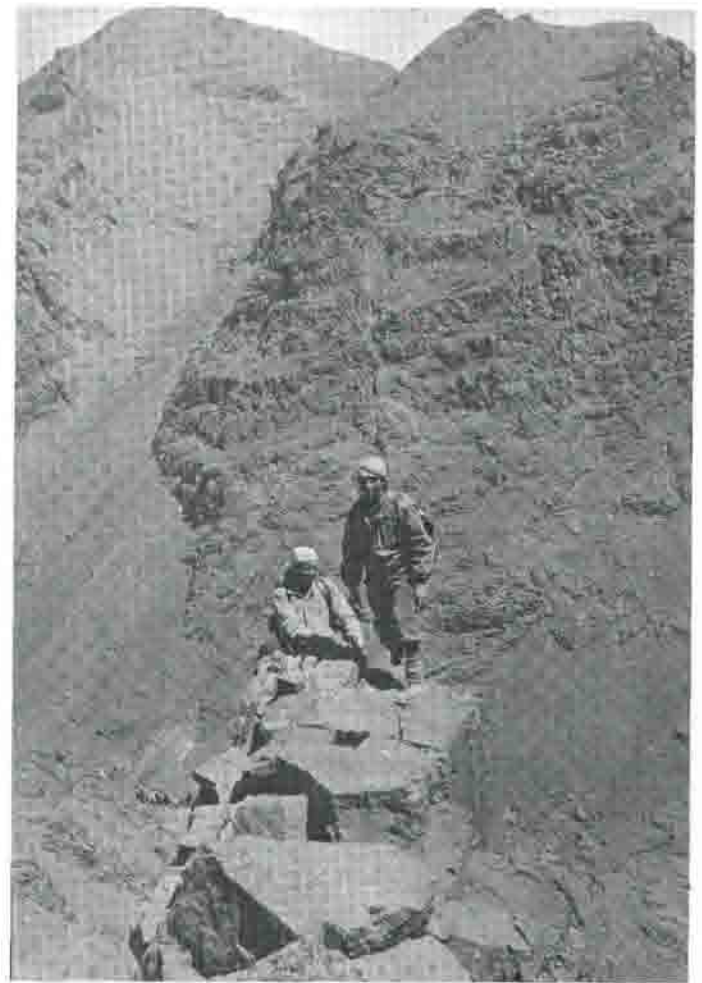
Wer weiß, daß Notar i. R. Paul Bauer, Kaukasus- und Himalaya-Pionier, seine alpine Laufbahn per Rad begonnen hat. Sein Freund und Expeditionsgenosse Julius Brenner hat da einiges ausgeplaudert: „1914 war die Zeit reif, um mit expeditionsmäßigem Denken zu beginnen. Die Elternpaare ahnten nichts von unseren Plänen, als wir nach Süden starteten. Nur ein Onkel griff in die Tasche nach besserer Münze; es war derjenige, der manche Jahre zuvor mit dem Hochrad über die Alpen nach Venedig geradelt war. Das nächste Modell nach dem Hochrad war Bauers ‚Alpenüberquerungsmaschine‘. Eine Quelle unbeschreiblichen Vergnügens! Wohin unser Weg führte, interessiert kaum noch jemand. Interessanter wäre schon, wie damals die Alpenstraßen aussahen, auf denen wir, von weit hinter Cortina herkamen. Und was wir in der Kölner Hütte von der kritischen Weltlage hörten, veranlaßte uns, daß wir anderntags – unterwegs zur Rosengartenspitze – plötzlich begriffen: Das ist der Krieg!“

Bergvagabundenzeit

Ja, es kam der Krieg. Die Soldaten marschierten. Seile verstaubten und Fahrräder rosteten in Kellerverschlägen vor sich hin. Manche der Besten, wie Hans Dülfer, blieben auf den Schlachtfeldern. Nach Kriegsende waren Paul Bauer und Julius Brenner wieder unter den ersten Alpinradlern, die diesmal den Westalpen zustrebten. Die Viertausender wurden mit Strapazen erkaufte: „Gewitter, brusttief Hochwasser in Visp und Brig, von der Höhe der Furka die kaputten Räder durch tiefen Schnee und Wasser schiebend bis Luzern...“

Walter Hofmeier startete ebenfalls mit zwei Kameraden vom Akademischen Alpenverein München im Sommer 1922 zu einer Westalpenfahrt. Ein Eisenbahnkilometer kostete damals in der Schweiz das Zwanzigfache wie in Deutschland, die einfache Reise nach Zermatt 4500 Mark. Das war unerschwinglich. Mit 35 Kilo Gepäck auf den Rädern fuhren die drei Studenten ins Wallis und mit reicher Viertausenderbeute kehrten sie heim. Auf der Hin- und Rückreise bewältigten sie 6700 Höhenmeter per Rad und Muskelkraft.

Kurt Maix schrieb aus Wiener Sicht: „Fuhren die Münchner mit dem Fahrrad in die Westalpen, weil sie für die Bahn kein Geld



hatten, wanderte die Avantgarde der ‚Unteren Zehntausend‘ des Wiener Alpinismus zu Fuß auf Rax, Schneeberg oder ins Gesäuse, weil sie nicht einmal ein Fahrrad besaß.“

Auch ein Jahrzehnt nach dem Krieg galt das Fahrrad bei den deutschen und österreichischen Jungbergsteigern noch als Verkehrsmittel Nummer eins. Sie suchten im Gebirge ein freies, alternatives Leben zum bedrückenden Alltag in Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit. Sie hatten Zeit und Unternehmungslust im Überfluß, aber nur wenig Geld. Sie wurden zu Künstlern im sparsamen Leben, und es klingt paradox, daß sie vor Zelten und Heuhütten ihre Suppe kochten und überzeugt ihr Lied sangen: „Wir sind die Fürsten dieser Welt...“ Der Bergvagabund wurde zu einem alpingeschichtlichen Begriff.

Der Ertl-Hans, der später in den bolivianischen Urwald umsiedelte, war Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre tonangebend in der wilden Zunft der Münchner Alpinradler. Im Frühjahr mit den Skiern am Fahrradrahmen, im Sommer Zelt, Seil und Schlosserei im Rucksack auf dem Gepäckträger, und manchmal sogar mit dem „Gigg“, einem Anhänger, unterwegs. Für Wochenendfahrten galt: „100 Kilometer in 6 Stunden kosten 0,0 Pfennig. Ein bißl Wadenkrampf, ein bißl wundes Sitzfleisch, aber sonst war’s schön!“

1930 radelte Ertl in die Dolomiten. Mungo, einer der Herzog-Brüder, leistete sich die Bahnfahrt und übernahm den Gepäcktransport. Muskelkraft triumphierte. Der Hans kam vor dem Mungo in Alleghe an. Mit dem Brehm-Hans fuhr Ertl weiter zum Ortler. Rothböckgrat, der Minnigerode-Anstieg durch die Königswand und eine neue Direktroute gelangen. Im Juni 1931 fragte

Ertl den Schmid-Franz, ob er sich für die Ortler-Nordwand interessiere. Ja, er interessierte sich! Aber wie hinkommen? Natürlich per Rad. Die beiden verstauten Zelt, Seile und Proviantstücker auf den Drahteseln und strampelten am 19. Juni über Fern- und Reschenpaß bis ins hochgelegene Sulden. 22 Stunden saßen sie im Sattel. Franz, der eine Knieverletzung noch nicht ganz auskuriert hatte, betrachtete die Strapazen als Bewegungstherapie. Die Ortler-Nordwand fiel. Fünf Wochen später waren die beiden wieder unterwegs ins Wallis. Dort wartete die Matterhorn-Nordwand – ein brandheißes Problem. Mit von der Partie waren Toni Schmid und Friedl Brandt. Auf schweren Rädern ohne Gangschaltung legten sie die Strecke München–Zermatt in fünf Tagen zurück. In getrennten Seilschaften durchstiegen die vier die Nordwände des Matterhorns und der Dent d’Hérens. Bis zu Tränen enttäuscht zeigten sich die ebenfalls angeradelten Nordwand-Kandidaten Leo Rittler und Hans Brehm; sie schwangen sich wieder in die Sättel, um zur Jorasses zu radeln. Hans Ertl und Toni Schmid strebten dem gleichen Ziel zu, Franz Schmid und Friedl Brandt radelten von Chamonix über Marseille und Genua in die Heimat zurück.

Giganten der Landstraße! Der „Berner Bund“ lobt die Brüder Schmid als „Mordskerle“.

Einer von den Gußeisernen und Unverwüstlichen war Anderl Heckmair. Mit Hans Brehm radelte er 1930 in die Dolomiten. Als 5. Seilschaft gelang ihnen die Durchsteigung der Civetta-Nordwestwand, erstmals ohne Biwak, und die zweite der Saß Maor-Ostwand. Als Heckmair dann in einem Tag bis Bayrischzell heimradelte, lobte Hans Ertl: „Eine fabelhafte Leistung!“

Seite 73: Die Eiger-Nordwand; während der dreißiger Jahre galt sie zusammen mit den ebenfalls noch undurchstiegenen Nordwänden von Matterhorn und den Jorasses als eines der „drei letzten Probleme“. Die Aspiranten kamen zumeist angeradelt.

Foto: A. Tölle

In der Totenkirchl-Westwand lernte Heckmair Gustl Kröner von der Klettergilde Traunstein kennen. 1931 waren die beiden zur Jorasses-Nordwand unterwegs. Miserables Wetter ließ keinen Erfolg zu. Um die Klamotten wieder einmal zu trocknen und Sonne aufzutanken, radelten Heckmair und Kröner an die Riviera und hier von Monte Carlo bis Marseille, „hatten Abenteuer im Araberviertel, übernachteten zwischen Negern im Obdachlosenasyt“. Als sie wieder nach Chamonix zurückkehrten, waren „Tour de France-Fahrer“ unterwegs. Die beiden wurden öfter für Rennfahrer gehalten, gefeiert und bewirtet. Ihre Tagesetappen konnten sich wirklich sehen lassen. Einmal legten sie an einem Tag 340 Kilometer zurück. Ein Husarenstück war die folgende zweite Durchsteigung der 1100 Meter hohen Grands Charmoz-Nordwand in unglaublich kurzer Zeit. Um 15 Uhr begannen Heckmair und Kröner mit der Kletterei und bei Dunkelheit erreichten sie, zuletzt durch eine steile Eisrinne „in völliger Hemmungslosigkeit“, den Gipfel. Hernach bargen sie ihre abgestürzten Freunde Rittler und Brehm aus einem Lawinenkegel am Fuße der Grands Jorasses-Nordwand. Nach deren Beerdigung in Chamonix radelten Heckmair und Kröner über den Kleinen St. Bernhard, durch die Lombardei und Südtirol direkt in den Wilden Kaiser. Im Sommer 1932 unternahmen Anderl Heckmair, Gustl Kröner und die Brüder Arwed und Fedor Möhn eine Fahrt zum 3000 Kilometer entfernten Hohen Atlas in Marokko. In elf Tagen radelten sie von München bis Barcelona, wo sie durch Hitze, Wasserarmut und Kräfteverschleiß „physisch erschöpft“ ankamen. Der Weiterweg war nur mit konventionellen Verkehrsmitteln möglich. Geld und Visa reichten schließlich nur noch für ein neuntägiges Bergsteigen im Hohen Atlas. Heimwärts bestiegen die vier ihre Drahtesel wieder in Nizza.

1937 begann Heckmair seine Belagerung der Eiger-Nordwand. Aber auch hier war die Witterung ungünstig. Als Heckmair heimradelte, traten Hias Rebitsch und Ludwig Vörg als Nordwand-Kandidaten an. Sie waren die ersten, die nach einem Wettersturz wieder lebend aus der Wand zurückkehrten. 1938 schlug Heckmairs Sternstunde: Sieg über die Eiger-Nordwand. Mit geringen Mitteln und hohem Einsatz wurden damals die „letzten Probleme“ gelöst. Anderl Heckmair, Hans Ertl, Friedl Brandt und Franz Schmid leben noch als rüstige Siebziger. Wie sie, radelten einst Hunderte, vielleicht Tausende in die Berge: Zu den Drei Zinnen, zur Civetta und Marmolada die einen, ins Damkar und in den Kaiser die anderen, die bescheideneren Zielen zustrebten.

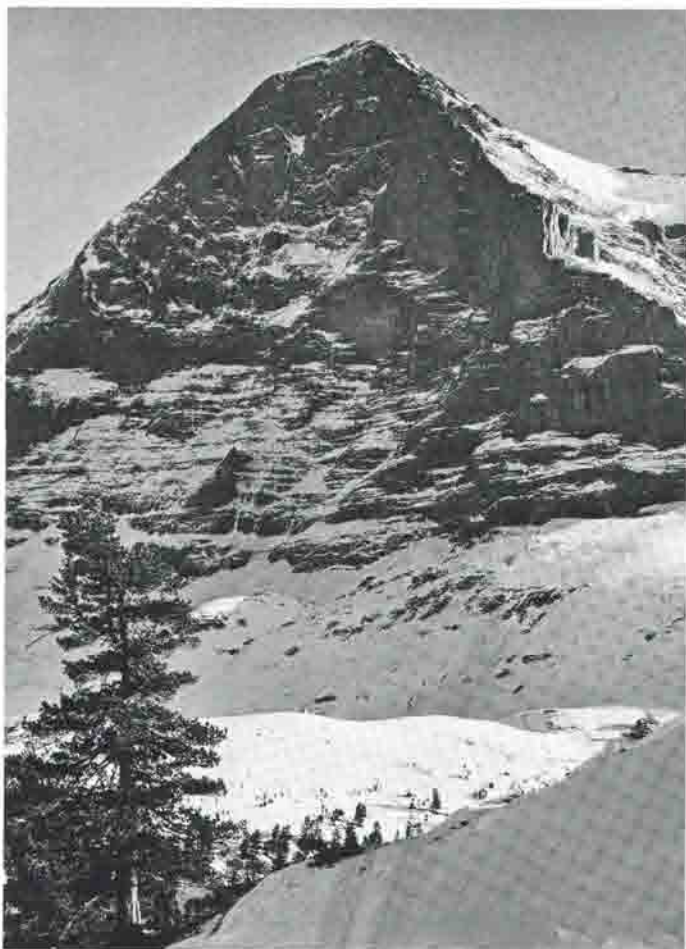
Hans Lucke ist einer vom Kufsteiner Freundeskreis um Peter Aschenbrenner. Mit ihm durchstieg er im Kaiser erstmals die Leuchsturm-Südwand und die Fleischbank-Ostwand auf neuer Route. Der gelernte Schreiner wurde 1930 als Bergführer autorisiert. In den schwierigen Kaiserwänden kannte er bald jeden Griff, denn dreißigmal durchkletterte er die Fleischbank-Ostwand, siebenmal die Totenkirchl-Westwand. Im Kaiser konnte er auf sein Fahrrad verzichten, um aber in die Dolomiten zu kommen, gab es keine andere Wahl. Mit 100 Schilling Zuschuß aus der Kasse der Sektion Kufstein in der Tasche und Pert Fankhauser,

der 1937 am Nanga Parbat ums Leben kam, als Begleiter, erfolgte am 31. Juli 1932 der Aufbruch ins gelobte Land der Kletterer.

Der Hansei erinnerte sich: „Als Reiseroute bestimmten wir Bröner, Franzensfeste, Toblach. Aber so einfach geht das eben nicht, wenn ein Mensch das Radl lenkt und Gott denken läßt. Sterzing lag schon hinter uns, als wir, die Höchstgeschwindigkeit eingeschaltet, nebeneinander die Straße in Richtung Franzensfeste hinunterbrausten. Pert, knapp neben mir, hatte eine Hand am Lenker, die andere in der Hosentasche. Plötzlich ein Ruck – ein Krach – peng! Ohne zu wissen warum, landeten wir ‚Giganten der Landstraße‘ im Straßengraben und schauten in die nicht sehr intelligenten Gesichter. Pert war zuerst aufgestanden und sagte: ‚Net schlecht, an meinem Hinterrad fehlen zehn Speichen!‘ Jetzt wurde uns klar, daß ich mit meinem Pedal in Perts Hinterrad gekommen war. Erst in Franzensfeste konnte ich die Ersatzteile bekommen. Stunden kostete uns die Reparatur. Erst in finsterner Nacht kamen wir nach Toblach. Reichlich müde krochen wir, abseits von Albergos, in unseren Biwaksack.“

Nach schönen Touren im Zinnengebiet, wie Preußriß, Stößer- und Dibunakante, machte das Radschieben über den Faizaregopaß wenig Vergnügen. Als die Civetta-Nordwestwand endlich vor ihnen aufragte, meinte Fankhauser: „Bald g’hörst uns!“ Es glückte die 15. Begehung. Weiter ging’s in die Pala. In der Cimone-Südwestwand wurde Hans schwer von Steinen getroffen. Aber ein Tiroler Schädel hält allerhand aus. In San Martino wurde Lucke verarztet, dann erreichte er auf dem Rad mit letzter Energie Bozen und mußte bis zum Bröner in die Eisenbahn umsteigen. Aber auf der Straße nach Innsbruck hinunter saß der Hansei schon wieder fest im Sattel.

Der Name Ludwig Gramminger ist mit der neuzeitlichen Entwicklung des Bergrettungsdienstes unlösbar verbunden als Praktiker in der Werkstatt, Geräteerfinder, Kursleiter, Bergwacht-Referent im Bayerischen Roten Kreuz und Mitarbeiter in internationalen Gremien. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre gehörte er zur Zunft der Münchner Bergsteiger, die im Karwendel, Wetterstein und Kaiser schwierige Fahrten unternahmen. Der gelernte Gürtler kam von den „Naturfreunden“ den „Brecherspitzlern“. Er erwarb seine ersten Skier für ganze fünf Mark, Geld war Mangelware, und so blieb nur das Fahrrad als Verkehrsmittel ins Gebirge. An Ostern 1925 radelte er ins Karwendel und erlebte hier einen ersten alpinen Unfall. Ein Skifahrer hatte sich ein Bein gebrochen und Gramminger betätigte sich ohne Samariterkenntnisse als Helfer und beteiligte sich an einem vierzehnstündigen Abtransport. Dieses Ereignis bestimmte seinen späteren Lebensweg. 1929 radelte Gramminger zur Lalliderer-Nordwand und Fleischbank-Südostwand. Sein Seilkamerad war Anderl Heckmair. 1931 verlor er bei einem Fahrradunfall ein Auge. Nach dreiwöchigem Klinikaufenthalt radelte er nach Plangeroß und stieg, allmählich wieder Lebensmut aufbauend, auf die Berge im Kaunergrat. 1931 trat er hauptberuflich in den Dienst der Bergwacht und stieg vom Fahrrad auf viereräderige Untersätze, vom Mercedes-Kompressor bis zu Geländewagen aller Art. Gramminger wurde der legendäre Bergretter von der winterlichen Watz-



mann-Ostwand, von der Laliderer- und Eiger-Nordwand. Ein Schutzengel in Not geratener Bergsteiger.

Sechzehn Jahre war Ludwig Vörg alt, als ihn sein Bruder August für die Berge begeisterte. Die beiden lasen zu Hause alpine Bücher und Zeitschriften und lernten in der Jungmannschaft der Sektion München Kameraden kennen. Im Kaiser und Wetterstein sammelten sie Felserrfahrung. Viertausender waren damals so ferne Ziele wie heute asiatische Weltberge. Wer sollte die Reise bezahlen? Im August 1928 brachen die Brüder erstmals in die Westalpen auf. August Vörg erinnerte sich: „Tretend oder schiebend sind wir mit unseren schwer beladenen Rädern durchs Engadin gekommen. Oberhalb Pontresina ergießt sich der Morteratschgletscher fast bis in den Bergwald. Darüber weiße Gipfel: Piz Bernina, Piz Palü und Bellavista. Lange bewundern wir das großartige Bild, dann schieben wir die Räder weiter. Auf dem Berninapass steuern wir auf eine Sennhütte zu und finden bei den aus dem Veltlin stammenden Leuten gastfreundliche Aufnahme.“ Weniger freundlich zeigte sich am nächsten Tag der Piz Palü. Es gab Spaltenstürze und gefährliche Rutschpartien.

Wiggerl Vörg entwickelte sich zu einem Spitzenbergsteiger seiner Zeit: 1936 Ushba-Westwand im Kaukasus, 1938 Eiger-Nordwand. Am ersten Tag des Rußlandfeldzugs 1941 kam er ums Leben. Otto Eidenschink war dabei.

Für die Münchner Bergsteiger war in jenen Jahren das Karwendel ein beliebtes Radlerziel. War man gut bei Kasse, benützte man die Eisenbahn bis Holzkirchen, dann hatte man immer noch 70 Kilometer zu treten und zu schieben, zuletzt von Hinterriß über einige Kehren ins fast ebene Johannistal und zum Barth-Denkmal, wo man gebührenfrei parkte.

Hans Hintermeier, später Gebirgsjäger-Major und Naturschützer, war in seiner aktiven Bergsteigerzeit ein zäher Alpinradler. Zu seiner ersten Kaisertour, der Predigtstuhl-Nordkante, radelte er an einem heißen Sommertag nach Kiefersfelden, rannte aufs Stripsenjoch und hatte zu entscheiden: Eine Limonade kaufen oder in der Hütte schlafen? Er löschte den Durst und schlief in den Latschen. Am nächsten Tag Kletterei, Fußmarsch durchs Kaisertal und Heimfahrt. Nach Rosenheim wurden die Muskeln schlaff und die Augendeckel schwer. Der Hans schlief beim Radeln ein und wachte erst im Straßengraben wieder auf. Unverdrossen radelte er weiterhin im Sommer und Winter ins Gebirge, die Sprungskier an den Rahmen geschnallt, das Vehikel oft wegen des tiefen Schnees über Kilometer tragend. 1935 hatte Hans Hintermeier in einer Zeitschrift ein Bild von der Nordwand der Westlichen Zinne gesehen, von der man sagte, daß sie wegen ihrer vorspringenden Dächer unersteiglich sei. Unmöglich gilt nicht, dachten sich Hans Hintermeier und Sepp Meindl, scharften pro Mann für sechs Wochen 60 Mark zusammen und strampelten am 12. August 1935 von München in die Dolomiten. Nach drei Tagen erreichten sie Landro, schleppten ihre achtzigpündigen Rucksäcke aufs Zinnenplateau und zelteten in der Nähe eines kleinen Sees. Am 17. August stiegen die beiden erstmals in die Nordwand der Westlichen Zinne ein. Bei einem zweiten Versuch kamen sie in acht Stunden 160 Meter hoch, größtenteils in freier Kletterei. Wetterverschlechterung trieb sie zurück zum Zelt. Vier Tage später führte der dritte Angriff zum gleichen Resultat, ebenso der vierte, nachdem die Schlüsselstelle bereits überwunden war. Auch die immer wieder auftauchende italienische Konkurrenz, darunter Emilio Comici, vermochte nichts auszurichten. Schließlich aber überlisteten Riccardo Cassin und Vittorio Ratti aus Lecco die beiden Münchner. Sie waren um 2.30 Uhr, bei Dunkelheit, eingestiegen und es gelang nicht mehr, sie einzuholen. Also wieder Verzicht! Es blieb Hintermeier und Meindl die zweite Begehung und es blieb die Pechsträhne. Beim sechsten Versuch entglitt ihnen der Rucksack, was eine abenteuerliche nächtliche Abseilerei zur Folge hatte. Erst der siebte Vorstoß führte nach 36 Stunden zum Gipfel. Drunten in Landro warteten die Fahrräder. Bei der Abfahrt vom Brenner leistete sich Meindl einen Sturz und an der Grenze gab es Schwierigkeiten.

Im Sommer 1938 radelte Hintermeier wieder in die Dolomiten. Diesmal war Toni Sporer sein Begleiter. An der Civetta glückte den beiden die erste vollständige Begehung des Nordgrates. Nach erlebnisreichen Wochen im Fels lockte das Eis der Westalpen. Ein weiter Weg stand bevor. Aus Freude über eine gemeinsame Dolomitenkletterei finanzierte eine edle Gönnerin die Reise bis zur Schweizer Grenze per Eisenbahn. Aber auch da verlief nicht alles glatt und reibungslos. Arm wie Bettelmönche kamen die beiden in Spiez an. Hier hofften sie postlagernd hinterlegtes Geld vorzufinden. Aber es war Sonntag, das Postamt geschlossen und guter Rat teuer. Ein eidgenössisches Wunder half Hintermeier und seinem Freund weiter. Unverfroren baten sie den Schweizer am Fahrkartenschalter um Billetts nach Grindelwald auf Kredit und wollten Pässe und Uhr als Sicherheit



*Erradelte Abenteuer:
Oben Hans Hintermeier
1935 in der Nordwand der
Westlichen Zinne.
Seite 75, rechte Bildleiste:
Unten: Pendelquergang in
der Mönch-Westwand.
Darüber: Verschneite
Felsplatten im unteren
Wandteil (Pkt. a im Wand-
bild links daneben)
Seite 75, untere Bildleiste:
Den oberen Wandteil (links
bei Pkt. b im Wandbild)
und den Abstieg über den
Ostgrat des Mönch (rechts)
mußte Toni Sporer
in Kletterpatschen
bewältigen!*

*Foto:
H. Hintermeier*

hinterlegen. Wirklich erhielten sie Fahrkarten auf Pump und obendrein gab ihnen der freundliche Beamte noch Bargeld, damit sie an anderer Stelle für die Beförderung der Fahrräder bezahlen konnten. Das sollte einmal einer bei der deutschen Bundesbahn versuchen!

Ankunft in Grindelwald am 1. August 1938. Nach einer Eingeh-tour aufs Wetterhorn wollten Hintermeier und Sporer die 1200 Meter hohe Mönch-Westwand erstmals durchsteigen. Es wurde eine fünfwöchige Belagerung daraus. Miserables Wetter, Regen und Schnee zwangen zum entnervenden Abwarten bis zum 19. September. In der Wand wieder ähnliches Pech wie an der Westlichen Zinne. Ein Steinhagel riß den abgestellten Rucksack mit Sporer's Bergschuhen, einem Pickel, Biwaksack, Kocher und dem restlichen Bargeld in die Tiefe. Das brachte eine Menge Probleme, denn es gibt schöneres, als sich mit Kletterschuhen im glitschigen Eis fortzubewegen, ohne Sack zu biwakieren und wieder mal ohne Geld dazustehen. Da blieb nur noch eines: schleunigst heimzuradeln.

Die Wiener Sepp Brunhuber und Fritz Kasperek zählten in den 30er Jahren zu den erfolgreichsten Seilschaften und Alpinradlern. Nur ein Beispiel: Zur Zweitbegehung des Comici-Benedetti-Weges durch die Civetta-Nordwestwand radelten sie vom Zillertal in die Dolomiten. An der Brennergrenze hielten sie den Carabinieri verschwitzte Socken unter die Nase, um ungefilzt durchzukommen. Bei Bruneck öffnete ihnen zum Übernachten ein Bauer seine Scheune. Am anderen Morgen waren bis zum Campolungopaß 35 Kilometer mit 1000 Meter Steigung zu überwinden. Dafür liefen dann bei der rasanten Abfahrt nach Arabba die Bremsen heiß. In Alleghe spielte wieder ein Bauer den Herbergsvater. Gut trainiert ging es in die Civettawand, in der die beiden 26 Stunden zubrachten. Es folgte ein Übersiedeln zur Marmolada, ein mühsames Radschieben zum Pordojoch. Ziel war der Südpfeiler. Die Seilschaft bewältigte die Schwierigkeiten, während nebenan in der Südwand Hans Steger mit dem König von Belgien unterwegs war. Nach einem Abstecher in den verregneten Rosengarten trennten sich die Freunde. Brunhuber mußte zu einem Eiskurs über den Brenner nach Nordtirol, Kasperek radelte zum Monte Pelmo und seiner Nordwand.

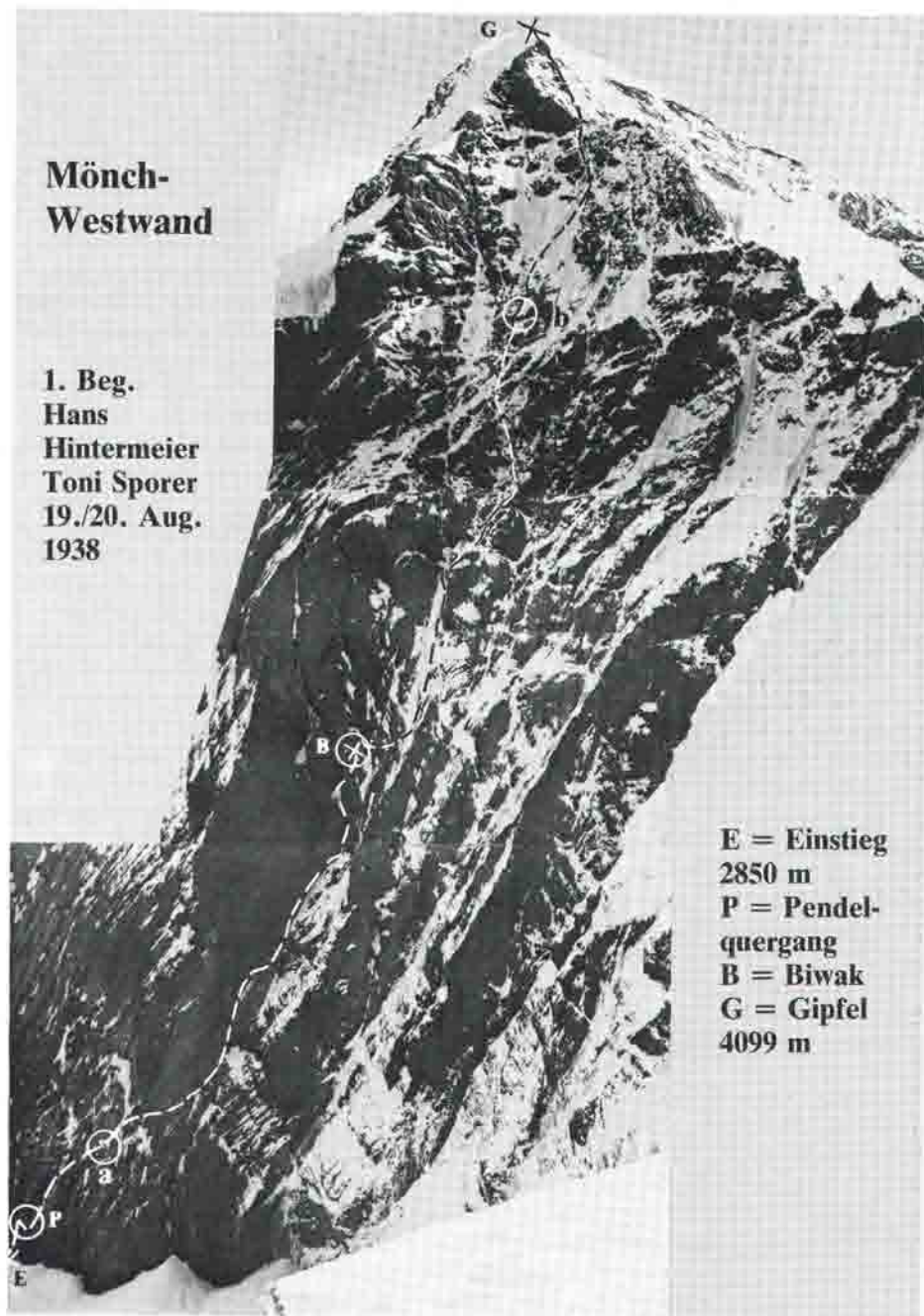
Brunhuber's Marathon-Tour, gemeinsam mit Julia Huber, war 1934 eine Skidurchquerung der Alpen von Wien bis zum Montblanc. Das Paar war sechs Monate unterwegs und bestand mit bescheidenen Mitteln ungewöhnliche Strapazen. Nach der abschließenden Montblanc-Besteigung kehrten die beiden auf Fahrrädern nach Wien zurück. Damals gab es für solche Unternehmungen noch keine zahlungswilligen Sponsoren.

Hermann Buhl als Radler

Hermann Buhl wurde 1924 in Innsbruck geboren. Als Bub kralzte er in der Karwendel-Nordkette herum. Als er 1942 auf der Schwierigkeitsskala ganz oben, beim sechsten Grad, angekommen war, seufzte er: „Wenn man doch ein Fahrrad hätte! Teuere Eisenbahngelder auszugeben, kann ich mir nicht oft leisten.“

Mönch- Westwand

1. Beg.
Hans
Hintermeier
Toni Sporer
19./20. Aug.
1938



E = Einstieg
2850 m
P = Pendel-
quergang
B = Biwak
G = Gipfel
4099 m



Alle Fotos:
H. Hintermeier

Dann leistete er sich vom schmalen Gelegenheitsverdienst ein Radl, strampelte die Brennerstraße hinauf und sauste ins Eisacktal hinunter. Und er hakte seine Traumtouren ab: Rotwand, Marmolada-Südpfeiler, Furchetta, Schleierkante, Civetta, Buhlrif in der Canale-Westwand...

Buhl arbeitete als Kirchturm-Restaurateur, natürlich gerüstlos. Manchmal nahmen ihn Freunde im Auto oder auf dem Motorrad mit in die Berge, sonst blieb das Fahrrad. Seine verrückteste Radtour leistete sich der bereits verheiratete Hermann Buhl im Sommer 1952 ins Bergell, zur Badile-Nordostwand. „Die angespannte finanzielle Lage“, meinte Buhl, „sollte mit dem Fahrrad überlistet werden.“ Er kam von einer Vermissensuche im Karwendel heim und fuhr abends mit der Bahn von Innsbruck bis Landeck. Nun begann die „Tour de Suisse“. Um Mitternacht überschritt Buhl die Schweizer Grenze, legte sich für einige Stunden ins Gebüsch, um nach einem kalten Frühstück weiterzustrampeln. Ein Lastwagenfahrer erbatte sich seiner für eine kurze Strecke. Weiter zum Malojapaß. „Beine und Gesäß werden sehr in Mitleidenschaft gezogen“, notierte er sachlich. Bei der Kurverei ins Val Bregaglia gingen 1100 Höhenmeter verloren. Buhl hatte nur fünf Franken in der Tasche, das mußte reichen. Um 19 Uhr betrat er, vom Regen durchnäßt, die Sciorahütte. Am nächsten Morgen um 6 Uhr stieg er in die Platten der Nordostwand ein und um 11 Uhr hatte er die 800-Meter-Wand hinter sich gebracht, in der seine Vorgänger zwei bis drei Tage unterwegs gewesen waren. Dann stieg er über die Nordkante ab. Um 15 Uhr stand er wieder auf sicherem Boden. In Promontogno wurde der Blitzkletterer wieder zum Radler. In zwei Stunden schaffte er 20 Kilometer mit 1000 Meter Steigung, um 2 Uhr morgens passierte er die Grenze.

Hermann Buhl erzählte über die Heimfahrt: „Im Traumzustand bewege ich monoton die Pedale. Nur mit Aufwand aller Energie kann ich mich wachhalten. Noch 15 Kilometer bis Landeck! Plötzlich ein Krachen – gewaltsam wird mein Tempo gestoppt. Ehe ich mich versehe, fliege ich in hohem Bogen durch die Luft, lande mit dem Kopf auf etwas Hartem und stürze in den Inn. Die peinliche Frische meines ungewöhnlichen Aufenthaltsortes läßt mich schnell munter werden. Da ist auch schon mein Fahrrad mitsamt dem Rucksack. Es will gerade Reißaus nehmen, doch da habe ich es wieder. Aber wie schaut mein Fahrrad aus? Der Rahmen ist stark gestaucht, die Gabel nach hinten gebogen. Mit dem Weiterfahren ist es jetzt aus. Das Rad geschultert, mache ich mich zu Fuß auf den Weg.“ Schließlich nahm ihn ein Postauto gnädig mit.

Radlerpech, ein Loch im Kopf und ein verbeultes Fahrrad – das konnte Hermann Buhl nicht aus der Fassung bringen. Er hatte ja die Badile-Nordostwand in der Tasche, allein in fünf Stunden! Und er war im Geist schon unterwegs zum Nanga Parbat.

Anfang der 50er Jahre war der Österreicher Karl Lugmayer mit einem jungen Amerikaner auf Rädern durch Länder und über Pässe auf Achse. Ihre Bergziele waren Klasse: Glockner-Nordwand, Civetta-Nordwestwand (Comici-Beneditti) und der Diablegrat im Montblanc-Gebiet.

Natürlich spielte auch zum Besuch der Klettergärten in den Mittelgebirgen das Fahrrad eine beachtliche Rolle. Denken wir

nur an die Franken mit ihren Klettergebieten im Jura. Adi Knüttel aus Nürnberg, der sich beim Wiederaufbau des Deutschen Alpenvereins nach dem Krieg ganz besonders der Jugendarbeit gewidmet hatte, weiß zu berichten: „Meine Bergvagabundenzeit lag in den Nachkriegsjahren, als wir nach 1945 wieder in die Heimat zurückkehrten. Das Fahrrad stand hoch im Kurs. Glücklicherweise durfte sich preisen, wer einen alten Drahtesel besaß. Mit Rucksack und Zelt, Kocher und Klampfe radelten wir an jedem Wochenende in die Hersbrucker Schweiz, in das Pegnitz- und Hirschbachtal. Oder nach Norden in die Fränkische Schweiz. Gab es durch Feiertage verlängerte Wochenenden, radelten wir hinauf bis ins Kleinziegenfelder Tal. Pfingsten war meist der Burgstein im Altmühltal das Ziel oder der Dohlenfels bei Konstein. Schönstes Erlebnis im Jura war immer das abendliche Feuer vor den Zelten. Eine Romantik, die leider durch das Konsum-Camping und die Verbote nicht mehr zu erleben ist. Die Kletterer von damals waren auch Naturschützer, hielten die Zeltplätze sauber und räumten die Feuerstellen weg. Und beim Auseinandergehen nach den Sektionsabenden hieß es immer: ‚Wo fahren wir am Sonntag hin?‘ – ‚Um 7 Uhr am Stängla!‘ Hier war der Treffpunkt der Jura-Radler. Das „Stängla“ war das Geländer einer Bachbrücke in Erlenstegen. Und dann stiegen wir in Gruppen und Grüppchen in die Pedale.“

Abschließend noch ein Sprung in die große weite Welt! Den Bayern Schorsch Kirner kennt man von seinen Ein-Mann-Expeditionen in alle Winkel der Erde, von Grönland bis Tibet. Es treibt ihn eine große, naive Neugierde, ein unstillbarer Erlebnishunger und manchmal zwingen ihn unerwartete Ereignisse zu einem riskanten Überlebenmüssen. Er ist hart im Nehmen und Radfahrer aus Passion. Seine Alltagsfahrten zur Arbeitsstätte und zurück bemißt er mit 60 Kilometer. An Wochenenden verzichtet er häufig auf das Auto und radelt mit seiner Frau ins Blaue, benützt abgasfreie Nebenstraßen und Forstwege. Er schätzt die Bewegung in frischer Luft als hervorragendes Konditionstraining. Zur Ortler-Nordwand-Feier 1981 strampelte Kirner auf einem musealen Fahrrad von München nach Sulden in 16 Stunden, wie es die Erstbegeher Franz Schmid und Hans Ertl vor einem halben Jahrhundert vorexerziert hatten.

Seine größte Radtour unternahm Schorsch Kirner im Jahre 1960. Traumziel war Afrika, und zwar per Fahrrad. Mit wenig Geld und viel Optimismus brach er auf, über den Brenner nach Süden und durch ganz Italien bis zur Stiefelspitze. Nun suchte er einen Schiffer, der geneigt war, ihn womöglich kostenlos überzusetzen. Er wollte sich ja auf und unter Deck gerne nützlich machen. Wirklich fand er einen Kapitän, der ihn über Malta nach Tripolis mitnahm. Nun folgte wieder eine schweißtreibende Radfahrt über etwa 1800 Kilometer bis Alexandria. Ausgedörrt, wie er war, wollte er sich in einem Milchladen richtig volllaufen lassen. Er tat es ohne Eile. Bis der gewünschte Milchpegel erreicht war, hatten allerdings langfingerige Ägypter seinen Drahtesel entführt. Auf Nimmerwiedersehen! Und was tat Schorsch, der Einfallsreiche? Er erstand auf einem Markt für 160 Mark ein Kamel, um die Wüste Sinai zu durchqueren. Vom Katharinenkloster aus bestieg er den Berg Sinai, trieb sich malochend auf Nilbooten herum, kam bis zur Grenze Ugandas, überstand Abenteuer mit Grenzern

und Polizisten und erreichte ohne Schaden an Körper und Geist wieder die Heimat. Zuletzt per Anhalter, nach neun Monaten!

Erich Griebel, Gipfelraritätensammler in aller Welt, war und ist Extremradler. Er liebte die „Spinnerei“ auf schotterigen Hüttenwegen und über rutschige Almwiesen sowie mörderische Talfahrten. Nach langer Praxis kam er zu dem Resümee: „Abgelehnt wird das Radl da und dort, haftet ihm doch in einer Zeit, die nur noch in PS denkt und mißt, ein wenig das Odium des Armeleutefahrzeugs an. Gegen Managerkrankheit wirbt aber letzterdings der Spruch: Es bleibt ins hohe Alter fit, wer selber stets ein Velo tritt!“

Und hier als Zeuge ein radelnder Alpin-Opa: Der 1899 geborene Sydonius Anderle aus Frankfurt a. M. erkletterte an seinem 82. Geburtstag die Delagokante. Und wie hält er sich fit? Durch lange Radfahrten!

Eine Menge Anekdoten gäbe es aus Radlerkreisen zu erzählen: Der Große Priel (2514 Meter) im Toten Gebirge ist ein Felsgipfel und kein Radlerziel. Als einmal in Weinlaune bekannte Bergsteiger beisammensaßen, wettete einer, daß er mit dem Fahrrad den Großen Priel überqueren wolle. Er fuhr wirklich durch das Brunental und zum Almtalerhaus, buckelte das Rad über die felsigen Fleischbänke aufs Plateau und schob es über den Westhang zum Gipfel. Hier wurde das Rad ans Kreuz gelehnt und fotografiert. Mit diesem Dokument war die seltsame Radtour bewiesen und die Wette gewonnen.

Im Oberreintal im Wetterstein gibt es eine „Fahrradkante“. Nicht, daß sie mit einem Fahrrad zu befahren wäre, sie bietet vielmehr Kletterei IV+ und wurde 1920 von Emil Solleder erstmals begangen. Die Oberreintalurm-Südwestkante. Witzbolde von der rauen Oberreintaler Zunft haben ein altes Fahrrad dort oben an die Felsen genagelt und dem Rost preisgegeben.

Fischer-Franzl, der legendäre Oberreintalhüttenvater, lernte einst in den Dolomiten den König von Belgien kennen. Am nächsten Morgen Abfahrt vom Sellajoch. Der König voraus per Cabrio, der Franzl hinterdrein per Rad. Als er rasant die Paßstraße hinabkurvte, holte er das königliche Auto ein, hielt sich seitlich fest und rief grinsend: „Gel Kini, da schaugst!“

Vom Kammel-Wiggerl, Bergsteiger und Bergrettungsmann aus Bad Reichenhall, ist eine makabre Geschichte zu erzählen: Im Gebiet der Reiteralpe wurde ein Tourist als vermißt gemeldet. Suchaktionen verliefen ergebnislos. Angehörige setzten eine Belohnung aus. Viel Zeit verging. Die Prämie ließ den Wiggerl nicht ruhen. Und so radelte er eines Tages am Saalachsee entlang nach Jettenberg, stieg aufs Plateau und suchte Kare, Latschengassen und Dolinenlöcher wie ein Spürhund ab. Und wurde fündig. Kleiderreste und Skelett packte er in einen Sack und eilte damit ins Tal. Den Sack mit dem Fund klemmte er auf den Gepäckträger und radelte zufrieden heimwärts. Mitten im Kurort Bad Reichenhall öffnete sich der Sack, ein Totenkopf rollte aufs Pflaster und die übrigen Knochen folgten. Es blieb dem Wiggerl nicht erspart, vor den entsetzten Passanten alles wieder einzusammeln, für den jüngsten Tag und für die Prämie.

Und weil wir gerade beim Thema sind, ein Wort zur Gefährdung der Radler: 1935 zählte man in Deutschland 10 000 Verkehrs-

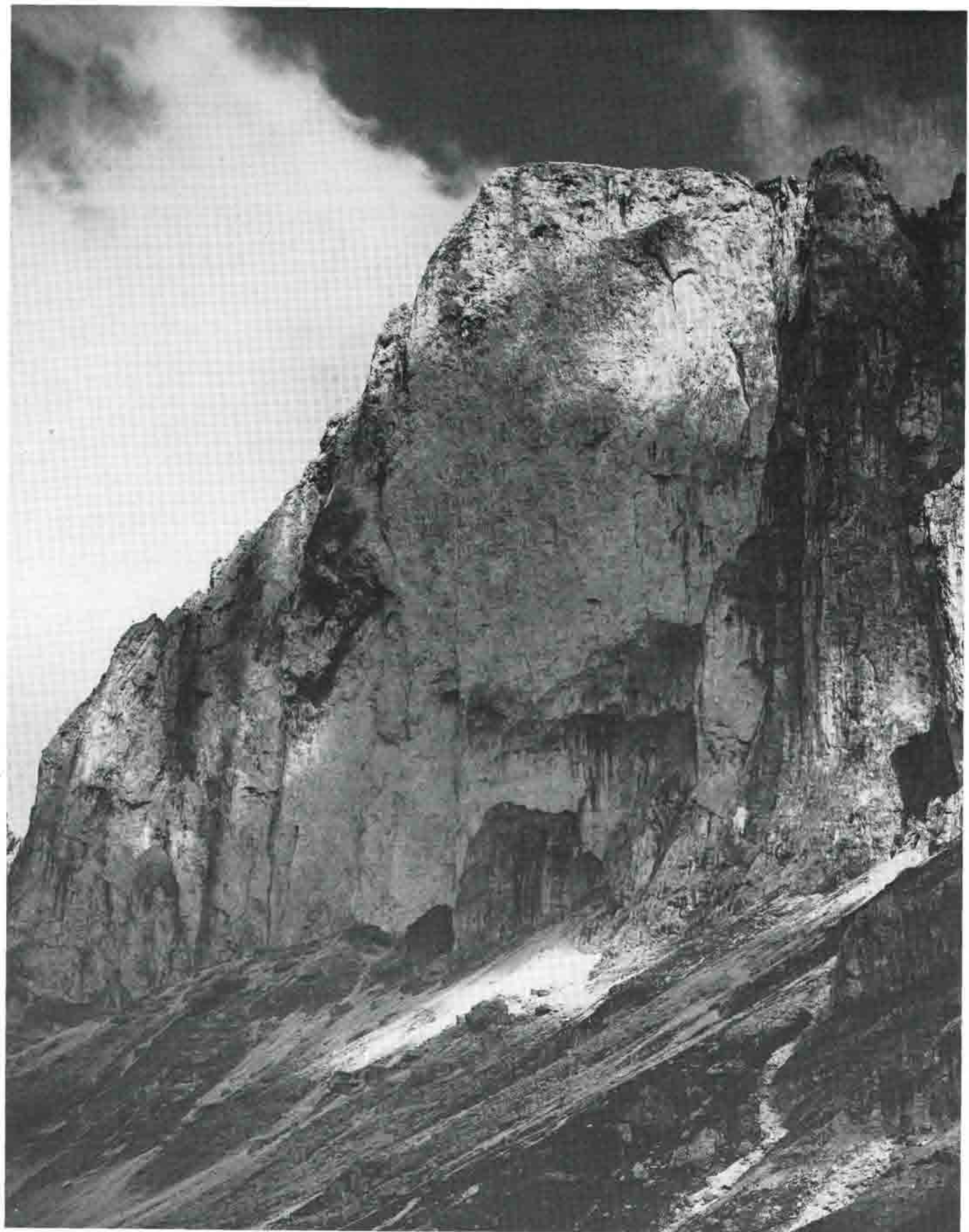
tote, davon 643 Radfahrer. Mit der zunehmenden Motorisierung und Verkehrsdichte auf den Straßen stieg die Unfallkurve steil an. 1980 verunglückten im Bundesgebiet mehr als 50 000 Radfahrer; jeder dritte wurde schwer verletzt oder starb.

Ein prominenter Bergsteiger, der beim Radfahren tödlich verunglückte, war der Dolomitenführer Tita Piaž. Er galt nicht nur als Traumwandler im Felsbereich, sondern auch als wider Motorradfahrer. Mit Hilfe seines Vehikels stand er eines Morgens auf dem Campanile Basso in der Brenta und Abends auf den Vajolettürmen im Rosengarten. Er starb 1948 nach einem Sturz vom gewöhnlichen Fahrrad. Der „Teufel der Dolomiten“ kam gerade aus dem Pfarrhaus seines Heimatortes Perra, als er die Balance verlor. Zum fünften Jahrestag seines Todes errichteten Fassaner Freunde an der Unfallstelle einen Denkstein.

Oskar Kühlken, Skialpinist und Filmmann, veröffentlichte 1975 ein Buch „Mit Radl, Pickel und Sommerski“. Mögen viele Veloziped-Veteranen es mir nicht übelnehmen, wenn ihre Namen und Taten hier nicht aufscheinen. Ich wüßte noch so manchen zu nennen: Otto Eidenschink, der im besten Saft und in der 900-Kalorien-Zeit so manchen Gipfel erradelte, Martin Schließler, den Bergabenteurer in allen Kontinenten, der in jungen Jahren mit Skizzenblock und Kletterseil unterwegs war, Georg Mitterer, mein Kamerad von der Christaturm-Ostwand, als Radler zum Montblanc-Peutereygrat, und Hermann Kornacher, der sich auch literarisch für das Radfahren einsetzte und einen alten Landsknechtssong zum Lied der Ritter der Landstraße erkör:

Wir zogen in das Feld,
da hatten wir weder Säckel noch Geld.
Strampedemi...

Mir fehlte in jungen Jahren das Geld für ein Fahrrad. Also marschierte ich zu Fuß, wie weiland Stefan Steinberger zum Glockner und zur Königsspitze und Johann Gottfried Seume nach Syrakus. Als ich siebzehnjährig nach Bergen im Chiemgau kam, hatte ich die mittleren Weißen bereits in der Fleischbank-Ostwand empfangen und überredete meine Kameraden zu Gewaltmärschen zur Hörndlwand und in den Kaiser. Später erstand ich bei einem Alteisenhändler mein erstes Fahrrad für zehn Mark. Ich konnte es unversperrt an jedes Hauseck lehnen. Dann begann das Zelten zwischen dem Wallis und der Hohen Tatra, an Seen, in Wäldern und unter Wänden. 1934 schrieb ich eine Broschüre „Mit Fahrrad und Zelt in die Berge“, eine Lehrschrift, der bald eine zweite folgte: „Bergsteigerbiwak“. Hierzu angeregt hatte Rudolf Rother senior, der vom jungen Buchhändler in der Schweiz bis zum Bergverlags-Chef ein konsequenter Radfahrer blieb. Im Kriegsjahr 1943 baute ich ohne Fremdhilfe eine Blockhütte im Kaiser. Das Rad war mein wichtigstes Transportmittel für Zentnerlasten: Holzkohle von einem alten Meiler im Kaiserbachtal, Dachpappenrollen und Zementsäcke. Als mir einmal ein Beil vom Gepäckträger rutschte und eine Achillessehne durchhackte, radelte ich einbeinig über Kufstein heim. Lust und Unlust liegen beim Radfahren so nahe beisammen wie Rücken- und Gegenwind, wie bergauf und bergab. Dem Zug der Zeit folgend, stieg ich später auf Motorräder und Autos um, aber missen möchte ich die Erinnerung nicht an das Vagabundenleben mit Fahrrad und Zelt – Radler-Nostalgie!



Im Zweifel zugunsten der Dolomiten

Spitzenklettern in den Alpen

Heinz Mariacher

Seite 78: Die Südwestwand der Rotwand; eine „Rotpunkt“-Begehung der „Hasse-/Brandlerroute“ an dieser Mauer gelang Heinz Mariacher gemeinsam mit Luisa Jovane am 23. 6. 82 in 4½ Stunden!

Foto: J. Winkler

Wer heute Wert darauf legt, einen Ruf als Spitzenbergsteiger zu genießen, muß mit Expeditionserfolgen aufwarten können. Die großen Nordwände und anderes mehr in den Alpen durchstiegen zu haben, reicht dazu nicht mehr – in aller Regel zumindest. Ob dieser Maßstab aufrechtzuerhalten ist, scheint indessen fraglich. Immerhin sprechen einige Anzeichen (wie auch im Vorspann zum Beitrag von Fritz Schmitt auf Seite 67 angedeutet) dafür, daß die „Bereisung“ der Gebirge der Welt zunehmend schwieriger wird. Nicht ganz unwahrscheinlich also, daß sich – auch – die Bergsteiger zunehmend wieder auf näher gelegene Bewährungsproben werden besinnen müssen! Einer, der sich darauf schon besonnen hat, ist der Tiroler Heinz Mariacher.

Die Rechnung, sechs Monate Klettern in den Dolomiten gegen einen Monat im Himalaya bei gleicher finanzieller Beanspruchung, fiel bei ihm immer zugunsten der Dolomiten aus. Dennoch genießt er – als eine der wenigen Ausnahmen von der erwähnten Regel – einen unangefochtenen Ruf in der internationalen Alpinistszene. Der Charakter seiner Unternehmungen und der Stil, in dem er sie durchführt, erklären diese Ausnahmestellung. Sie prädestinieren ihn zudem, über Stillfragen des Kletterns zu schreiben; dies um so mehr, als er nicht nur ein excellenter Vertreter des alpin geprägten Kletterns ist, sondern aus eigener Erfahrung auch gut die von den Klettergärten ausgehende, doch zunehmend aufs Hochgebirge übergreifende Sportkletterbewegung kennt.

Die Frage nach den Unterschieden und möglichen Symbiosen dieser beiden Stilarten des Kletterns ist nicht zuletzt auch eine Frage des Umganges mit dem Risiko. Da Heinz Mariacher über diese Fragen – trotz seiner Kompetenz – nicht doziert, sondern zu analysieren versucht, besteht Grund zur Zuversicht, daß seine Erfahrungen von denen angenommen werden, die Nutzen daraus ziehen könnten.

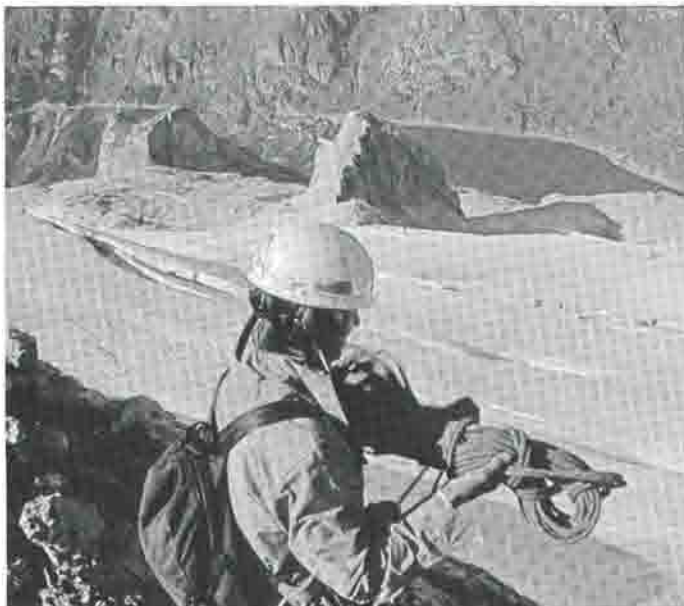
Mit den Erlebnis-skizzen, die Heinz Mariacher im folgenden von einigen seiner Unternehmungen zeichnet, deutet er zudem seine Ausnahmestellung in doppelter Hinsicht an: Nicht nur seine Kletterkunst zeichnet ihn als kongenialen Nachfahren seines Tiroler Landsmanns Hias Rebitsch aus. Ganz offenkundig zeigt sich beider Verwandtschaft auch in der Art, wie sie aus der nötigen Distanz, mit feinem Humor begabt – und eben deshalb nicht berserkerhaft humorig! – über sich und ihr Tun zu schreiben verstehen.

(d. Red.)

Alpines Klettern – Sportklettern

Wie wird sich das Sportklettern in Zukunft auf das alpine Klettern auswirken?

Alpines Klettern und Sportklettern sind zwei verschiedene Richtungen des Bergsteigens, die sich nach Meinung vieler nicht vereinbaren lassen. Konventionellen Bergsteigern scheint es vor allem nicht verantwortbar, mit der für das sportliche Klettern erforderlichen leichten Ausrüstung in große Wände zu steigen: „Man geht heute mit viel zu leichter Bekleidung, ohne Biwakaus-



Oben: Viele alpine Kletterrouten – z. B. an der Marmolada – sind am Gipfel noch nicht zu Ende: ist das steile Abstiegssneefeld vereist, können unerwartete Probleme auftreten.
Foto: H. Mariacher

Seite 81: Rückzug nach einem erfolglosen Erstbegehungsversuch am Heiligkreuzkofel; dazu H. Mariacher: „Es war uns nicht gelungen, zuverlässige Sicherungen aus dem Klettern anzubringen. Vorher technisch eingenaht, wäre die Route sicher frei möglich. So hatte uns aber der Mut gefehlt, von einem schlechten Standplatz aus ins Ungewisse zu klettern.“
Foto: H. Mariacher

rüstung, Verbandszeug usw. in große Alpenwände. Wenn da etwas passiert...“ Auch von Seiten der Sportkletterer gibt es Bedenken: „Im Alpenraum herrschen ganz andere Verhältnisse und Gegebenheiten. Schon allein vom Faktor Klima und Wetter her sind da gewisse Grenzen gesetzt.“ (Hans Diefenbach in Boulder 1/81.)

Trotz aller Bedenken wird man in Zukunft auch im Gebirge immer schwierigere Routen klettern. Die Frage ist nur: Wie?

Worin unterscheidet sich nun das Sportklettern im wesentlichen vom alpinen Klettern?

Das sportliche Klettern, das einen enormen Aufschwung in den reinen Kletterschwierigkeiten gebracht hat, findet in der Regel unter völlig anderen Voraussetzungen statt als das alpine Klettern. Die meist sehr kurzen Sportkletterrouten sind perfekt abgesichert. Solide Bohrhaken, die in den schwierigsten Stellen oft sogar in Meterabständen stecken, beseitigen jedes Risiko. In den amerikanischen Rifflklettereien, wo keine Bohrhaken vorhanden sind, kann man ausgezeichnet Klemmkeile legen und verschiedentlich geht man dort auch dazu über, Routen überhaupt nur noch mit Seil von oben zu klettern („toprope“).

Die Angst vor dem Sturz existiert dank dieser Gegebenheiten nicht mehr. Das Stürzen ist sogar ein entscheidendes Hilfsmittel geworden, ohne das die Bewältigung der heute schwierigsten Stellen undenkbar wäre. Die Griff- und Trittfooten sind so kompliziert, daß es mehrerer Versuche bedarf, bis man den richtigen Bewegungsablauf findet. Der Abbruch jedes erfolglosen Versuches ist ein harmloser Sturz ins Seil, der von vielen sogar als Spaß aufgefaßt wird. Auch kann sich ein Sportkletterer ungestört auf die zwei Meter Fels, die er gerade vor sich hat, konzentrieren. Er braucht sich keine Gedanken über das Wetter, die Zeit oder den Abstieg zu machen. Wenn er nicht mehr weiterkommt oder nicht mehr mag, läßt er es einfach und geht ein Bier trinken.

Daß das alles in den alpinen Wänden völlig anders aussieht, braucht man wohl nicht extra zu beschreiben. Wenn heute im Gebirge Schwierigkeiten geklettert werden, die den kurzen Klettergartenproblemen gleichkommen, dann nur, weil dort klettergartenähnliche Bedingungen herrschen oder geschaffen werden. Aus diesem Grund sind auch Freibehungen alter hakentechnischer Routen die bevorzugten Ziele der neuen „Sportkletter-Alpinisten“, da man dort mit großer Sicherheit fast jeden Meter einen Haken findet.

Wenn man jetzt an Erstbegehungen denkt, so wäre der nächste Schritt bedingungsloser Einsatz von Bohrhaken. Eine Unmenge neuer, schwierigster Routen ließe sich so in den Alpen realisieren. Teilweise hat man auch schon damit angefangen. Es wurden sogar schon Erstbegehungen so gemacht, daß sich die Kletterer vorher über die Wand herunterseilten, dabei die Linie suchten, die einzelnen Kletterstellen einstudierten und an den schwierigsten Stellen gleich Bohrhaken anbrachten, um dann erst die so präparierte Route von unten anzugehen.

Manchem wird sich angesichts dieser Methoden die Frage aufdrängen: „Sportklettern – Ruin des Alpinismus?“

Ich glaube, daß man diese Frage grundsätzlich verneinen kann. Nichts hat dem alpinen Klettern je so starke und wertvolle Impulse gegeben wie das Sportklettern. Durch die Sportkletterbewegung hat sich das Freiklettern endlich auch in einer breiteren Masse von Kletterern durchgesetzt. Die Alpenwände, die man eben noch als ausverkauft betrachtet hatte, bieten wieder eine Fülle lohnender Herausforderungen.

Langweilige, völlig übernaelte „Pause-Routen“ wie z. B. die Carlesso am Torre Trieste, der Tofanapfeiler oder die Hasse/Brandler an der Rotwand sind unter dem Gesichtspunkt des Freikletterns wieder zu interessanten Zielen geworden.

Offen bleibt nur die Frage, ob das alles ein Grund ist, das klassische, alpine Klettern überhaupt zu vergessen.

Hat das Sportklettern den klassischen Alpinismus abgelöst?

Das klassische, alpine Klettern, das wohl unter Hans Vinatzer und Hias Rebitsch seinen höchsten Standard erreicht hatte, wurde schon einmal als überholt betrachtet: Als die Direttissima-Zeit kam.

Jahrzehnte später, als die Direttissimas immer langweiliger wurden, hatten ihm vor allem Reinhold Messner und Enzo Cozzolino zu neuem Ansehen verholfen. Auch heute gibt es junge Kletterer, denen die Ideen eines Paul Preuß mehr sagen als möglichst hohe Schwierigkeitsgrade („Man darf meiner Ansicht nach als Vorkletterer immer nur solche Schwierigkeiten und Gefahren überwinden, die man mit denselben Gefühlen auch allein überwinden würde.“ – Paul Preuß, 1911.). Sind sie Anarchisten?

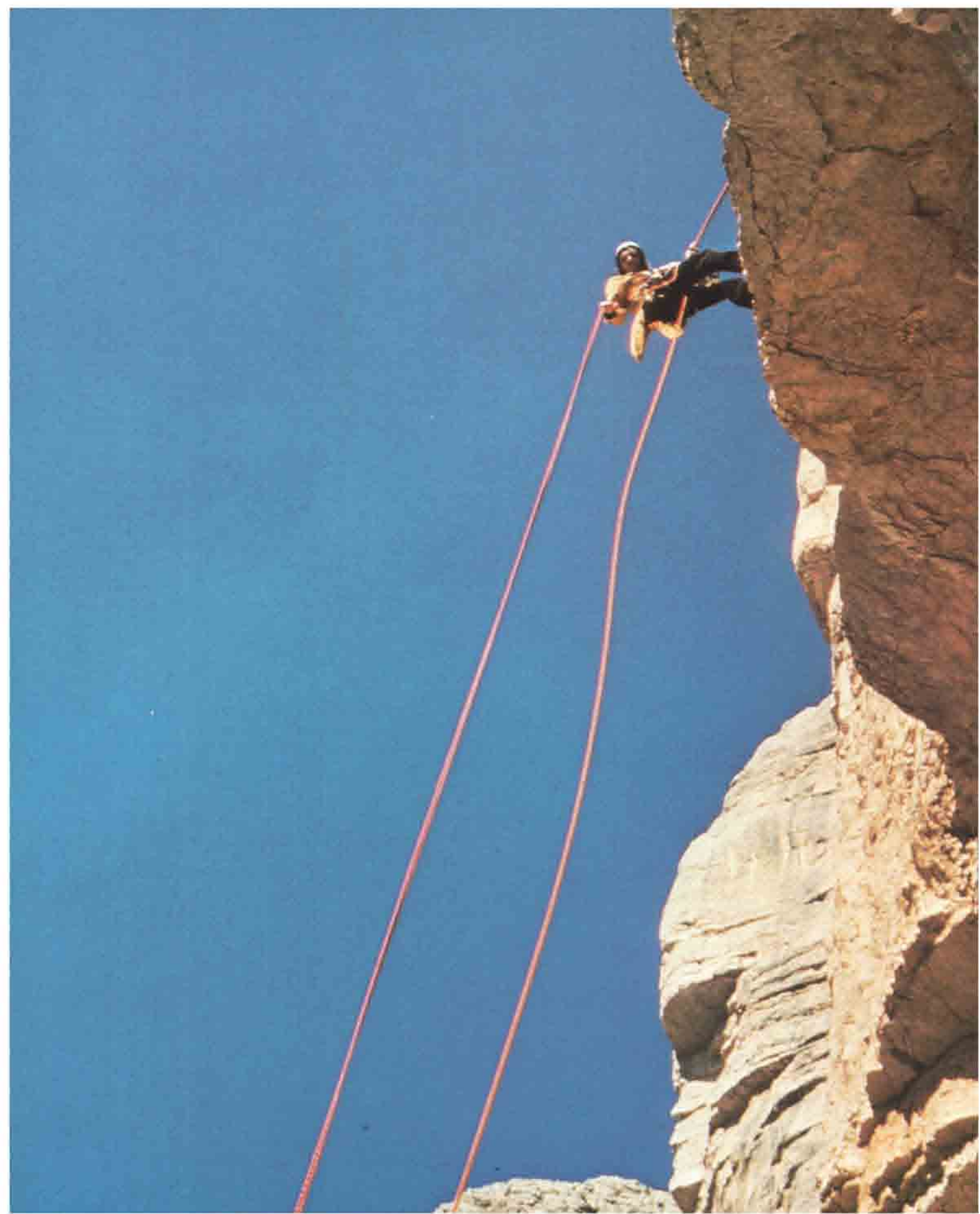
5.12er oder 5.13er werden sie mit dieser Einstellung wohl nicht so bald klettern, und während anderswo schon der Grad 5.14 ins Auge gefaßt wird, werden sie sich mit weit bescheideneren Zahlen zufriedengeben müssen.

Doch was bedeutet letzten Endes mehr Fortschritt? Der Grad 5.14 mit 40 Bohrhaken auf 20 Meter oder eine Erstbegehung im Grad 5.11 ohne Seil?

Eine Frage, die sich nicht so leicht beantworten läßt.

Messner und Cozzolino waren Bohrhakengegner. Auch Vinatzer und Rebitsch hatten ihn nie verwendet. Trotzdem hatten sie die schwierigsten Erstbegehungen ihrer Zeit gemacht. Routen, von denen man heute noch mit Respekt spricht. Warum sollte das in der jetzigen Generation nicht auch möglich sein? Bleibt die Weiterentwicklung des alpinen Kletterns ohne Bohrhaken wirklich stehen?

Eines steht fest: Das extreme, alpine Klettern steht an einem Wendepunkt. Die Einflüsse des Sportkletterns werden sich immer mehr bemerkbar machen. Ich glaube aber nicht, daß deshalb der klassische Alpinismus aussterben wird. Vielmehr ist anzunehmen, daß die beiden Richtungen mit der Zeit ineinander verschmelzen, denn jede Seite kann von der anderen profitieren. Der alpine Kletterer wird die Vorteile intensiven Klettergartenstrainings schätzen lernen und sicher auch Spaß an kurzen Wänden finden und der Sportkletterer wird vielleicht sehen, daß man beim Klettern mehr finden kann, als nur den reinen Sport.



Seite 83: Die Südwand der Marmolada.
Bild links: In Gipfelfalllinie der Südpfeiler,
links davon im Schatten die Südwestwand, rechts –
markiert durch die Schneefelder – die alte
Südwandführe. Den östlich daran anschließenden
Wandteil zeigt das Bild rechts.
Fotos: R. Obster

Marmolada im Winter

Winterbegehung – mindestens ein Jahrzehnt lang hatten wir uns jeden Herbst vorgenommen, im kommenden Winter eine „richtige Winterbegehung“ zu machen. So mit allem Drum und Dran: Kalten, steifgefrorenen Fingern, roten Nasen, Eis im Bart und in den Haaren...

Doch kaum war der erste Schnee gefallen, waren alle diese Pläne wieder vergessen. Es war uns schon auf der Straße kalt genug, beim Spazierengehen, und wir zogen es vor, die Wände bis zum nächsten Sommer nur in Büchern anzuschauen, zu Hause neben dem warmen Ofen.

Februar 82

Dieses Jahr soll es anders werden. Wir sind zu allem entschlossen – bis wir das erste Mal dem riesigen Berg gegenüberstehen. Dem Berg unserer Ausrüstung. „Das hat ja nicht einmal im Auto Platz, geschweige denn auf unserem Rücken.“

Nach stundenlanger Beratung und sorgfältiger Aussortierung ist aus dem Berg ein mittlerer Hügel geworden, doch als wir versuchen, diesen Hügel in unsere Rucksäcke zu verfrachten und uns bald über die Aussichtslosigkeit dieses Versuches bewußt werden, sind wir nahe dran, uns einfach vor dem Haus in die warme Nachmittagssonne zu legen und alles zu vergessen.

Alein Luggis unerschütterlicher Auftrieb verhindert dies und nach einem weiteren „harten Durchgriff“ schleppen wir endlich die zum Bersten vollgestopften Säcke zum Auto. Jetzt gilt es nur noch ein Wettrennen gegen die Zeit zu gewinnen. Mit Luggi als Fahrer kein Problem. Kurz vor vier treffen wir mit glühenden Spikes am Fedajapaß ein, springen aus dem Auto und... Schreck laß nach, der Lift steht! „Heute fährt kein Lift“, sagt man uns, „erst morgen wieder.“ Das ist also das Ende unseres ersten Anlaufs.

Marmoladascharte

Einen Tag später sind wir endlich unterwegs zur Marmoladascharte, schwitzend und keuchend. Je näher wir der Scharte kommen, desto mehr sinken wir unter unseren Rucksäcken zusammen. Das gemütliche Leben der letzten Monate macht sich bemerkbar. Unsere dünnen Beine sind die zwanzig Meter vom Auto zu den Klettergartenrouten gewohnt und werden mit jedem Schritt zittriger.

Die Marmoladascharte wird zu unserem Endpunkt, von dem wir angezogen werden wie andere vom Gipfel des Everest. Vielleicht deshalb, wie Reinhold Messner sagt, weil nur da oben die Lösung möglich ist. Lösung, das bedeutet für uns, daß es dann endlich wieder abwärts geht. „Mein Verstand ist wie ausgeschaltet, tot. Meine Seele aber ist durchlässiger, empfindsamer, sie ist jetzt groß und greifbar. Sie will noch ganz hinauf, um ins Gleichgewicht zurückzuschwingen.“ So beschreibt Reinhold Messner seinen Zustand kurz unter dem Gipfel des Everest.

„Mein Verstand muß schon stehengeblieben sein, als ich mich zu diesem Unternehmen entschlossen habe“, denke ich „und meine Seele...die liegt irgendwo da unten in einem Liegestuhl in der Nachmittagssonne.“

Endlich werfe ich auf der Scharte den Rucksack in den Schnee. Als Luggi bei mir ankommt, brechen auch wir beinahe in Tränen aus. Die Marmoladascharte ohne Sauerstoff!

7. Februar

Der nächste Tag findet uns ratlos auf dem Ombrettapaß. Wir haben verschlafen und vom Westen zieht eine Wolkenfront herüber. Es ist bitterkalt und ich verspüre nicht die geringste Lust, die Hände aus den Handschuhen zu nehmen und den eiskalten Fels anzugreifen. „Für eine der ganz langen Routen ist es jetzt sowieso viel zu spät und das Wetter wird auch schlecht, also schnallen wir uns die Ski an und fahren wir wieder gemütlich ins Tal hinunter und machen uns einen schönen Tag.“

Luggi zeigt sich von meinem Vorschlag nicht besonders begeistert. Er ist dafür, daß wir irgendwo einsteigen und notfalls auch biwakieren. Das läßt sich wieder nicht mit meiner „Biwak-nein-danke-Einstellung“ vereinbaren und so vergeht fast der ganze Vormittag, bis wir uns am Einstieg der Solda-Route wiederfinden. Dort geht es wieder von neuem los: Biwaksack? Daunenschuhe? Reservehandschuhe? Daunenschlafsack? Steigeisen? Eishammer? Stirnlampen? Kurz nach elf werfen wir den ganzen Krempel am Einstieg hin und lassen all diese Sorgen hinter uns, indem wir einfach gar nichts mitnehmen, außer Seilen und Karabinern.

Die Sonne ist herausgekommen, doch in der Luft flimmern Schneekristalle. Es ist äußerst kalt und das einzige Mittel, die Finger halbwegs warm zu halten, ist möglichst schnell zu klettern. Abgesehen von den Schneeflecken auf Bändern und Absätzen ist die Wand völlig trocken und wir kommen schnell voran. Doch wie werden die Ausstiegsrisse sein? Im Sommer gibt es dort einen Wasserfall, der bei diesen Temperaturen sicher gefroren sein muß. Wir können nur hoffen, daß er im Herbst schon ausgetrocknet ist. Wenn nicht, müssen wir notfalls die ganze Wand wieder abseilen, denn für einen senkrechten Eiswasserfall haben wir keine Waffen zur Hand. Die liegen unten am Einstieg, und über unsere Reibungskletterschuhe würde er sicher nur lachen.

Unser Zeitplan ist knapp. Für so einen langen Rückzug braucht man Stunden und um halb fünf ist es dunkel. Biwakieren ohne Biwakausrüstung kommt bei dieser bissigen Kälte nicht in Frage. Also haben wir uns vorgenommen, nur bis zwei Uhr nachmittag aufwärts zu klettern. Haben wir dann die Ausstiegsrisse noch nicht erreicht, seilen wir sofort ab.

Um drei sind wir auf dem Gipfel. Kein Eiswasserfall, kaum Schnee in der Ausstiegsschlucht, bis auf die Kälte ausgezeichnete Verhältnisse.

Nur unsere Beine, die sind wieder einmal erholungsbedürftig. Hundert Meter höher hätte die Wand wohl nicht sein dürfen. Erschöpft wanken wir zur Gipfelhütte. Unser konditioneller Zustand ist wirklich katastrophal. Ich bin sicher, daß so manche achtzigjährige Großmutter besser in Form wäre.

Einige Tage später übernachteten wir wieder in der Biwakschachtel auf dem Ombrettapaß. Unsere Rucksäcke haben diesmal schon merklich abgenommen und unsere Kondition dafür zugenom-



men. Zwischen dem Südtirolerweg und der alten Südwand springt ein gelbschwarzer, überhängender Pfeiler vor. Er war schon mehrmals versucht worden, doch alle scheiterten in halber Wandhöhe unter gelbsplitrigen Überhängen.

13. Februar

Superwetter. Diesmal machen wir alles, was sich das letzte Mal zufällig ergeben hat, mit Absicht. Wir steigen nicht allzu früh ein, nehmen nur die notwendigste Kletterausrüstung und lassen alles andere zurück. Die Wand ist absolut trocken, nur manchmal ein Schneefleck oder einige Eiszapfen. Wir folgen einer grauen Rißreihe, Seillänge um Seillänge, bis wir unter den gelben Überhängen auf die Abseilschlingen unserer Vorgänger treffen. Sie haben eine Menge Haken und Karabiner zurückgelassen, haben also noch nicht ganz aufgegeben. Die Überhänge schauen nicht nach Genußklettere aus, aber vielleicht kann man sie rechts umgehen? Wir queren um eine Kante und finden eine schöne, graue Verschneidung. Den ganzen Sommer über schießt hier ein Wasserfall herunter, doch jetzt ist sie staubtrocken. Luggi spreizt mit seiner unvergleichlichen Dynamik hinauf. Ich mag seinen Kletterstil, besonders wenn wir es eilig haben. Ein, zwei Zwischensicherungen auf fünfzig Meter, wenn es schwer ist, sonst meist gar nichts. Er ist da wirklich äußerst anspruchslos.

Durch einige doch etwas stärker vereiste Risse und Kamine erreichen wir die zweite Terrasse, wo unsere Erstbegehung mit dem letzten Abschnitt der alten Südwand zusammentrifft. Auch der Südtirolerweg mündet hier in die alte Südwand und so verzichten auch wir darauf, einen eigenen Ausstieg für unsere Route zu suchen, da man in diesem Gelände sowieso fast überall klettern kann. Unser Zeitplan funktioniert wieder einmal ausgezeichnet. Fünf Stunden vom Einstieg bis hierher, wir haben noch

leicht Zeit über die alte Südwand zum Ombretappaß abzusteiern und ins Tal hinunterzufahren.

Auch ein Name für unsere neue Route ist uns schon eingefallen. „Via Ombrello“. Ombrello – das heißt Regenschirm, und den werden die Wiederholer brauchen, die im Sommer unsere Route machen wollen.

„La Mancha“

Langsam und vorsichtig verlagere ich mein Gewicht vom linken Fuß auf den rechten. Die Sohle rutscht ein wenig, bleibt dann jedoch kleben. Ich wage kaum zu atmen. Die Hände flach auf die grifflose Platte gelegt, schiebe ich den Oberkörper zentimeterweise nach rechts, bis meine gestreckte Hand rechts in Brusthöhe einen guten Fingerspitzengriff ertastet. Ich habe Angst, mich einfach hinüberfallen zu lassen. Der Schwung könnte mir die Finger vom Griff reißen...

Ich spiele mit dem Gedanken, wieder zurückzusteigen, als mein Fuß unvermittelt ins Leere saust. Meine Finger verkrammen sich krampfhaft und halten. Ich schaue zurück auf den Reibungstritt – ein feiner, schwarzer Strich...meine einzige Zwischensicherung, ein Clifffhänger hinter einer Schuppe.

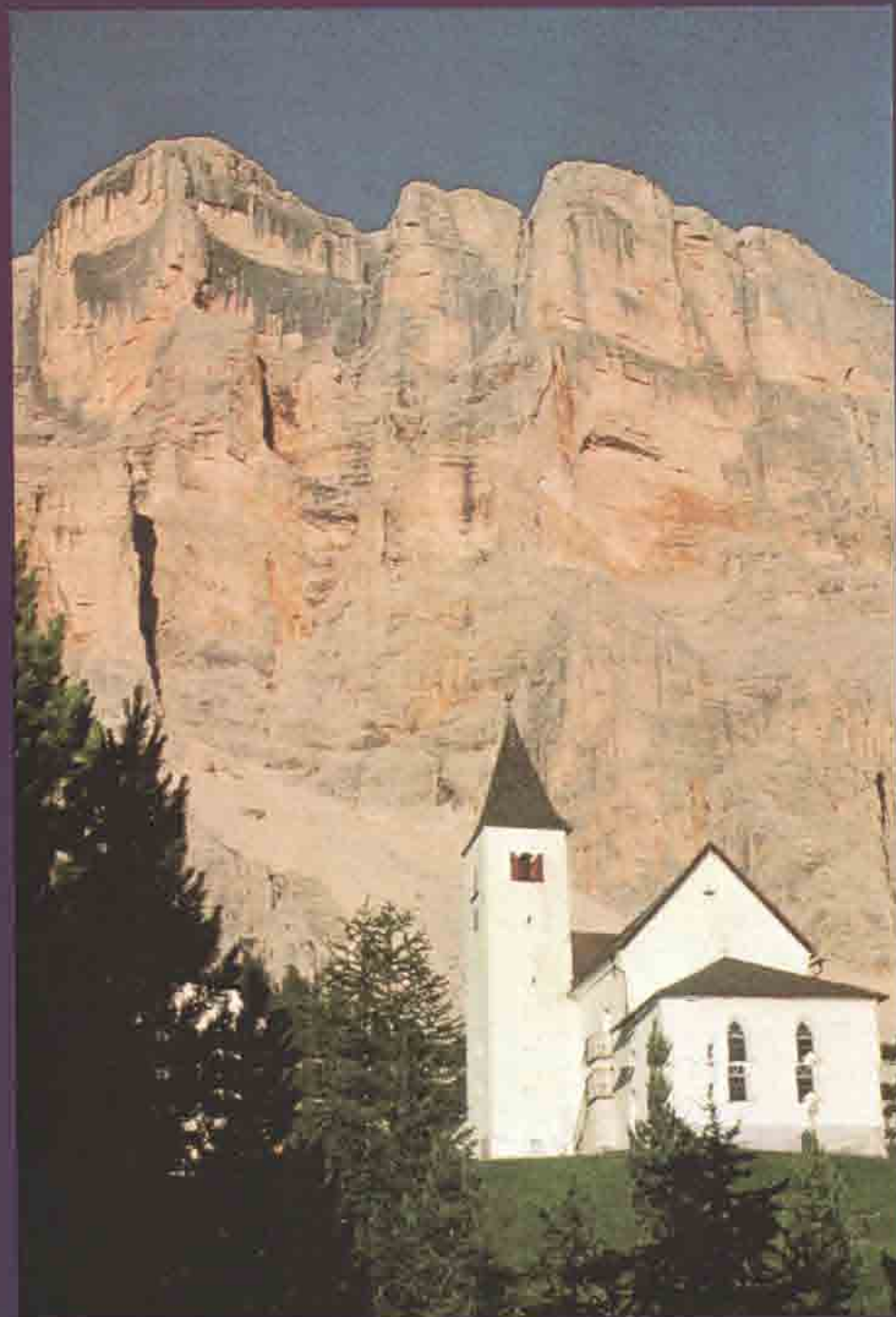
„Puuuh!“

Wir befinden uns im rechten Wandteil der Marmolada Südwand. Rechts der „Don Quixote“ und der „Schwalbenschwanz“ und links der „Sancho Pansa“. Schon lange hatte ich gesehen, daß es dort noch Platz gab für eine „La Mancha“ und irgendwann wollte ich auch noch eine „Dulcinea del Toboso“ dort finden und vielleicht wird man dann eines Tages den Gratzacken, auf dem sie alle zusammenkommen, „Punta Cervantes“ nennen...

Doch jetzt habe ich andere Probleme: Der Weiterweg ist eine senkrechte, glatte Platte, die von einem Dach abgeschlossen

Dolomitenwände

*Rechts: Die
Südstürze der Marmolada
(östlicher Wandteil)
Unten: Der
Heiligkreuzkofel mit
Kirche Heiligkreuz*





*Ganz links:
Die Südwestwand
der Rotwand
Links: Marmoladawände
in Wolken*

*Alle Fotos:
H. Mariacher*

Foto:
H. Mariacher

wird und der Himmel über uns wird immer dunkler. Bald hüllt uns dichter Nebel ein und irgendwie ist mir, als ob ich ganz fern einen Donner gehört hätte. „Aber das kann doch nicht sein, es war doch gerade noch so schön.“

„Sollen wir umkehren? 600 Meter abseilen?“ Wir klettern weiter. Eine senkrechte, fast grifflose Verschneidung... ein weiter Spreizschritt... ein Riß für einen Vierer-Friend hinter einem Dach... über das Dach hinaus... einige Fingerlöcher... die ersten Graupeln!

Luisa kann unheimlich schnell klettern, wenn Gefahr im Anzug ist. In solchen Situationen kann man sich voll auf sie verlassen. Noch zwei Seillängen bis zu den Ausstiegskaminen... das Graupeln wird stärker... ich schaffe gerade noch einen lästigen, glatten Faustriß, als das Gewitter voll loslegt. Die Wand ist schlagartig weiß. Ich ziehe Luisa über den nicht mehr kletterbaren Riß herauf, während krachend die Blitze in die Gipfelfelsen fahren. Ich habe Angst vor den Blitzen, man kann sich nicht vor ihnen schützen, ist ihnen hilflos ausgeliefert. Ich habe auch Angst, daß wir heute den Gipfel nicht mehr erreichen, daß es dunkel wird, daß wir biwakieren müssen. „Don Quixote hatte nie Angst“, sage ich zähneklappernd zu Luisa, die, ebenfalls zähneklappernd, neben mir in einem engen Spalt kauert, durch den ein Bach auf uns herunterrinnt, „der hätte in so einer Situation sicher überglücklich ausgerufen: Hier, Bruder Sancho Pansa, hier können wir die Arme bis zu den Ellbogen in alles stecken, was Abenteuer heißt!“

Irgendwann klettere ich wieder, schlitterte mit gefühllosen Fingern und Zehen auf den vereisten Felsen herum. Ein Klettern jenseits aller Grenzen und Schwierigkeitsgrade. Man weiß nicht wie, aber irgendwie gewinnt man doch an Höhe, obwohl man sich fortwährend wundert, daß man noch nicht gestürzt ist. Es gibt keinen bewußten Willen, keinen Schmerz und keine Angst mehr. Der Körper weiß von alleine, was er zu tun hat, schiebt, stemmt, windet sich aufwärts.

Auf dem Grat schlägt mir voll der Schneesturm ins Gesicht. Auf allen Vieren kriechend suchen wir den Abseilhaken. Die Felsen sind hier restlos vereist und verschneit. Ich lasse Luisa ein Stück am Seil hinunter. Sie findet den Haken, macht sich fest. Ich muß abklettern. Die paar Meter bis zu ihr verlangen alles, was ich an Mut, Kraft und Willen habe. Meine Hände und Füße sind wie Holzklötze, sie scheinen nicht mehr zu mir zu gehören. Luisa versucht mich zu wärmen als ich bei ihr ankomme, doch mein Körper wird völlig unkontrolliert von der Kälte geschüttelt. Ich versuche abzuseilen, doch meine Finger können das Seil nicht mehr festhalten. Luisa geht es etwas besser. Sie hat nicht abklettern müssen und konnte so ihre Hände besser schützen. Sie läßt mich mit einer Seilbremse zum nächsten Haken hinunter, den ich erst aus dem Schnee ausgraben muß. Wie gut, daß wir den Abstieg so gut kennen. Hundert Meter tiefer, auf dem flachen Gletscher, geht kein Wind mehr, wir können uns wieder frei bewegen, laufen, springen, daß uns warm wird. Wie schön ist es, ins Tal hinunter zu laufen, Wind, Kälte und Verzweiflung hinter sich lassend. Ich weiß nicht, ob ich vor Schmerz weinen soll oder lachen als das Gefühl in meinen Füßen wiederkommt. Meine Hände, die fühle ich erst in drei Wochen wieder.

Die Nordwestwand des Torre d' Alleghe

Die Wand des Domenico Bellenzier

Der Torre d' Alleghe ist ein kleiner, unbedeutender Zapfen an der linken Begrenzung der imposanten Civetta Nordwestwand. Trotzdem war seine plattige, knapp 400 Meter hohe Nordwestwand eines der letzten und hartnäckigsten Probleme der Civetta-gruppe.

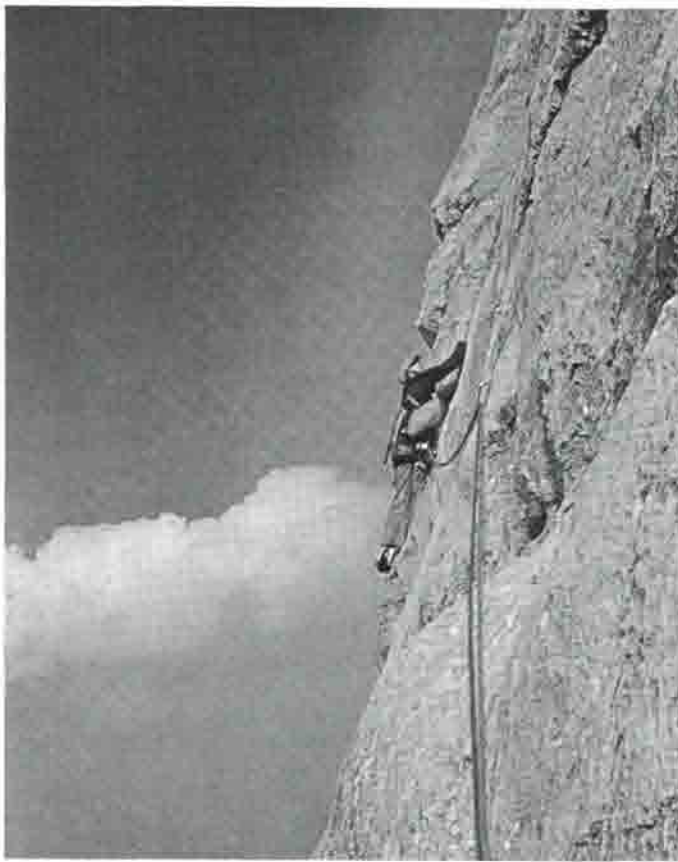
Aus unerklärlichen Gründen war sie vom „technischen Zeitalter“ verschont geblieben und erst 1963 machten römische Kletterer die ersten ernsthaften Versuche. Sie gaben am Beginn der Plattenwand auf, weil es ihnen nicht gelang, dort sichere Haken anzubringen; und Bohrhaken wollten sie nicht verwenden. Eine bemerkenswerte Einstellung für diese Zeit. Silvio Iovane, einer der beiden, seilte sich vom Gipfel her mit mehreren zusammengeknüpften Seilen bis zum Umkehrpunkt ab und kletterte die Platte von oben gesichert frei. „Rotkreuz“ oder „toprope“ würde man heute dazu sagen. Damals standen solche Techniken außerhalb jeder Diskussion, doch das interessierte die Römer nicht weiter. Sie waren nur neugierig gewesen, ob die Route überhaupt möglich war. Sie hatten auch gesehen, daß sich die Platte äußerst schwer absichern ließ und machten keine weiteren Versuche mehr.

Inzwischen hatte auch Giorgio Redaelli, einer der fleißigsten Dolomitennagler, von der Sache Wind bekommen. Sein erster Versuch mit Felice Anghileri endete schon nach einer Seillänge in einem Wettersturz. Ein Glück für den Torre d' Alleghe! Um ein Haar wäre seine schöne Nordwestwand zu einer „Via ferrata“ geworden.

Redaelli wollte wieder kommen. Inzwischen hatte man ihm einen jungen, vielversprechenden Kletterer aus Alleghe vorgestellt: Domenico Bellenzier.

Redaelli war bereit, ihn als Dritten mitzunehmen. Doch Bellenzier wollte diese Wand nicht als Dritter machen. Er hatte den festen Entschluß gefaßt, sie im Alleingang zu versuchen.

Am 16. Juli 1964 war er überstürzt eingestiegen, als er erfahren hatte, daß Redaelli kommen würde, um die Wand zu machen. Anfangs wollte er keine Bohrhaken mitnehmen, doch Freunde hatten ihn überredet, wenigstens fünf in den Rucksack zu tun. „Ganz unten, für alle Fälle.“ Sie hatten ihm auch einen Bohrer besorgt. Die Platten waren glatter, als er gedacht hatte, die Risse alle geschlossen, die Haken gingen kaum einen Zentimeter hinein und saßen dann auf. Er wollte umkehren, doch er fand keine Möglichkeit, verlässliche Abseilhaken zu schlagen. Hinauf ging es auch nicht mehr. Die Bohrhaken! Seine Freunde hatten recht gehabt; nur daß sie ihm einen 6 mm Bohrer und 8 mm Haken mitgegeben hatten, bemerkte er erst, als er einen Haken in das erste Bohrloch schlagen wollte! Er vergrößerte das Loch notdürftig, das Ganze wurde aber eine ziemlich wackelige Sache. Es gelang ihm, noch zwei weitere dieser „Copperhead-Bohrhaken“ anzubringen, und damit etwas bessere Risse zu erreichen. Am nächsten Tag um 6 Uhr früh stand er auf dem Gipfel. VI+, A4 lautete sein Urteil. Zweifellos kann man diese Alleinbegehung als eine der größten Leistungen, die Alleingänger in den Dolomiten vollbracht haben, bezeichnen. Obwohl die Wand wesentlich kür-



zer ist, drängt sich doch der Vergleich mit dem fünf Jahre später von Reinhold Messner im Alleingang gemachten Direktausstieg der Vinatzerföhre an der Marmolada di Rocca auf. Reinhold Messner hatte übrigens mit Heini Holzer die erste Wiederholung der Bellenzierroute gemacht. Die beiden hatten dazu immerhin 11 Stunden benötigt und zählten sie zu den schwierigsten Routen der Dolomiten. Das Hauptproblem war das Anbringen der Haken in der glatten Platte gewesen.

Manolo Zanolla war der erste, der daran dachte, daß man sich dieses lästige Hakenschlagen dort eigentlich auch sparen könnte. 1978 machte er die erste vollständig freie Begehung. Rotpunkt und on sight in 4 Stunden.

Spätherbst – in den Dolomiten ist es ruhig geworden. Die Straßen sind wie ausgestorben, auf den höheren Gipfeln liegt der erste Schnee. Es scheint, als ob wir die einzigen wären, die noch geblieben sind, um die letzten Herbsttage zu genießen – die schönste Zeit des Jahres.

Vergessen sind die Erstbegehungsmöglichkeiten in der Marmolada Südwand, die vielen, vielen Routen, die wir in diesem Jahr klettern wollten. Es genügt uns, einfach da zu sein, in der Sonne zu liegen, den Ameisen zuzusehen oder den vielen anderen kleinen Tieren, die da im Gras herumkrabbeln. Jedes ein Wesen für sich, in seiner eigenen kleinen Welt, genau wie wir.

Gerade, als ich beschlossen habe, diesen wunderschönen Ort nie mehr zu verlassen, fällt mein Blick auf die gegenüberliegende Civetta und auf den makellosen blauen Himmel.

„Sinnlos“, denke ich, „im oberen Wandteil liegt Neuschnee, und die Kälte in so einer schattigen Wand...“

Doch der Torre d'Alleghe weiter links ist schneefrei und liegt sogar im Sonnenlicht.

Mit ungeahnter Energie werfe ich am nächsten Tag mein Motorrad an. Luisa lächelt verkrampft, als sie aufsteigt. Die Stunden auf

dem Motorrad sind die schlimmsten ihres Lebens. Nicht, daß ich besonders schnell fahre; es genügt, daß die Tachonadel die 40er Marke überschreitet, um die ersten Angstzustände bei ihr auszulösen. Spätestens, als ich mich in die erste Kurve werfe, fängt sie laut zu schreien an. Der schmale Weg zur Coldaihütte bringt auch mich ganz schön ins Schwitzen. Luisa ist schon längst abgestiegen und irgendwo vor (!) mir zu Fuß unterwegs, während ich verbissen versuche, meine 500er im Gleichgewicht zu halten. Oben bin ich fix und fertig und lasse mich erschöpft ins Gras fallen. Wie schön wäre (ist) es doch, zu Fuß zu gehen. Vom Standplatz nach der ersten schwierigen Seillänge sieht man hinüber zu unserer wunderschönen Lichtung, die wir heulversprechen haben. Dort scheint wie immer die Sonne, doch hier fegt mich ein eiskalter Sturm fast aus der Wand. Die Seile stehen waagrecht in die Luft, meine Hose flattert mir um die Waden, als ob sie jeden Moment mit mir davonfliegen wollte und meine Kappe ist schon längst hinter dem Torre Coldai verschwunden. „Warum gehe ich nur immer wieder klettern? Warum bleibe ich nicht endlich in der Sonne liegen und schere mich einen Teufel um all diese blöden Wände?“

Als wir die grauen Platten erreichen, kommen auch die ersten Sonnenstrahlen in die Wand. Die Platten schauen vielversprechend aus, und unsere Stimmung hebt sich wieder etwas. Schon nach den ersten zwei Metern suchen meine klammten Finger vergebens nach Griffen und bald stehe ich wieder unten am Stand. „Wenn dieser eisige Wind endlich nachlassen würde!“ Ein zusätzlicher Standhaken fährt in den Fels, erneuter Versuch, den rechten Fuß ganz hoch auf einen Reibungstritt, aufstehen... Ich traue mich nicht, wieder zurückklettern zum Stand. Erst 15 Meter weiter oben sieht man einen Haken, bis dahin eine geschlossene Platte. Freikletternd kann ich kaum damit rechnen, eine zusätzliche Sicherung anzubringen. Hält der Stand einen 30 Meter Sturz?

Das sind Fragen, mit denen sich ein Sportkletterer nicht zu beschäftigen braucht. In den meisten schwierigeren Klettergartenrouten steckt fast jeden Meter ein Haken. Ist man den Schwierigkeiten nicht gewachsen, braucht man sich nur daran festzuhalten oder man rutscht einen halben Meter ins Seil, ohne das Geringste zu riskieren. Wenn man nicht mehr mag, läßt man es einfach und geht ein Bier trinken. Wie ich diese Sportkletterer beneide!

Weit unten glitzert der Coldaisee in der Nachmittagssonne, einige Dohlen gleiten lautlos an uns vorbei, gegenüber die Marmolada Südwand, alles in sanftes Herbstlicht getaucht, kein Laut. Keine Kletterer, keine Wanderer, nur wir und die Dohlen. Diese ganze, zauberhafte Märchenlandschaft scheint nur für uns da zu sein. Auch die Sportkletterer haben Grund, uns zu beneiden.

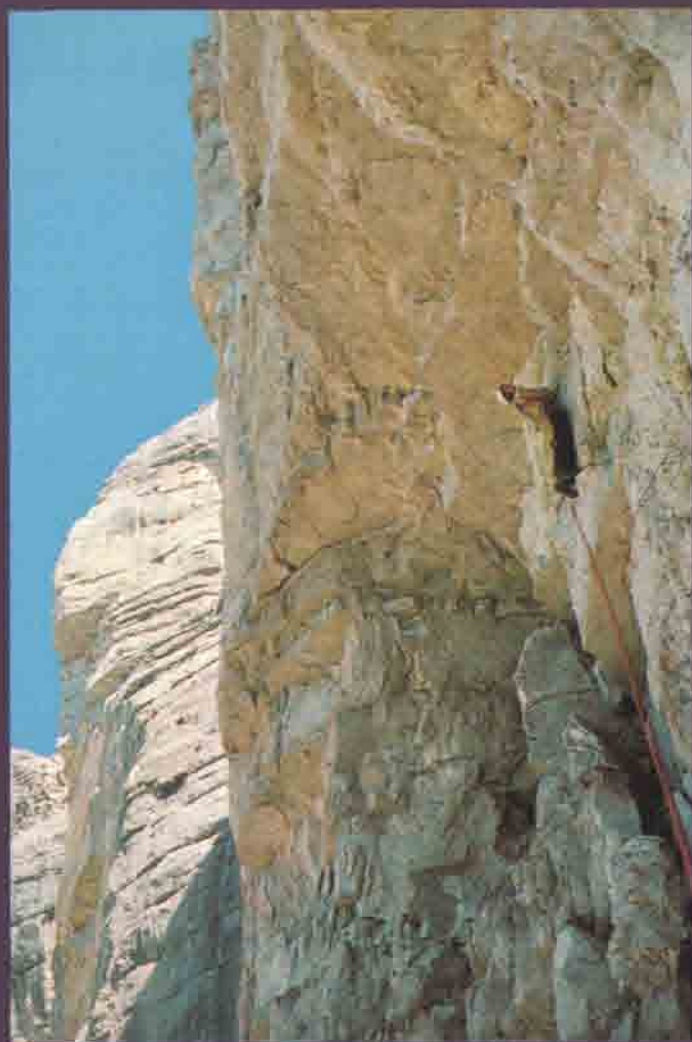
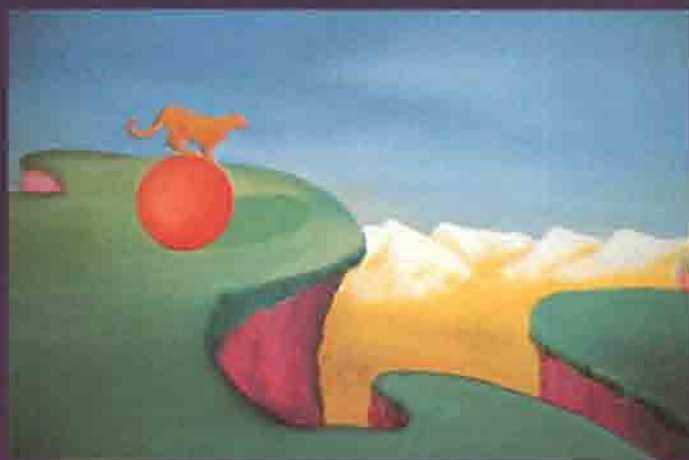
Wieder der hohe Reibungstritt... diesmal stehe ich auf... weitere Reibungstritte... jetzt gibt es kein Zurück mehr... ein weiterer Spreizschritt... endlich ein Griff... die übliche Feststellung nach unten: „Das war ja gar nicht so schwer!“

Nebel zieht jetzt herum, der Gipfel kann nicht mehr weit sein, doch er interessiert mich nicht. Am liebsten würde ich für immer so weiter klettern in diesen wunderbaren grauen Platten.

Kletterträume

Unten: Mit diesem Bild versucht Heinz Mariacher, sein Klettergefühl auszudrücken: Tanz auf einer Kugel am Rande des Abgrundes. Doch lässig beherrscht die Pantherkatze das Spiel.

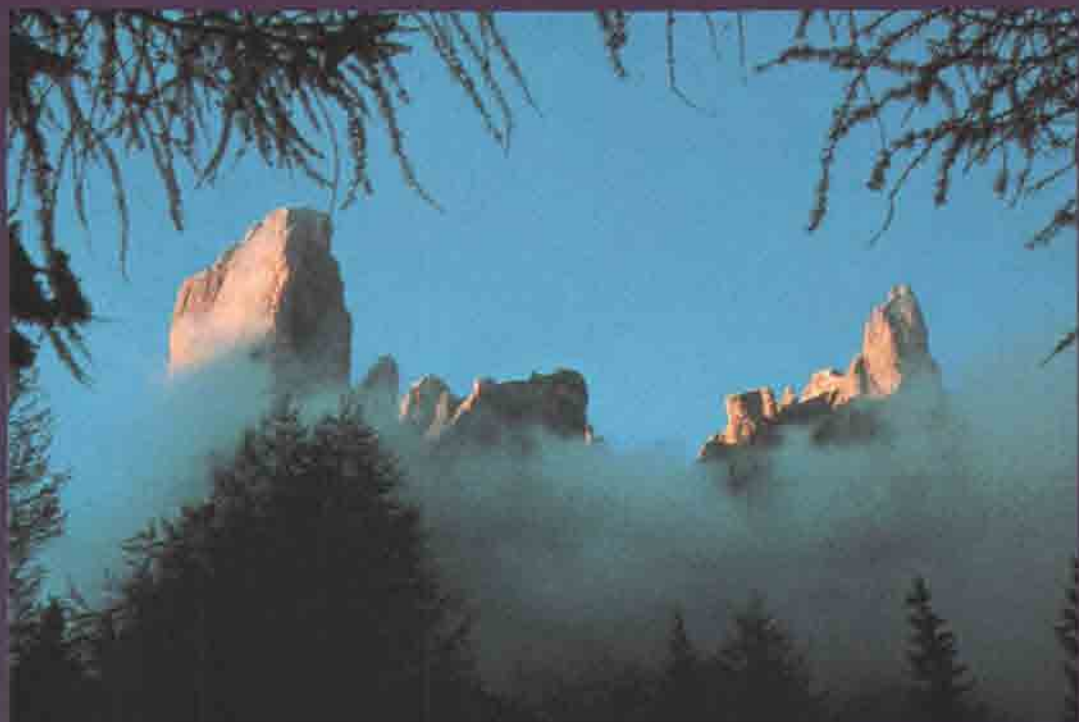
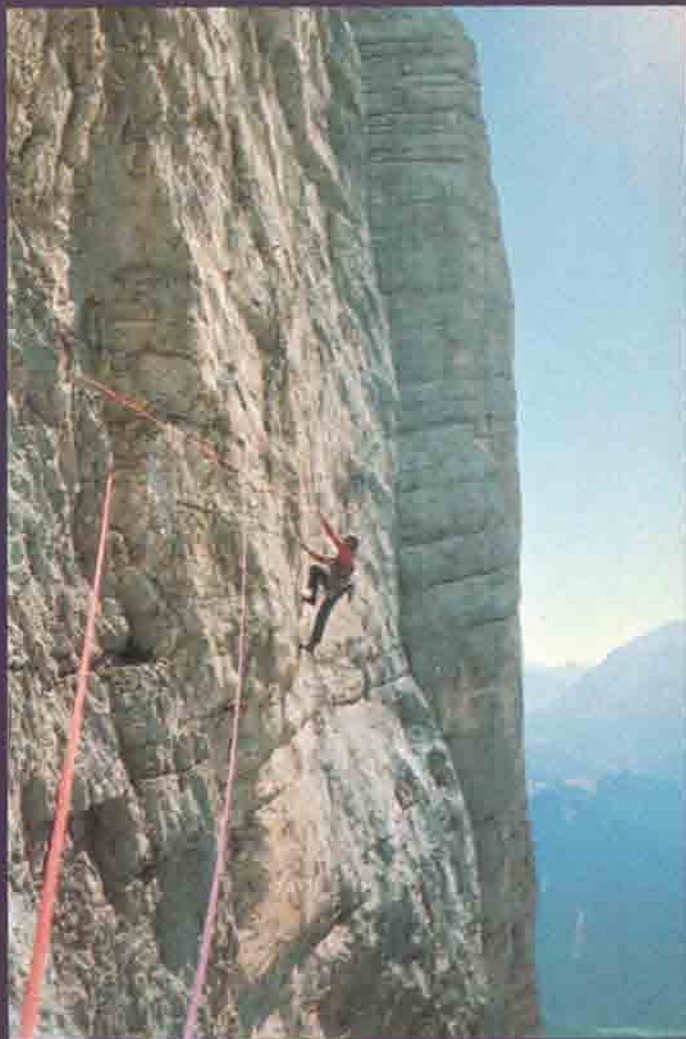
Die Kugel rollt über einen Boden von hoffnungsträchtigem Grün. Zwischen romantischem Blau und aggressivem Rot unentschiedenes Violett markiert den Steilabfall. In die Tiefe verbannt die bleckende Unruhe des Gelb.



*Oben rechts:
Am Heiligkreuzkofel –
siehe dazu
Seite 81.*

*Rechts: Ein
Wegweiser:
„Es gibt viele
Wege. Welcher
ist der
richtige?
Welcher führt
zum Ziel?“
kommentiert
Heinz Mariacher
das Bild.*





*Oben links:
Luisa Jovane in
der Carlessoführe
am Torre Trieste
Rechts:
8-m-Abseilstelle
am Mittelpfeiler
des Heilgkreuz-
kofels.*

*Links:
Nebel am Torre
Venezia (südliche
Civettagruppe)*

*Alle Fotos:
H. Mariacher*



Unterwegs nach Hause

Reinhard Karl

Seite 90:
Baumkronen im Herbst
Foto: R. Karl

Reinhard Karl ist tot; umgekommen am 19. Mai 1982 durch Eisschlag am Cho Oyu. Als wir den folgenden Jahrbuchbeitrag miteinander beredeten, war er gerade vom Fitz Roy zurückgekehrt. Bereits auf dem Sprung wieder zum Cho Oyu brachte er das Manuskript in die Redaktion. Kurz vor dieses mit den anderen Jahrbuchmanuskripten in Satz gehen sollte, traf uns die Nachricht von seinem Tod.

Anders als Heinz Mariacher (s. Seite 79) hat Reinhard Karl seit einigen Jahren das Leben eines bergsteigenden Globetrotters geführt. Ihm haben auch nicht seine – gleichwohl bemerkenswerten – Unternehmungen in den Alpen einen Ruf als Spitzenbergsteiger eingetragen. Der stellte sich erst ein mit seinen Expeditionserfolgen.

Die zuverlässigste Erfahrung freilich, die er von welchen Gebirgen welcher Kontinente auch immer gewonnen hat, scheint die zu sein, daß er sich nirgends daheim fühlte – nur in der Pfalz!

Dort hat er seine ersten Schritte in steilen Fels gesetzt. Dort ist ihm widerfahren, womit er sich in diesem Beitrag auseinandersetzt.

Mitunter sind es ja recht unscheinbare Ursachen, die eine Lawine auslösen: dieses stürzende Chaos in- und übereinanderstiebender, sich zerteilender, wieder vereinigender, durcheinanderquirlender, schließlich wild sich aufstauender Massen...

Desgleichen belanglos scheint oft der Zufall, der einen Bergsteiger mit der Einsicht erschreckt, daß er älter wird: gleich einem Lawinenabgang ein bestürzendes Ereignis! Dann ganz besonders, wenn es eine so sensibel-impulsive Bergsteigernatur überumpelt wie den Reinhard Karl.

Aber Reinhard Karl ist unter den schreibenden Bergsteigern deutscher Sprache wohl auch der einzige, der es gewagt hat – und vermochte –, so ein Ereignis präzise zu beschreiben: also in all seinen verwirrenden, eben der Logik eines Chaos gehorchenden Phasen.

Es ist der letzte Beitrag, den Reinhard Karl für ein Jahrbuch geschrieben hat. Und er ist zum Versuch geraten, Bilanz zu ziehen...

Die Bilanz seiner Jugend – seines Lebens: denn zu altern ist sein Schicksal nun nicht.

(d. Red.)



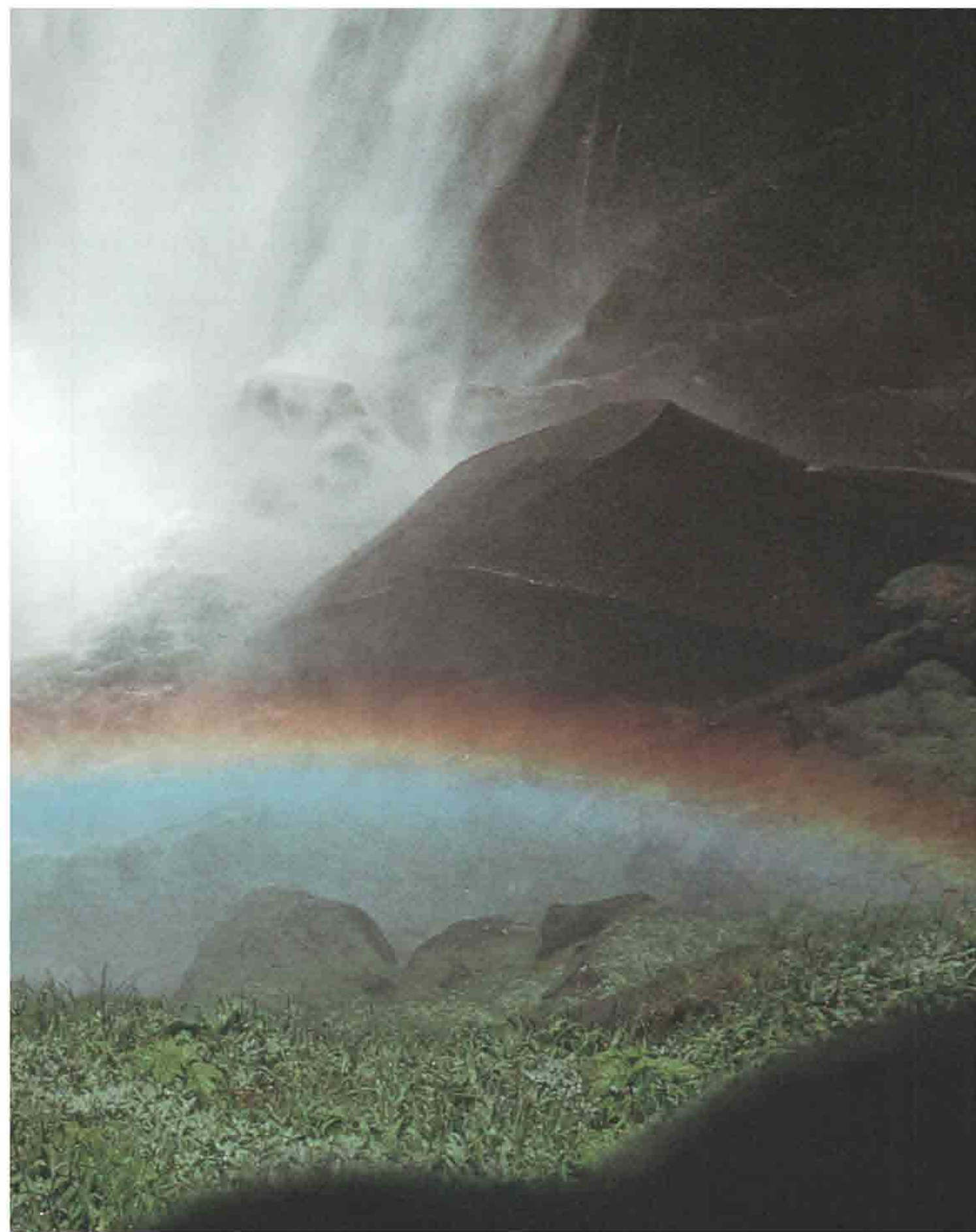
Reinhard Karl

Foto: Archiv R. Karl

*Folgende Doppelseite:
„Das, was ich suchte,
war so unantastbar
wie ein Regenbogen.“*

Foto:
R. Lindner





Plötzlich auf einem Berg, es ist ein kleiner Felsen, die Klosterwand in der Pfalz, kommt mir zum ersten Mal zu Bewußtsein, daß die Jahre vorbeigeflossen sind, daß das alles vorbei ist und nur noch in der Erinnerung weiterleben wird. Nachdenklich hänge ich immer wieder einzelnen Szenen nach, während ich auf dem Gipfel sitze und das Obensein genieße. Plötzlich mit erschreckender Stärke und Genauigkeit dringen die Erinnerungen ein, stehen wie Geister auf und durchdringen jeden Muskel. Von da an bewegt sich alles in gleitenden Ebenen: meine Gedanken, meine Träume, meine Handlungen, mein ganzes Leben. Ein Sprung über die eigene Jetzt-Identität, bei dem man landend in tausend Stücke der Vergangenheit zerbricht. In tausend Ichs, jedes dieser Ichs hat mal gelebt, früher. Jedes einzelne Ich war eine Geschichte, eine Sehnsucht, eine Enttäuschung, war einmal. Wie ein Durstiger in der Wüste trinke ich aus der Vergangenheit und zerquetsche alle Erlebnisbrocken zu einem einzigen Gefühls matsch. Das ist die große Zersplitterung, wenn man älter geworden ist, die große Veränderung. In der Jugend war ich ganz. Naiv habe ich die Welt nur mit meinen Augen gesehen. Freude und Schrecken trafen mich zusammen.

Ich stand als einheitliches Wesen auf, um zu arbeiten, zu klettern. Und ich ging als Reinhard, als eine Person mit meiner Erlebniswelt wieder ins Bett. Und dann kommt die andere Zeit: dann, wenn man – umgekehrt – nur in Teil-Ichs lebt: ich der Arbeitnehmer, ich der Automechaniker, ich der Ehemann, ich der Bergsteiger. Man hat sich mittlerweile das Leben eingeteilt, sich vernünftig arrangiert mit den Anforderungen der Gesellschaft. Dann saugt man nicht mehr gierig den Wahnsinn des Lebens auf. Und man genießt das in vollen Zügen: die Autos, die Frauen, die Berge. Man denkt nur noch gelegentlich an das, was vorher war, meistens wenn man betrunken ist. Wie ein Besessener durchlebt man dann erneut die Jugend; was damals gar nicht wichtig war, und jetzt plötzlich so wichtig ist. Wie ein Unfallopfer, das ein Black-out erlitten hat, arbeitet man sich zurück an die erste Freundin, das erste Mal Liebe, das erste Auto, den ersten Unfall, das erste Mal Klettern, das erste Mal Stürzen. Alles, was zum ersten Mal passierte, ist dann ungeheuer wichtig. Das kommt nie wieder. Das sucht man sein ganzes weiteres Leben.

Mit vierzehn Jahren sagte man mir, ich würde mich noch sehr verändern, aus mir würde noch ein richtiger Herr werden. Da bekam ich Angst, was sollte denn aus mir werden, wenn ich ein anderer werden würde? Da war ich noch am Anfang, am Boden des Berges der Leben hieß.

Da war Heidelberg für mich noch ein unüberschaubarer Raum. Mit siebzehn begannen meine Fahrten zu den Bergen. Am Anfang war es eine Suche nach der Natur. Es wurden „kleine Fluchten“, Samstag-Sonntag-Fluchten. Am Anfang war es ein Weglaufen aus dem Dunkel der Autogarage, wo ich Mechanikerlehrling Autos zusammenschraubte. Autos, die mit mir nicht das geringste zu tun hatten. Dort war ich ein Roboter, dem man einredete, daß das das Leben sei, daß alle so arbeiteten. Und daß nur deshalb die Welt sich drehe. Wenn zu diesem Zeitpunkt jemand meine Seele gesucht hätte, er hätte ein Kilogramm Asbeststaub in meiner Lunge und Öl in meinen Adern gefunden.

Mich hätte er nicht kennengelernt, denn „ich“ existierte noch nicht. Mein Leben war eingestellt von 7.30 Uhr bis 17.00 Uhr auf Auto reparieren. Später, nach langen Jahren bin ich noch automatisch den Weg in die Speyrer Straße zu Opel Pflotzer gelaufen, wenn ich gedankenverloren durch Heidelberg ging.

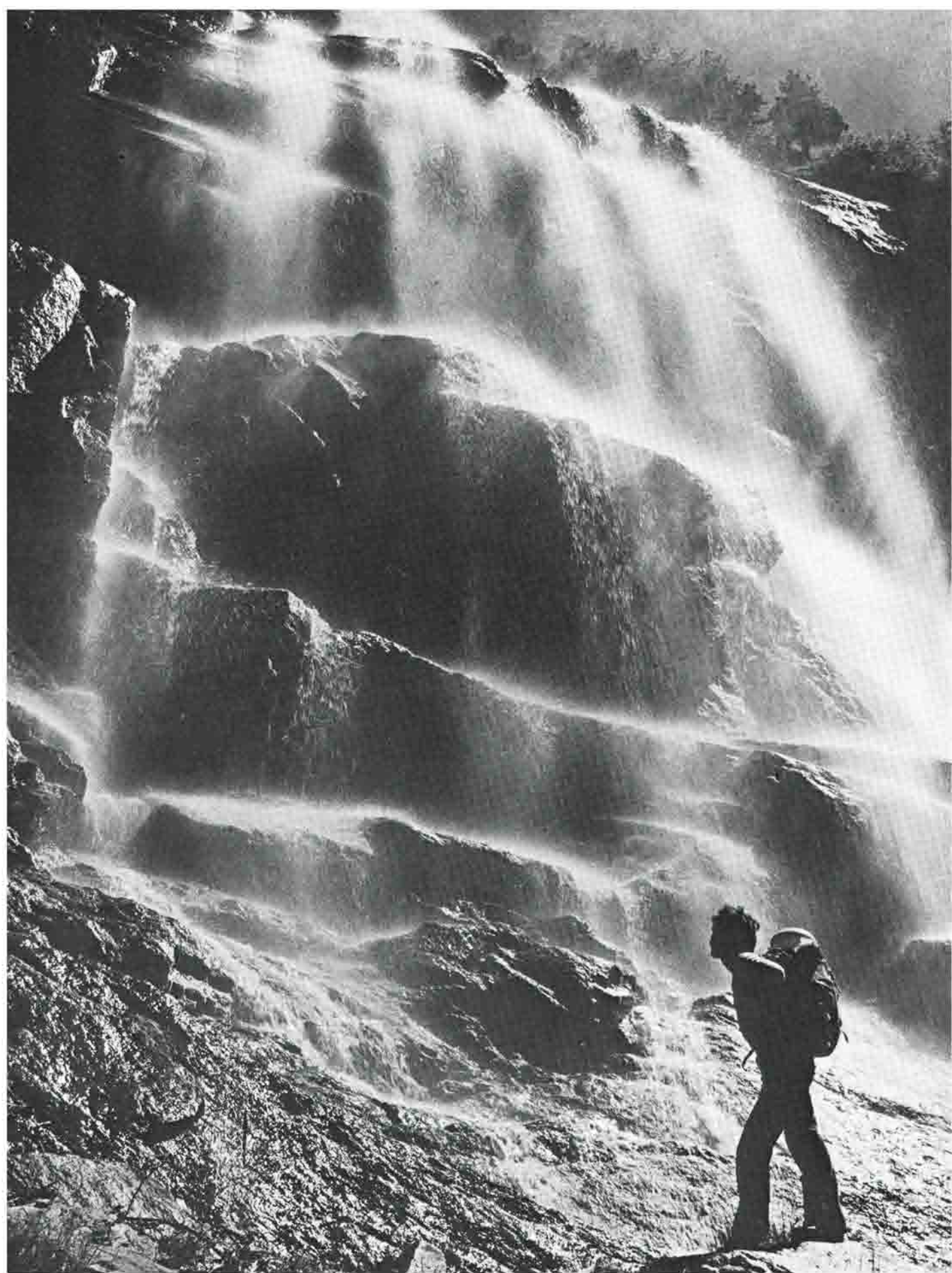
Wenn ich damals „Raum“ sagte, dachte ich an Wohnzimmer, nicht an den blauen Himmel; wenn ich Zeit sagte, dachte ich an die Stechuhr; wenn ich Entfernung sagte, dachte ich an Auto und bei Liebe dachte ich nur an mich selbst. Ich war ein perfekt funktionierender Zwergen-Mensch, grau und klein.

Bergsteigen wurde für mich so etwas wie eine andere Wirklichkeit; bedeutete kennenzulernen, daß es auch noch etwas anderes gibt als Arbeit, Akkord, Autos. Dann wurden mir die Berge zu Tempeln, in denen man sich verstecken konnte vor der Mitwelt. Ich fühlte mich ganz allein auf der Welt. Und Tausende von Gesetzen, Verordnungen und das „Muß“ lauerten auf mich. Wie Wespen stachen alle auf mich ein, auf mich, der ich ganz wehrlos war und nicht mal wußte, wer ich war. Ich wollte in einem Raum leben, den die Menschen noch nicht geformt hatten. Wo niemand Macht über mich hatte. Das waren die Berge.

Ich hatte Angst vor der Zivilisation und der sogenannten Kultur. Vor den gezückelten Seelen, gekleidet nach der neuesten Mode. Ich wollte lieber ein Wilder sein mit offenen Augen. Ein Sehender ohne Vorinformationen, ohne Scheuklappen, ohne geistige Gefängnismauern. Ich wollte keine Fabrik mehr sehen. Ich wollte suchen, was von der wahren Erde übriggeblieben war, von der Erde ohne Menschen. Ich wollte hochsteigen und es mir ansehen. Ich wollte alle Berge besteigen.

Aber ich bin wieder zurückgekommen. Die Berge sind ohne Menschen menschenleer, unmenschlich. Manche Berge haben nicht mal einen Namen, riesengroße Steine; was haben die mit mir zu tun? Ich habe fünfzehn Jahre gebraucht, um das zu merken. Fünfzehn Jahre bin ich herumgeirrt über Schnee, Geröll, Moränen, Gletscher, Firngrate und Felsen. Außer ein paar Gedanken habe ich nichts gefunden. Ich habe viele Bilder gesehen und später manche mit der Kamera festgehalten. Diese Aufnahmen sind das einzige, was ich aus dieser Zeit vorzeigen kann; und ich besitze ein paar Erfahrungen, die ich trotz der Härte nicht missen möchte.

Wenn ich mich erinnere, wie ich war, so mit 16 Jahren, dann stelle ich fest, daß ich nicht mehr der gleiche bin. Ein Würfel, der herumgestoßen wurde, bis er alle Kanten verlor – durch die Schule, die Lehrzeit, das Arbeiten, die Universität mit all ihren beherrschenden Theorien –, bis die geschliffene Kugel zerbarst: in Scherben, in zynische Trümmer ohne Kraft, ohne positiven Glauben. Früher glaubte ich, Naivität sei eine Schwäche, fast so etwas wie Dummheit. Doch das ist sie nicht. Eher ein Filter, der den Schrecken der Welt nur so stark durchläßt, daß man es auch verkraftet. Für den Naiven ist die Welt schrecklich und schön zugleich, es wird immer wieder alles gut werden. Aber der Glaube, der dich ohne Angst und ganz zuversichtlich über das Wasser des Lebens wandeln läßt, wird von Tragödien der Kind-



„Ich habe viele Bilder gesehen...“

Alle Fotos:
R. Karl



Oben: Auf dem Gipfel des Fitz Roy – dem letzten, den Reinhard Karl erreichte. Im Mittelgrund links der Cerro Torre, ganz im Hintergrund die Morenokette.

Rechts: Kletterei am vereisten Gipfelgrat des Fitz Roy





*Oben: Die Fitz
Roy-Gruppe (Patagonien)*

*Links:
Kletterei im „Supercouloir“
des Fitz Roy*

heit und danach zerstört: Schulzeugnisse, Liebeskummer, Minderwertigkeitskomplexe...

Tragödien, die ich schon fast vergessen hatte.

Beim Graben in meinen Erinnerungen finde ich Mädchen, die ich gerne gehabt hätte, die mich mit unsichtbaren Waffen gemordet haben: „Was ist das denn für ein komischer Kerl, der geht Bergsteigen, was will denn der? Der ist ja nicht richtig im Kopf!“ Schöne Geschöpfe, die kalt und schnippisch mir ihre Verachtung zeigten, wenn sie meine schmutzigen Fingernägel sahen und meinen Automechanikergeruch erschnüffelten, denen meine Klimmzugfähigkeit überhaupt nicht imponierte. Die mich auslachten, wenn sie sahen, daß ich lachte und sie meine Zahnlücken entdeckten. Die nicht mit mir tanzen wollten, weil ich nicht auf dem Gymnasium war. Weil sie sich nicht mit mir unterhalten konnten, weil ich nur Lehrling war. Die mich mit Spott auspeitschten, weil ich sexuell unerfahren war, weil ich schüchtern war, weil ich dachte, daß ich ein Niemand sei. Die mich, als ich ihnen einen Liebesantrag machte, auf offener Straße zerschmetterten mit dem Wort „Nein“, direkt ins Herz, direkt von vorne, ganz cool.

Das Leben war tödlicher als der Tod, ich verlor mich in die Berge, um mich wieder neu zu finden.

Alle Wunden sind wieder zugewachsen. Ich habe jeden Tod überlebt, doch das hat immer viel Blut gekostet. Ich habe lange gebraucht, bis ich den domänenreichen Weg zu einer Frau geschafft habe. Das war dann mit Dorothea. Da hatte ich schon die Eiger-Nordwand durchklettert. Da war ich schon ein harter Bergsteiger, da war ich schon wer. Mein Ich habe ich mir in den Bergen geholt. „Wenn du schon die Eiger-Nordwand durchklettert hast, dann solltest du doch auch unter diesen zwei Milliarden Frauen auf dieser Welt eine finden, die dich liebt und die du auch lieben könntest. Das müßte doch zu schaffen sein, jetzt, wo du sogar den Eiger geschafft hast. Du lebst wie ein Einsiedler und kletterst nur noch, bloß weil du Angst hast, wieder enttäuscht zu werden. Die Berge können dich nicht enttäuschen. Doch du bist allein mit deinen 1000 Bergen. Die Berge können dich nicht lieben. Nur du kannst sie lieben, und was ist schon eine einseitige Liebe.“

Ich meine, es waren schöne Momente, das erste Mal richtig klettern, richtig mit Seil und Haken und Karabinern und jeder Menge Angst. Mit jedem Mal Klettern wurde ich besser. Was für eine Hoffnung das war. Jeder Sonnenuntergang machte mich stärker. Ich hatte mehr Mut oder so was, als Ahnung vom Bergsteigen. Ich konnte eigentlich immer abstürzen. Ich liebte das prickelnde Gefühl von Angst und des „siehste, das kannst du auch“. Wenn ich mich ins Seil einband und dann in der Pfalz eine Felswand hochturmte, da fühlte ich zum ersten Mal, daß ich wirklich bin: ich der Reinhard bin, ganz stark. Die Nähe des Todes macht das Leben verdammt intensiv. Da ahnt man angesichts der Möglichkeit, es nicht mehr zu haben, was man hat. Seltsamerweise hatte ich damals gar keine Angst. Entweder war ich zu dumm dazu, oder es war mir tatsächlich egal abzustürzen: Dann mußte ich wenigstens keine Autos mehr reparieren, nicht mehr pünktlich sein. Es gäbe auch keine schmutzigen Hände und keine dumpfen Garagenkeller, keine Kunden, Meister, keine

fremde Macht mehr über mir, kein frühes Aufstehen mehr, keine Pflichten, keine Anschisse: das ewige Autoreparieren wäre der ewigen Ruhe gewichen.

Komisch: dann würde jemand anders die Autos reparieren. Wer wäre dann mein Ersatzmann? Dann müßte es also auch ohne mich gehen!

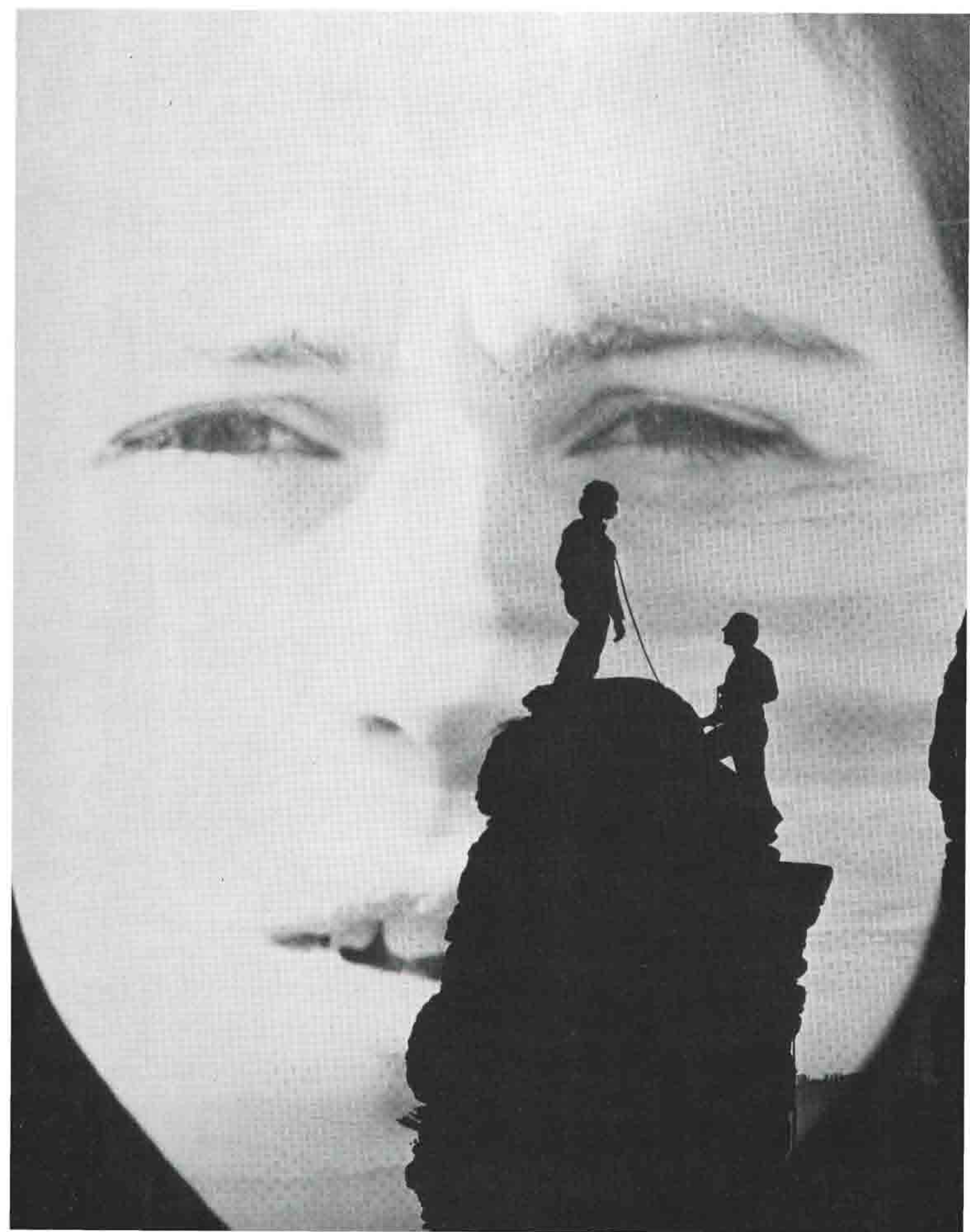
Wenn es aber ohne mich geht, warum gehe ich dann nicht gleich?

Doch um wegzugehen, muß man wissen, wohin man gehen will. Die Straßen führten in alle Richtungen. Ich war ängstlich und unschlüssig, wohin ich gehen sollte. Überall war das totale Neuland. Die ganze Welt war für mich ein einziger weißer Fleck. Der fing praktisch vor der Haustüre an. Wohin ich gehen könnte, was ich machen sollte – die Antwort darauf konnte ich nirgends finden. Wenn man gewohnt ist, ein Zuhause zu haben, selbst wenn es nur Autoreparieren ist, fällt es schon schwer, das zu verlassen nur mit dem unbestimmten Gefühl im Bauch, daß es vielleicht irgendwo anders besser ist.

Irgendwie wird dann alles besser, zumindest anders. Man wird unmerklich älter, und plötzlich vergißt man das Chaos, das Jugend heißt. Man sieht in die Zukunft und lebt in der Gegenwart, der einzigen Realität, die wirklich ist.

Hier auf der Klosterwand in der Pfalz, einem 50-Meter-Fels im Bärenbrunner Tal, wurde mir also zum ersten Male richtig bewußt, daß das alles schon sehr weit zurückliegt. Vielleicht brachte mich die Sonne drauf, die langsam im Westen zu dem Grün der Bäume abstieg und mit roten Strahlen den violettroten Buntsandstein wie riesige Feuermelder färbte. Im Herbst sind auch die Blätter der Eßkastanienbäume rot, nur das Grün der Wiesen bleibt noch bis in den November, wenn schon alles sich dem Regengrau des Winters ergeben hat. Die Wiesen blinken jetzt wie Silber durch das Licht, das über den Mittelgebirgskuppen – Hügel einer großen Mutter – gebrochen wird. Nur die Hochspannungsleitung zerstört die Illusion der ungestörten Idylle einer Mittelgebirgslandschaft. Unter der Woche, wenn ganz Deutschland in den Fabriken verschwunden ist, herrscht hier eine Stille, daß man glaubt, die Phonoase entdeckt zu haben. Einige Glückliche leben dort. Bauern auf ihrem Land. Der Emil, Besitzer des ganzen Tales, jagt mit seinen 78 Jahren auf einem rostigen Fahrrad hinter den Kühen her, um sie abends von dem frischen Grün der Weide in die verdreckten Ställe zu treiben. Der Werner, jetzt der Wirt des Hofes – „Gottes Segen und Bauernhand schaffen glücklich Vaterland, – steht über der Eingangstüre – ist so was wie ein König. Jedenfalls für jemand aus der Stadt, der nur die Schönheit der Landschaft sieht und nicht die Arbeit, die der König zu leisten hat. Ein König, der morgens mit dem ersten Hahnschrei aufsteht und mit der Tagesschauspätausgabe wieder ins Bett wankt.

Es gibt Landschaften, die sehen auf den ersten Blick großartig aus, einmalig. So großartig und einmalig, daß man auf die Dauer erschlagen wird. Die Schönheit der Pfalz ist nicht so aufdrängend. Die Landschaft erwirkt eher Liebe auf den zweiten Blick, wenn es überhaupt so etwas gibt. Ein Schatzkästchen, in dem man Harmonie und Zufriedenheit finden kann, wenn man nur



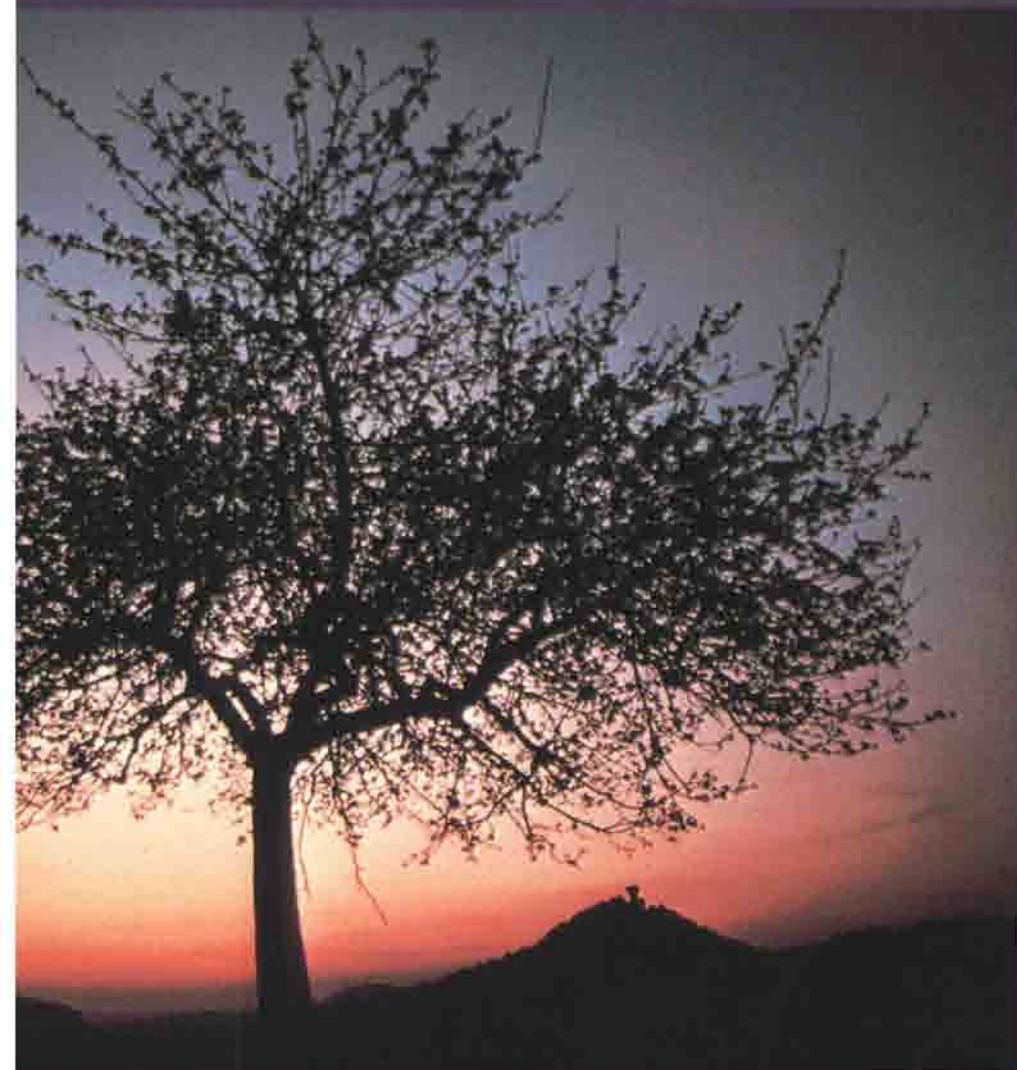
„Hügel einer großen Mutter“

Bilder aus der
Südpfalz

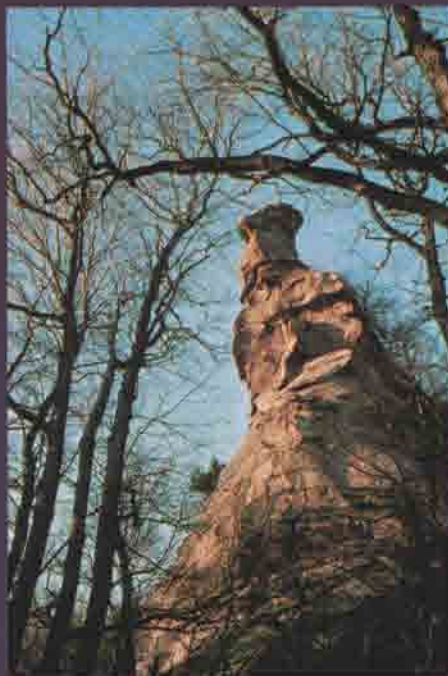


*Diese und
rechte Seite oben:
„... eine Stille,
daß man glaubt,
eine Phonoase
entdeckt zu haben.“*

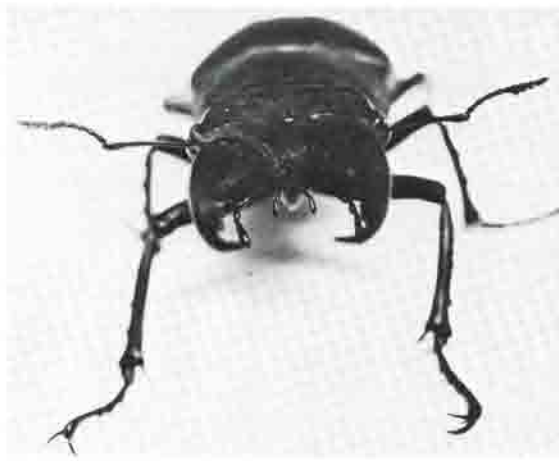




*Untere Bild-
leiste von links:
Kletterer am Teufels-
tisch; der Trifels
und Abseilen
am Luger
Friedrich – „für
mich sind das
Felsen des Glücks“*



*Alle Fotos:
R. Karl*



genau hinschaut und offen ist. Im Frühjahr sind die Wiesen millionenfach übersät mit dem starken Gelb des Löwenzahns. Später im Jahr, wenn sich das schönste Unkraut zu farblosen Pustelblumen verwandelt hat, kommt dann der Sommerwind, der den Samen über die Felder bläst und Wärme und ein starkes Lebensgefühl erzeugt, auf das man bis in kalte, graue Dezembertage zurückgreifen kann. Dann ist der Frühling, nach dem sich hier alle so stark gesehnt haben, schon vorbei, vergangen wie ein tiefer Atemzug. Die einzige Straße, knapp zwei Autos breit, verbindet diese Zeitoase mit dem Streß und der Hektik des übrigen Deutschlands. Vom Gipfel der Klosterwand aus gesehen erscheint über den Bäumen des kreisförmigen Talschlusses der Nonnenfels, der Schandarie, der Honigfels, und direkt gegenüber steht der bemooste Sternfels. Bäume verdecken seine wahre Größe. Felsen, die für die Einheimischen dastehen ohne jeden Sinn, die eine Bedeutung haben wie ein Baum im Wald. Nur viel größer sind sie. Felsen zum Anschauen für Wanderer, Felsen wie große Pilze, die durch das humide Klima dahinverwittern, die von Moos und anderen Pflanzen aufgefressen werden. Felsen, die nichts sind im Vergleich zu den Alpen, und die doch fast so viel Erlebnisse vermitteln können. Die Vorzüge dieser Zwergenberge liegen im Detail. In den Rissen, die die Wände durchteilen, in den Verwitterungswaben, die auf den ersten Blick unmöglich glatt aussehende Wände zu interessanten Kletteraufgaben verändern

können, in Überhängen und Dächern, die die Reste des Buntsandsteinzeitalters zu einem Abenteuerspielplatz für Stadtmenschen machen: die den Lebensgrund für Eidechsen und Eulen am Wochenende in einen senkrechten Hochleistungssportplatz verwandeln.

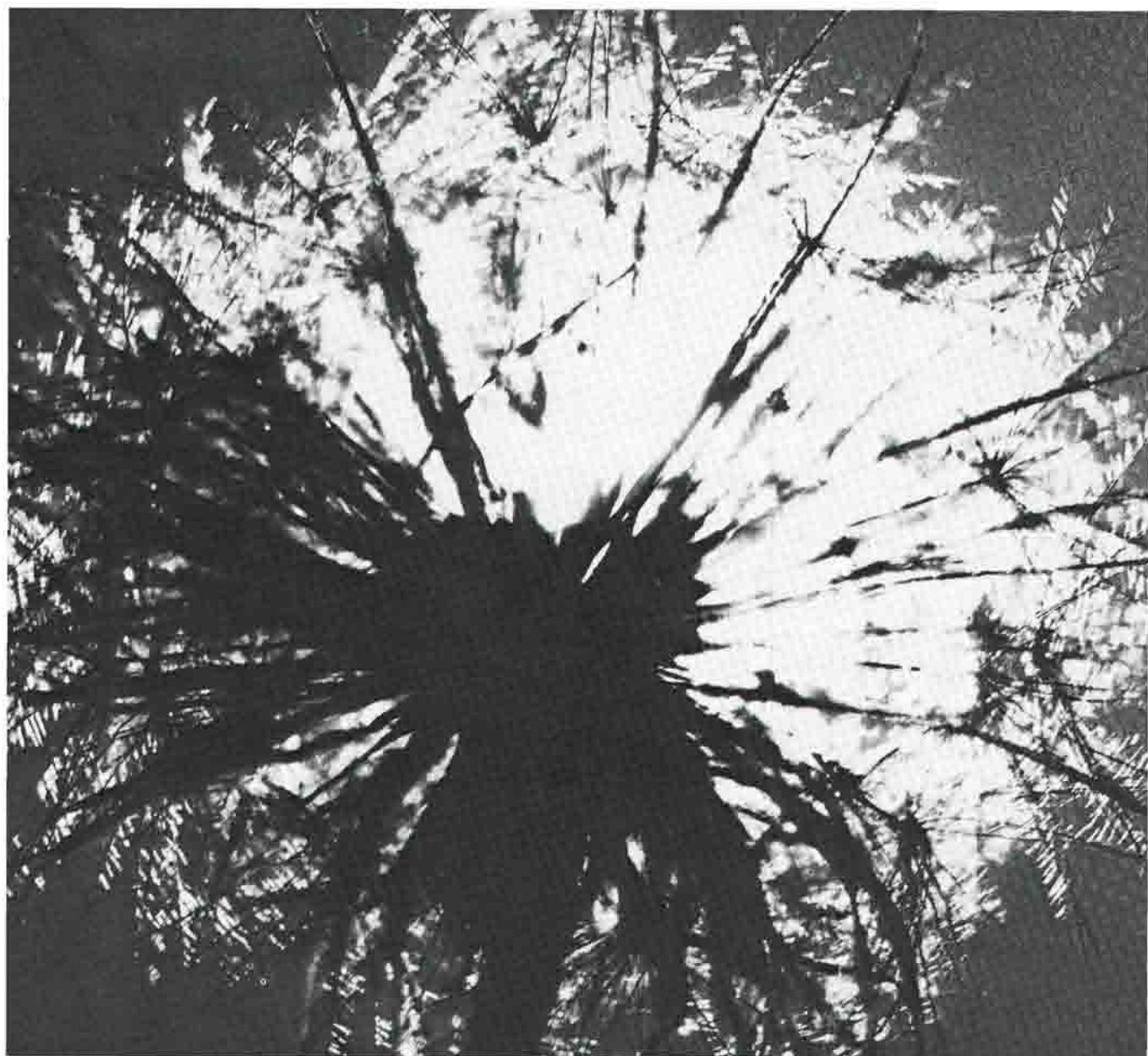
Für mich sind das die Felsen des Glücks. Die Zeit, die ich an den Felsen verbracht habe, war eine schöne Zeit; ein schönes intensives Leben. Ich weiß nicht, woran es gelegen hat, an meinen Freunden, an mir oder an den Felsen selbst. Ich glaube, die Felsen beinhalten ein Geheimnis, von dem manche Menschen stark angezogen werden: das sie zwingt, hochklettern zu müssen und, wenn sie dann da hochklettern, macht, daß sie glücklich sind. Das Klettern ist hier für mich eine körperlich-geistige Auseinandersetzung mit einer Landschaft, die mich so geprägt hat, daß sie ein Teil meines Ichs geworden ist. Das hier ist meine Heimat. Hier fühle ich, daß ich hergehöre. Hier findet meine Seele ihr Ich. Wenn ich hier oben auf der Klosterwand stehe, fühle ich ganz intensiv, das hier ist mein Land, mein Leben, daß ich immer wieder hierher zurückkommen werde.

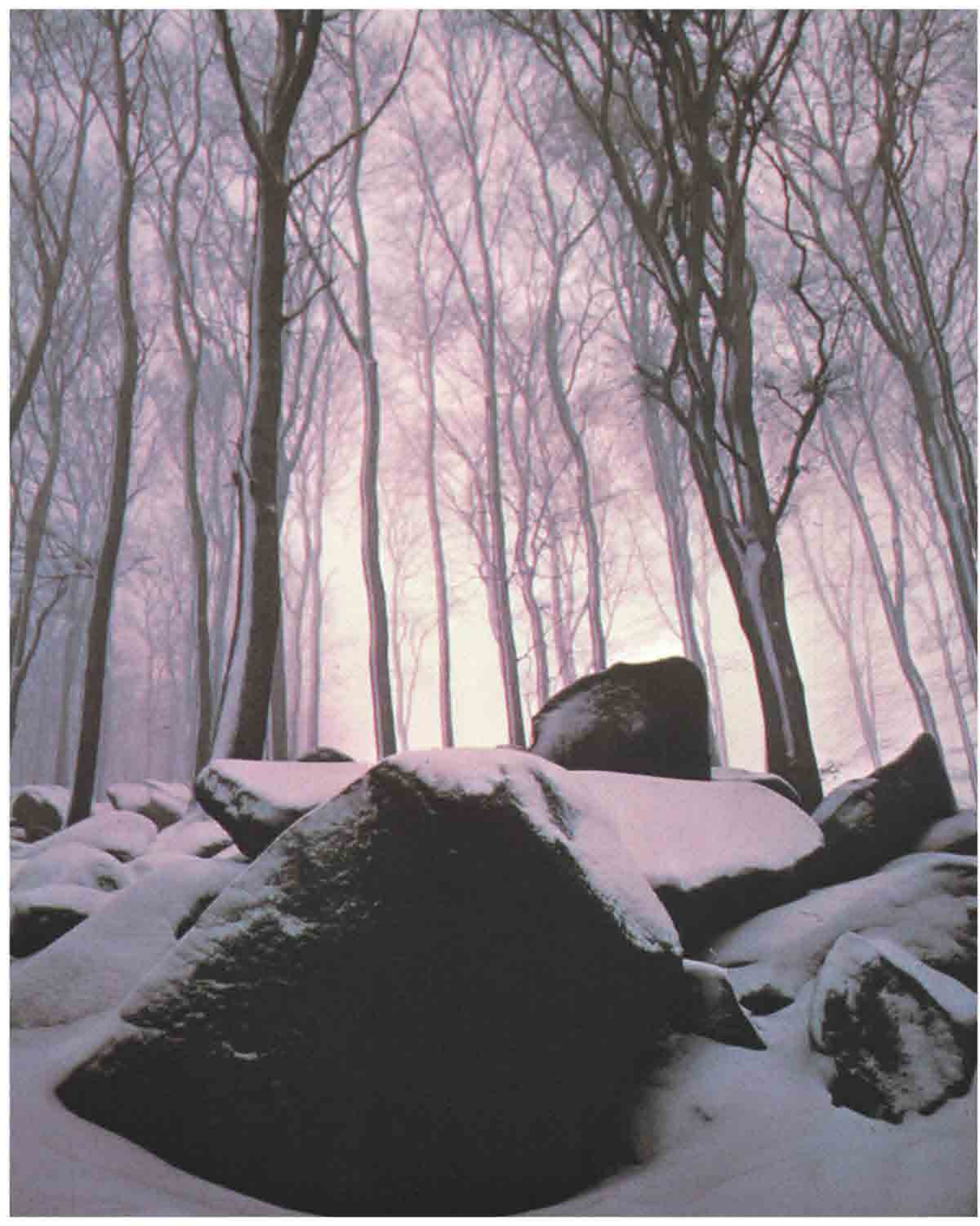
Immer wenn ich da oben auf dem baumdurchsetzten Gipfel stehe, das Seil aufnehme, die Karabiner und Klemmkeile sortiere oder den Seilzweiten nachsichere, muß ich daran denken, wie ich zum ersten Mal unter der roten Wand stand und hochschaute. Damals war das eine große Wand und ich mußte diese Wand

*„...wenn man
nur genau hin-
schaut und
offen ist.“*

Fotos:
R. Karl







Seite 104: „...ein
Rolling Stone, der unaufhalt-
sam seine Bahn zieht.
Und der fest daliegt, wenn er
zur Ruhe gekommen ist.“
Foto: R. Karl

klettern. Die Wand stand zwischen mir und meinem Weiterleben. Damals hatte ich noch keinen Blick für Details, der die 50 Meter Wand in Griffe und Tritte aufteilte, der analysierte, wie weit der schwierigste Kletterzug von dem nächsten Haken entfernt ist. Damals war das ein furchterregender Berg, den ich bezwingen mußte, weil ich ja ein richtiger Bergsteiger werden wollte. Als ich dann da oben stand, hatte ich das Gefühl, ein ganzer Kerl zu sein. Was um mich herum war, habe ich nicht gesehen. Nicht die Wiesen und Felder, nicht den Himmel und nicht den verwurzelten Boden mit den aufstrebenden Bäumen – damals der Abgrund. Was brauchte ich Wiesen und Wälder, wo ich doch ein richtiger Bergsteiger werden wollte, und richtige Berge bestehen doch aus Eis und Fels, Schutt und Geröll.

Jetzt bemerke ich dort oben nur die Rosiflecken meines Gedächtnisses. Dann erschrecke ich darüber, daß ich doch nicht von hier weggekommen bin, weil ich immer wieder hierher zurückkehre. Weil es hier am schönsten ist. Oder besser, weil ich nichts schöneres gefunden habe. Wenn es dort regnet, wenn das Wasser dort in Bindfäden über die Wiesen prasselt, die Bäume durchkämmt und über die Felsplatten rauscht, manchmal bin ich dann draußen und lasse mich naßregnen. Ich empfinde den beißenden Schmerz über die verlorene Jugend, den Schock nicht mehr so stark zu sein wie früher: der unbeschwerte Glaube, daß alles besser wird, daß du immer stärker wirst, die vollkommene Illusion, daß du noch unendlich viel Zeit vor dir hast, daß du noch alles machen kannst, was du willst, wenn du nur willst, das alles wird weggespült; fließt in rauschenden Bächen zu einer dreckigen Pfütze zusammen, die, nachdem der Regen aufgehört hat, vertrocknet wie deine Hoffnungen. Die Hoffnungen, die dich überhaupt am Leben erhalten haben, wenn es dir dreckig ging, die sind einem trostlosen „Mir-geht-es-doch-ganz-gut-Realismus“ gewichen. Ich hatte mich damals in die Berge verloren.

Heute erscheint es mir, als hätte ich mich die ganze Zeit mit geschlossenen Augen gedreht. Ich bin immer noch, wieder da. Ich wollte mich woanders finden. Aber jedesmal, wenn ich woanders war, habe ich mich wieder nach Hause gesehnt. Es war wie bei Robinson Crusoe: Ich wollte eine einsame Insel finden, auf der das Glück wächst. Ich bin vor mir weggelaufen zu den Alpengipfeln, zu den großen Wänden des El Capitan, zu der Grabeskälte des Mt. Everest oder zum Fitz Roy. Ich habe weder das absolute Glück noch das relative Glück gefunden. Ich bin eigentlich nur vor mir selbst weggelaufen, vor meinen Schwächen, die mir damals wie Stärken erschienen. Wie auch sollte ich das Glück finden im Karakorum, einem geschlechtslosen Gebirge, fast so tot wie eine Mondlandschaft: Nur Berge, mit Schnee bedeckt, Eis und Steine wie hingekotzt, dünne Luft, die dir die Sinne raubt; Gletscher wie weiße Kloake, zyklonhafte Ströme, kilometerlang, die Unendlichkeit der Leere. Ich bin immer wieder hierher zurückgekommen, hierher in die kleine Pfalz. Ich bin immer groß weggegangen und wieder klein zurückgekommen. Ich habe den anderen immer erzählt wie großartig es woanders ist und verschwiegen, daß es nirgendwo besser ist. Mit den grauen Haaren wachsen Antennen, die nehmen alles auf, was mal früher war, selbst die leiseste Erinnerung, die mal

an einem Felsen hängengeblieben ist. Ich werde nie wieder so wie ich einmal früher war, so positiv eingestellt, so leichtgläubig dem Leben gegenüber, so vollkommen Ich mit nur einer Seele. Ich gehe die Szenen immer wieder durch, während ich auf dem Felsen sitze und Luftlöcher in die Landschaft starre. Ich gehe vom Wachsein hinüber in den Traum, mit dessen Hilfe alles nochmal nacherlebbar wird, was einmal war. Mit einem schlechten Geschmack im Mund, denn das war einmal ich. Der Traum erweckt den Schmerz über das verlorengegangene Sein. Wenn man über Dreißig ist, blickt man zum ersten Mal zurück. Ja, man stolpert fast über einen großen Stein, der plötzlich im Wege liegt. Auf den zu sehen man gar nicht eingerichtet war, weil bis dahin alle Wege immer frei waren. Nach dem Hinfallen schaut man sich den Stolperstein einmal genauer an. Alles sieht aus wie du, nur viel jünger. Es ist die Vergangenheit, es ist etwas von dir, das, was du einmal warst, was du nicht mehr bist. Plötzlich hast du nicht mehr unbegrenzt Zeit, kannst nicht auf etwas warten, was noch nicht mal ein Traum ist.

Doch manchmal bin ich noch so wie früher, mit Freunden, beim Klettern, beim Erzählen, beim Biertrinken – große Buben, die nur wie Erwachsene aussehen. Von der Maske des Erwachsenseins kommen wir nicht mehr los, das hängt fest wie eingraviert, doch sonst sind wir dann noch wie früher. Nur die Merkwürdigkeiten von uns allen haben sich verstärkt, aber die verlorenen Träume sind in dem verschwommenen Alkoholnebel wieder deutlich da.

Doch dann kommt die Frau Karl, oder die Frau Lischer oder Frau was weiß ich, und auf einmal sind wir nicht mehr die Buben. Da sind die Verpflichtungen, der Beruf, das Geld, die Kinder. Du hast keine Zeit mehr, das ist nicht mehr deine Zeit, von deiner Zeit bekommst du nur noch ein Teil, genauso ist es mit dem Geld. Du gehörst dir nicht mehr. Und doch hast du nicht mehr die Kraft wegzulaufen. Du hast Wurzeln geschlagen. Du weißt auch, daß du ohne Frau verloren wärest, zumindest in dieser Gesellschaft. Die Zeit, da du alle Berge frauenlos besessen hast, war nicht der Reichtum, das war armseelig. Deine Träume leben weiter, doch du glaubst ihnen nicht mehr. Am Wochenende lebst du das Leben des Kletterers, ein Leben von vielen Leben. Ein Tausendfüßler mit tausend schwachen Leben.

Oben auf der Klosterwand, wenn die Sonne untergeht, sehe ich immer die Szenen, wie ich andere Gipfel bestiegen habe: den El Cap, die Dru, den Eiger, den Mt. Everest. Die habe ich immer mit Freunden bestiegen. Zu dem Zeitpunkt waren das meine besten Freunde. Die meisten Freunde habe ich verloren. Die meisten klettern schon lange nicht mehr. Ich weiß auch nicht, was die machen. Solche Trennungen gehen unendlich langsam vor sich. Fast unbemerkt verliert man sich aus den Augen. Andere Freundschaften werden geboren. Wie zwei Kreise, die sich gegenseitig tangieren: man geht eine Strecke gemeinsam, dann werden die Berührungspunkte durch undurchschaubare andere Kreisbahnen auseinandergerissen. Eigentlich habe ich alle meine richtigen Freunde verloren mit dem Ereignis, daß ich meine erste Freundin hatte – dem wichtigsten Ereignis für jeden einsamen Jugendlichen. Eine emotionale Atombombe, die alles mit einem Schlag veränderte. Bis dahin war der Kletterpartner

Die Lebensphilosophie des Alpinismus – Schutz gegen den Herzinfarkt?

Max Josef Halhuber

Der Autor des folgenden Beitrags, Professor Dr. Max J. Halhuber, langjähriger ärztlicher Direktor der Klinik Höhenried für Herz- und Kreislaufkrankheiten, ist nicht der Einzige, der den Herzinfarkt für den Hauptmörder der Industriegesellschaften hält. Mit dem Epidermiologen Professor Dr. Daniel Brunner teilt er die Meinung, daß die Zunahme der koronaren Herzkrankheit in einem Land eine kulturelle Krise signalisiere. Als ein wichtiger Risikofaktor wird derzeit ein bestimmtes Verhaltensmuster diskutiert, das sich – unter anderem – durch den besonderen Zwang zur „Überleistung“ und eine ausgeprägte „Kontrollambitioniertheit“, also das dringende Bedürfnis, sich und die Umwelt stets genau unter Kontrolle zu halten, auszeichnet. Ein Verhaltensmuster also, dem als Leitbild ziemlich genau der erfolgverwöhnte Topmanager unserer Gesellschaft entspricht.

Prof. Halhuber beklagt nun, daß wir es bisher nicht vermocht hätten, diesem Leitbild ein positives Verhaltensmuster gegenüberzusetzen. Er glaubt, daß ein solch positives Leitbild im Alpinismus – verstanden als Lebensstil – bereits vorgeprägt sei.

Natürlich müsse auch ein Alpinist, ein extremer zumal, etwas leisten und zu kontrolliertem Handeln fähig sein. Für ein Übermaß an „Kontrollambitioniertheit“ seien ihm indessen deutliche Grenzen gesetzt – wetter- und dadurch bedingte günstige oder ungünstige Verhältnisse im Hochgebirge zum Beispiel lassen sich nur beobachten und abschätzen, nicht jedoch kontrollieren. Das aber lehre den Alpinisten sportliche, spielerische Gelassenheit...

Nicht zufällig stehen die Ausführungen Prof. Halhubers hier in Nachbarschaft der Beiträge und Diskussionen um die Erscheinungsform des Alpinismus in dieser Zeit. Denn mit zur Diskussion steht da ja die Frage, ob und inwieweit die Beschaffenheit des Bergsteigens heute es zuläßt, daraus ein positives Leitbild im Sinne von Prof. Halhuber abzuleiten. Eine weitere Frage ist, ob ein Alpinist, der als solcher dem Verhaltensmuster dieses Leitbildes durchaus folgt, bereit und in der Lage ist, diesem Verhaltensmuster auch im „Alltag“ des Berufslebens zu folgen. (d. Red.)

Woher nimmt jemand, der als Arzt und Wissenschaftler noch ernst genommen werden will, den Mut zu einer solchen Titel-Überschrift und zu einem Beitrag im Alpenvereins-Jahrbuch als Antwort auf diese Frage?

Als ich 1981 während einer alpinmedizinischen Tagung auf der Rudolfshütte in einem Nebensatz erstmals diese Überschrift als Hypothese aussprach, wollte der Vorsitzende des Österreichischen Alpenvereins, Herr Prof. L. Oberwalder, dazu Näheres wissen und so wurde ich auf ein Versprechen zu diesem Beitrag im Alpenvereins-Jahrbuch „festgenagelt“. Je länger ich aber meine Hypothese überdachte und überdenke, desto plausibler erscheint sie mir. Ich werde jedoch sicher in diesem Aufsatz noch nicht genügend Argumente im Detail zusammentragen können, die mich und andere voll befriedigen. Aber vielleicht gelingt es mir, ein Problembewußtsein vorzubereiten und (nicht nur mit Kollegen) eine Diskussion in Gang zu bringen.

Die Überschrift habe ich übrigens von einem in der Internationalen Fachwelt hochgeschätzten britischen Epidemiologen „gestohlen“. Seinem Bericht über erstaunliche Ergebnisse einer Langzeitstudie hat J. N. Morris*) den für einen zur Untertreibung neigenden Engländer überraschend plakativen Titel gegeben: „Ausdauertraining in der Freizeit: Schutz gegen die koronare

*) Morris JN, Everitt MG, Pollard R, Chave SPW and Semence AM: Vigorous exercise in leisure time: Protection against Coronary Heart Disease Lancet (1980) – Dec 6, 8206: 1207–1210.

Was verstand die Morris-Gruppe denn unter „Vigorous exercise“? Laufen mit 6,5 km/st, Jogging, Wandern mit Anstiegen, Radfahren, Schwimmen, Tennis, anstrengende Freizeitarbeit in Haus und Garten (Gräbenziehen, Baumfällen) mit einer Mindestdauer von 30 Minuten täglich.

Im Alter von 40–65 Jahren traten in dem Beobachtungszeitraum von 8½ Jahren bei solcherart sportlichen Männern tödliche Herzinfarkte nur halb so oft auf wie bei Inaktiven: 1,1 % gegenüber 2,9 % ($p = <0.001$)

Nichttödliche Infarkte wurden bei Sportlern in 2,0 %, bei Nichtsportlern in 4 % beobachtet ($p = <0.001$).

Neue Angina pectoris wurde bei 3,3 % der Ersteren und in 8,2 % in der letztgenannten Gruppe diagnostiziert.

Eine Untergruppe von 1400 Männern im Alter zwischen 40 und 65 Jahren bei Beginn der Studie, die sowohl sportlich aktiv als auch Nichtraucher waren, hatten in 8½ Jahren nur 12 Infarktereignisse, d. h. ein Fünftel (5x weniger) jener Kollegen, die unспортlich und Raucher waren.

Herzkrankheit“. 1968–1970 waren die Freizeitgewohnheiten von 1800 Männern der Londoner Gemeinde im mittleren Lebensalter registriert worden. Die Häufigkeit von Herzinfarkt während der nachfolgenden 8½ Jahre lag bei jenen Männern, die energisch und regelmäßig ein körperliches Ausdauertraining durchhielten, um über die Hälfte niedriger als bei unsportlichen, körperlich unaktiven Männern. Dabei war die Schutzwirkung eines solchen Ausdauertrainings sogar im höheren Lebensalter noch ausgeprägter als bei den jungen und deutlicher im Hinblick auf tödliche als nichttödliche Krankheitsverläufe. (Morris J. N. et al. 1980)
Aber ich meine mit meiner Hypothese nicht den sicher auch gegebenen sportmedizinischen Aspekt des Alpinismus als Ausdauertraining und auch nicht Randerscheinungen, wie extremes Klettern. Ich meine den Alpinismus als geistige Haltung und Lebensstil, wie ich ihn zuerst bei vielen meiner Lehrer am Gymnasium in Innsbruck zwischen 1927 und 1934 kennengelernt habe.

Was hat der Herzinfarkt mit Lebensphilosophie zu tun?

Um den ersten Teil meiner These zu begründen, daß der Herzinfarkt, der Hauptmörder unter den Krankheiten der entwickelten Länder überhaupt, etwas mit unserer Lebensphilosophie, mit unseren Verhaltensmustern und Wertordnungen zu tun hat, muß ich etwas ausholen. Ich beginne mit der Zusammenfassung einer Studie über die Psychologie des Koronarpatienten von M. Bloch und Bersier (1979). Diese Studie „umfaßt 21 Männer unter 45 Jahren (Bereich 32–45 Jahre), die auf der medizinischen Intensivstation des Kantonspitals Genf wegen eines akuten Herzinfarkts hospitalisiert worden waren. Die Erforschung begann bereits in den ersten Tagen nach Eintreten des Infarkts; damit die Ergebnisse durch die Existenz der Krankheit nicht verfälscht würden. Ein Herzspezialist, ein Psychiater, Diätassistentinnen, Sozialarbeiterinnen und Psychotherapeuten führten bei diesen Patienten während ihres Spitalaufenthaltes eine Ermittlung durch. Einige Wochen nach ihrer Entlassung wurden die Patienten zu Hause von einer anderen Gruppe besucht, die sich aus einem Psychiater, einer Sozialarbeiterin und einer Diätassistentin zusammensetzte. Diese Gespräche fanden in Gegenwart des Partners und oft auch der Kinder statt. Die verschiedenen Fachleute verfaßten nach ihren Gesprächen über jeden Patienten einen Bericht. Dieser brachte zwei gegensätzliche, doch meistens sich ergänzende Elemente. So ließen sich im Verlaufe dieser Gespräche zu Hause oft Konflikte in der Partnerbeziehung oder in der Familie aufdecken, die bei der Ermittlung im Krankenhaus nicht zutage getreten waren. Zusammenfassend kann man feststellen, daß sich bei den jüngeren Koronarkranken dieser Studie eine Häufung soziopsychischer Stresssituationen nachweisen ließ, welche sich in Form von oft dramatischen Spannungen im beruflichen, familiären oder sozialen Bereich manifestierten. Nach einem Arbeitstag, an dem sich die Patienten überanstrengt hatten und unter ausgeprägten nervösen Spannungen litten, kehrten sie gewöhnlich erschöpft nach Hause zurück, wo sie

schwere familiäre Konflikte vorfanden, die sie in ihrem Spannungszustand gefangen hielten. Auf Grund ihrer starren und im allgemeinen zwanghaften Persönlichkeitsstruktur, ihrer Ansprüche sich selbst gegenüber und ihrer Unfähigkeit, sich in Frage zu stellen, scheinen diese Leute an ihre Konfliktsituation gekettet und völlig unfähig zu sein, sich in ihrem Leben zu entspannen. Sie versuchen, ihren Spannungen und ihrer Angst zu entfliehen, indem sie stark rauchen, zu viel essen oder trinken und eine pathologische Hyperaktivität (krankhaften Übereifer) entwickeln“. (Bloch A. Bersier, A. L., 1979; die Psychologie des Koronarpatienten. Folia psychopractica 8:1)

Schon in dieser Zusammenfassung einer medizinischen Studie wird verständlich, daß alles, was mit dem Begriff der Persönlichkeit erfaßt wird, vielschichtig aus angeborenen und erworbenen Faktoren zusammengesetzt ist. Wir halten deshalb eine Einteilung, die der Medizinsoziologe Johannes Siegrist in einem Forschungsplan zur Klärung der Rolle verhaltenswissenschaftlich faßbarer Faktoren vorgetragen hat, mit folgenden vier „Dimensionen“ nicht nur für Verständigungszwecke für brauchbar: Es handelt sich einerseits um die **traditionellen Herzinfarkt-Risikofaktoren** (krankmachende Lebensbedingungen), die ja weitgehend auf Fehilverhalten beruhen (Zigarettenrauchen, erhöhter Blutdruck), des weiteren um die diesem Fehlverhalten in manchen Fällen zugrunde liegende **seelische Risikodisposition** (z. B. das modifizierte Typ-A-Verhaltensmuster nach Meyer-Friedman und Rosenman, von dem noch zu reden sein wird), drittens um **chronische soziale Risikosituationen** (z. B. Risikoarbeitsplätze, familiäre Belastungen und deren Interaktion [Wechselwirkung] mit dem persönlichen Verhaltensmuster) und viertens um **subakute lebensverändernde Ereignisse** in der Phase, die dem Herzinfarkt vorausgeht (z. B. Verlust des Lebenspartners). Es mehren sich in den letzten Jahren die Hinweise, daß psychosoziale Faktoren in der Entstehung der koronaren Herzerkrankung eine wesentliche Rolle spielen. Wie die einzelnen traditionellen Risikofaktoren mit den hier aufgezählten verschiedenen psychosozialen Faktoren zusammenwirken und inwieweit sie im Einzelfall für die verschiedenen Manifestationen der koronaren Herzkrankheit relevant sind, ist heute noch nicht ausreichend untersucht. Hier werden wir sicher in der nächsten Zukunft sowohl von Forschern der Verhaltensepidemiologie als auch von Psychologen und Soziologen neue Einsichten zu erwarten haben. Aber so viel steht m. E. heute schon fest: nicht nur wir Ärzte müssen uns in Zukunft intensiver als bisher mit den Ergebnissen der Verhaltenswissenschaft auseinandersetzen. Ihre Konsequenzen reichen bis in die Bildungspolitik, ja vielleicht bis in die Vereinspolitik eines Verbandes wie des Alpenvereins herein.

Typ A – Verhaltensmuster

Forschungsarbeiten des letzten Jahrzehnts haben den Nachweis erbracht, daß es sich beim sogenannten „Typ-A-Verhaltensmuster“ sowohl um ein echtes psychologisches Phänomen als auch um einen Hauptrisikofaktor arteriosklerotischer Erkrankungen



handelt, der sogar von der sehr kritischen amerikanischen Herzgesellschaft heute offiziell anerkannt ist. Was ist dieses Typ-A-Verhaltensmuster? „*Individuen des Typs A sind vor allem durch einen ungewöhnlichen Wettbewerbssinn und durch eine wahre Zwangsvorstellung gegenüber der verstreichenden Zeit gekennzeichnet. Sie sind auf aggressive Weise in einen ständigen Wettstreit verwickelt, weil sie in möglichst kurzer Zeit möglichst viel erreichen wollen. Diesen Kampf führen sie vor allem im Berufsleben, unabhängig davon, welcher Art von Hindernissen sie begegnen. Sie neigen zu versteckter Feindseligkeit und Aggressivität, ihre Sprache und ihre Mimik sind explosiv und aggressiv.*“ (C. D. Jenkins in: Psychosozialer Streß und koronare Herzkrankheit III. Verhalten und koronare Herzkrankheit, Verhandlungsbericht vom 3. Werkstattgespräch 1978 in Höhenried, herausgegeben von: P. M. Dembrowski und M. J. Halhuber im Springer Verlag Berlin, Heidelberg, New York, 1981)

Man hat das Verhaltensmuster des Typ A auch als eine bestimmte Art von Reaktion beschrieben, die durch Umweltstressoren bei Personen ausgelöst wird, die ein verstärktes Bedürfnis haben, ihre Umweltbedingungen unter Kontrolle zu halten. Bezüglich vieler Fragen, die folgerichtig nach dieser Auflistung zu erörtern wären, muß ich auf die einschlägige Literatur verweisen, sie wird zusammenfassend in dem eben erwähnten Buch „Verhalten und koronare Herzkrankheit“ (herausgegeben von Dembrowski und Halhuber, 1981) abgehandelt. Dort werden auch nachfolgende Fragen erörtert: Worin besteht die spezifische Evidenz, die eine ursächliche Beziehung zwischen Verhalten und

koronarer Herzkrankheit nahelegt? Wie kann koronargefährdendes Verhalten erfaßt werden? Durch welche Mechanismen wird Verhalten in koronare Herzkrankheiten umgesetzt? (Z. B. über eine verstärkte Aktivierung des sympathischen Nervensystems.) Wenn man zur begründeten Anschauung gekommen ist, daß es ausreichende Argumente für koronargefährdende Verhaltensmuster gibt, dann stellt sich nicht nur für den Arzt die „Gretchenfrage“, ob und wie man diese Verhaltensweisen verändern kann. In allen Publikationen zum Thema sind die Kapitel über erfolgreiche Einwirkungen am schwächsten. Meyer-Friedman, einer der Väter des Typ-A-Konzepts, ist aufgrund seiner eigenen Erfahrungen skeptisch, daß das Typ-A-Verhaltensmuster vor dem dramatischen Ereignis eines Herzinfarkts zu ändern wäre. Hindernisse, die er in der gegenwärtigen Situation dabei als wirksam erachtet, sind:

1. Der Stolz auf das effektive Typ-A-Verhaltensmuster und seine augenscheinlichen Erfolge
2. das Nicht-Verstehen-Können der Koronarpatienten, daß etwas Abstraktes wie Verhaltensweisen von Typ A zu einer körperlichen Krankheit führen kann
3. die bei den Koronarkranken häufige Verleugnungstendenz („Nur der andere ist gefährdet.“) und schließlich
4. die Abwehrhaltung vieler Kardiologen, die den Patienten in seiner Skepsis bestärken.

Nach einem Infarktereignis scheinen die Chancen, koronargefährdende Verhaltensmuster beeinflussen zu können, wesentlich besser.

Wer ohne Uhr nicht leben kann, **wer** hastig und abgehackt spricht, **wer** nicht zuhören kann, **wer** anderen dauernd ins Wort fällt, **wer** sofort auf 80 ist, wenn er mal nur 30 fahren darf, **wer** immer mehrere Dinge gleichzeitig tun will, **wer** bei jeder Unterhaltung nur von sich redet, **wer** ständig andere übertrumpfen will, **wer** nichts mehr genießen kann ohne schlechtes Gewissen, **wer** gewohnheitsmäßig die Zähne zusammenbeißt, **wer** diese Zeilen nur überfliegen hat und jetzt schon ungeduldig ist, **der** ist ein **A-Typ**, **der** lebt gefährlich, **dessen** Persönlichkeit ist der Risikofaktor Nr. 1 für einen zu frühen Herzinfarkt.

Typ B – kein eigenes Leitbild?

In den mir bekannten Publikationen zum Typ-A-Verhaltensmuster wird der Typ B aber nur als Komplementärbild, d. h. nur als „Nicht-Typ A“ beschrieben, aber es wird kaum ein erstrebenswertes Leitbild des eigenen Lebensstils gezeichnet. Dem überwiegend naturwissenschaftlich ausgebildeten und orientierten Arzt bereitet es außerdem Unbehagen, wenn er erkennen muß, daß Reflexionen über dieses Thema bis in die Bereiche der Kulturkritik, Weltanschauung, ja Religion führen.

Worum es hier geht, kann vielleicht auch aus zwei Zitaten verständlich werden, zwischen denen ein Zeitraum von fast 100 Jahren liegt. Freud schrieb in einem Brief vom 4.9.1883 an seine Braut: „*Ich will lieber meinem Ehrgeiz entsagen, wenig Lärm machen, weniger Erfolge haben, als mein Nervensystem in Gefahr bringen...*“

Das zweite Zitat stammt von einem Zeitungsartikel von Horst-Eberhard Richter in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung unter dem Titel „Wer nicht leiden will, muß hassen“: „*Der vollständige Mensch ist nicht, wie wir uns immerfort weismachen wollen, der ewig jugendliche Besitzer der höchsten Fitness, der unverwundliche Supermensch, der sich gegen alle wissenschaftlich ermittelten Risikofaktoren feigt, sondern das Wesen, das auch leiden und sterben kann.*“ Es scheint mir aber bemerkenswert, daß auch die beiden hier zitierten Aussagen von einer negativen Bestimmung ihres Leitbildes ausgehen.

Ist es möglich, über den Termindruck, den „Lebensstreß“ die „Hurrysickness“ (die „Angina temporis“, die zur Angina pectoris führt) den Zugang zum „Typ-A-Bewußtsein“ den betroffenen Menschen zu erleichtern? Brauchen wir noch immer den überfüllten Terminkalender als Statussymbol? Oder brauchen wir nicht eher die Auseinandersetzung mit den „Ausgeflippten“, damit unsere Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft human bleiben kann? Braucht das Leistungsprinzip nicht klarere Maßstäbe? (Lauter Fragen aus einer Folge von Betrachtungen über Verhaltensweisen deutscher Eliten von Graf von Krokow, Professor für politische Wissenschaften, in der Wochenschrift „Die Zeit“, 1980.)

Wie soll da nun der Alpinismus als Lebensphilosophie ins Spiel gebracht werden? Auf der Suche nach einem positiven Leitbild des Typ-B-Verhaltens bin ich bisher immer nur bis zum Begriff des „**spielerisch sportlichen Menschen**“ gekommen. B. Junge und H. Hoffmeister vom Institut für Sozialmedizin und Epidemiologie des Bundesgesundheitsamtes haben in einer Übersicht über die Entwicklung von Herzkrankheiten und Gesamtsterblichkeit als Konsequenz ihrer Erhebungen zusammengefaßt, was unter einer gesundheitsbewußten Lebensweise praktisch zu verstehen sei: „*Weder exzessives Konsumieren noch einseitige und übertriebene Gesundheitsrezepte, sondern ein stetiges gelassenes Abwickeln des täglichen Lebens.*“ (Junge B., Hoffmeister, H., Münchn. med. Wschr. 124, 1982, No 21).

Den Slogan „Langläufer leben länger“ habe ich vom Sportarzt Dr. Laubmann in Hof dankenswerterweise ergänzt gehört: „**Lässige Langläufer leben länger lustig.**“ (Das Tiefste, was ich bisher zur Philosophie, ja Theologie des Spielerischen, Ernst-

Heiteren gelesen habe, fand ich bei Hugo Rahner, „Der spielende Mensch“, 8. Auflage 1978, Johannes Verlag Einsiedeln-Schweiz.) Ich nehme nun, daß ein positives Leitbild, ein Gegenbild zum vorhin bezeichneten Typ-A-Verhalten, im Alpinismus als Lebensform und Lebenshilfe schon vorgegeben ist.

Bergsteigerleben ist gelebte Überleistungsverweigerung

Um den Alpinismus als „Lebensphilosophie“ zu definieren oder wenigstens zu charakterisieren, halte ich mich vorwiegend an Aussagen, die beim Symposium: „Bergsteigen als Lebensform und Lebenshilfe“ vom 2.–5. Juni 1977 in Innsbruck gemacht und in einem Bericht (herausgegeben und verlegt vom Österreichischen Alpenverein unter Verantwortung von Prof. Louis Oberwalder, Innsbruck) der Öffentlichkeit zugänglich wurden. Dabei möchte ich von vornherein mit R. Sander (Seite 15) eine Gefahr und ein Mißverständnis vermeiden: Alpenvereinsgruppen dürfen sich nicht in „Ersatzreligionen“ bewegen und Bergsteigen darf nicht als eine gesonderte Weltanschauung betrachtet werden. Der Alpinismus soll hier über das Bergsteigen und Skifahren hinaus als eine relativ bestimmende und z. B. in Alpenvereinen gelebte Einstellung zur unbelebten, belebten und sozialen Umwelt verstanden werden, also z. B. als eine weniger konsumorientierte Wertordnung (was ist mir in meiner Lebensgestaltung wichtig, was weniger wichtig?). Als praktische Lebensphilosophie will der Alpinismus diese spezifische Wertordnung als eine bewußte **Lebensform** realisieren und der Weg dorthin ist für manchen eine (therapeutische) **Lebenshilfe**.

Im folgenden will ich nun versuchen, einigen typischen Merkmalen koronargefährdender Verhaltensmuster (Typ A) einige Charakteristika des Alpinismus als positives Leitbildmerkmal **koronarschützender Verhaltensweisen** (Typ B) gegenüberzustellen. Dabei bin ich mir bewußt, daß es in Einzelheiten ohne gewisse deformierende Pressungen nicht abgeht, aber die Gesamtrichtung der Bewegung sollte dabei erkennbar werden. Es wird sich auch herausstellen, daß die Unterschiede in den Lebensstilformen nicht immer allein im Qualitativen, sondern oft „nur“ im Quantitativen zu suchen sind, d. h. im Maß. Keine Gesellschaftsform und keine Lebensform, auch kein Sport können ohne Leistung existieren, auch nicht der Bergsteiger. Ob etwas Heilmittel oder Gift ist, wird nicht nur in der Medizin von der richtigen Dosierung bestimmt.

Was wir ablehnen, ist eine Lebenseinstellung, für welche Leistung und Wettbewerbsdenken überwertig, d. h. durch ihren Ausschließlichkeitscharakter deformiert und deformierend, ja, den Menschen zerstörend geworden sind (Typ A). Ein konsequentes Bergsteigerleben ist hingegen gelebte Überleistungsverweigerung, weil z. B. der Alpinist seine Freiheit nicht seiner Karriere opfert. Ein aktiver Bergsteiger lernt früh seine Möglichkeiten, aber auch seine Grenzen kennen (learning by doing) und wird dadurch gelassen (Typ B). Ein anderes Beispiel für ein Typ-A-Merkmal, das nur quantitativ überwertig und schädlich ist, scheint mit die „Kontrollambitioniertheit“. Natürlich wird jeder Bergstei-



ger, nicht nur der Extremkletterer, eine differenzierte Selbstkontrolle anstreben, sie ist aber mit gleichzeitiger Gelassenheit gut zu vereinbaren. Wenn aber dieses Ziel, sich selbst und die Umwelt angespannt in Kontrolle zu halten, zum alles beherrschenden Ehrgeiz (Ambition) wird, dann kann ein solcher Lebensstil für den Betroffenen und seine Umwelt lebensgefährlich werden.

„Bergsteigen im eigentlichen Sinn ist zweckfreies Tun, das individuell absteckbar, in Zielsetzung und Durchführung vom ‚In-der-Natur-Leben‘ bis zur Bewährung in den Grenzbereichen menschlicher Existenz liegt.“ (Oberwalder: Symposium Bergsteigen, 1977, Seite 1.) *„Die Eroberung des Unnützen, wie der unvergebliche französische Bergsteiger Lionel Terray das Bergsteigen genannt hat, übt seine Faszination auf die Menschheit aus. Das sogenannte ‚Unnütze‘ feiert gerade in unserer, vom platten Nutzen so überaus geprägten Zeit neue Triumphe.“* (Sander, Symposium Bergsteigen, 1977, Seite 5.) Der Berg lehrt den Menschen, der in immer kürzerer Zeit immer mehr leisten will, und bei dem die „Angina temporis“ zur „Angina pectoris“ führt, ein anderes Verhältnis zur Zeit. *„Der Berg wird dem Menschen immer den Eindruck des Dauernden vermitteln, die Berge bleiben, sie schauen ungerührt auf alle jene hernieder, die immer wieder Marksteine der Geschichte setzen, völlig neue Entwick-*

lungen anbahnen, atemberaubende Perspektiven eröffnen und überhaupt ein epochalprogressives Verhalten zeigen.“ (Stecher, Symposium, 1977, Seite 35.) Wenn Selbstisolierung und versteckte Feindseligkeit zu den koronergefährdenden Merkmalen des Typ A gehören, dann müßten nach meiner These im Alpinismus Schutzfaktoren gegen diese Gefahren zu finden sein.

Solidarische Gruppenleistung statt individueller Leistungsfixierung

Fördern die Alpenvereinssektionen und ähnliche Gemeinschaften „solidarische Merkmale, die im Psycho- und Soziogramm von Infarktpatienten allzu häufig fehlen?“ (Siegrist, J., 5. Werkstattgespräch: Probleme, Erfahrungen und Probleme mit ambulanten Koronargruppen, 1982, München). Zunächst zu den solidarischen Gruppenleistungen: Es gehört nach übereinstimmenden internationalen Studien zu den am meisten hervorstechenden Verhaltenseigenschaften von Infarktkandidaten, daß sie eine ausgeprägte individuelle Leistungsfixierung aufweisen, die mit motorischer Unruhe und Entspannungsunfähigkeit, mit übersteigter Wettbewerbshaltung und Feindseligkeit verbunden ist. In zahlreichen Experimenten ist nachgewiesen worden, daß sich solche Personen lieber allein als in der Gruppe an die Arbeit

„Das Bergsteigen bietet für eine Familie großartige Möglichkeiten...“

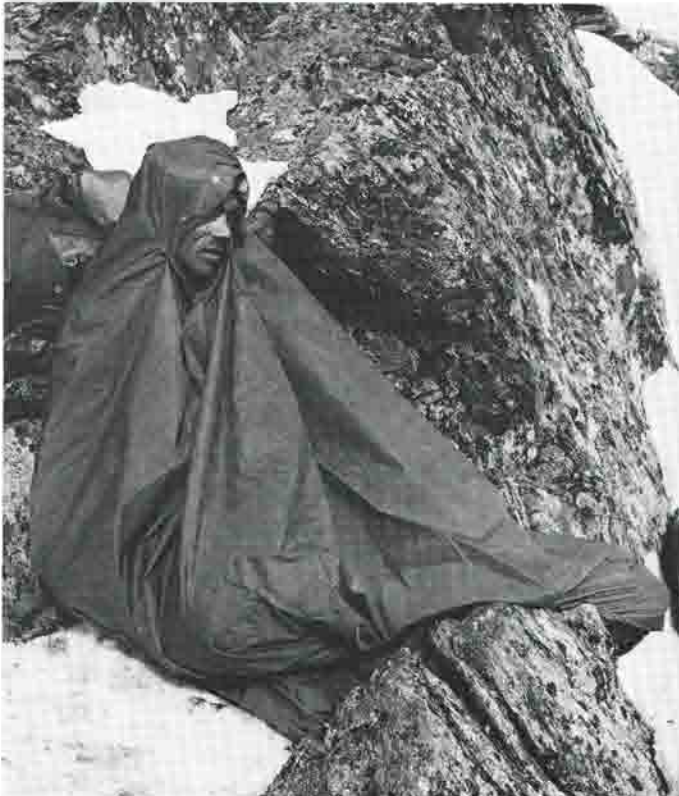
Foto: W. Bahnmüller

Links unten:

„Der Berg will...“

Foto: H. Steinbichler

machen, daß sie an einmal gesteckten Zielen verbissen festhalten und daß sie auch bereits kleinere Herausforderungen zum Anlaß nehmen, ihre Leistungsfähigkeit offensiv unter Beweis zu stellen. Aus einer solchen offensiven Vereinzelung entstehen sodann häufig interpersonelle Schwierigkeiten und Konflikte, in der Ehe, im Freundeskreis, im Beruf. So konnte beispielsweise Siegrist und seine Gruppe in einer retrospektiven Studie an mehreren hundert Infarktpatienten und einer herzkreislaufgesunden Kontrollgruppe zeigen, daß der Prozentsatz von Personen, die chronische familiäre Belastungen aufweisen und die zugleich vereinzelt und isoliert sind, in der Infarktgruppe fast doppelt so hoch ist wie in der Kontrollgruppe (J. Siegrist, K. Dittmann, K. Rettner, I. Weber: Soziale Belastungen und Herzinfarkt, Emke, Stuttgart, 1980.) „Zu einer solchen ‚Karriere‘ führen häufig unbewußte individuelle Bestrebungen, eine besonders starke Kontrolle über die nähere Umgebung auszuüben. Solche Kontrollambitionen werden aber auch durch soziale Einflüsse, etwa hohe berufliche Verantwortung, verstärkt. Die medizinisch vielleicht wichtigste Folge starker Kontrollbedürfnisse sind falsche, unrealistische Einschätzungen, Bewertungen von Leistungssituationen. Es kommt dadurch bei Infarktkandidaten gehäuft zu einer unökonomischen langandauernden und oder überschießenden Aktivierung des unwillkürlichen sympathischen Nervensystems mit den möglichen Folgen der Herzkreislaufgefährdung bis hin zum Zusammenbruch von Herzkreislaufregulationen.“ (J. Siegrist, 1982, 5. Werkstattgespräch, wie oben.)

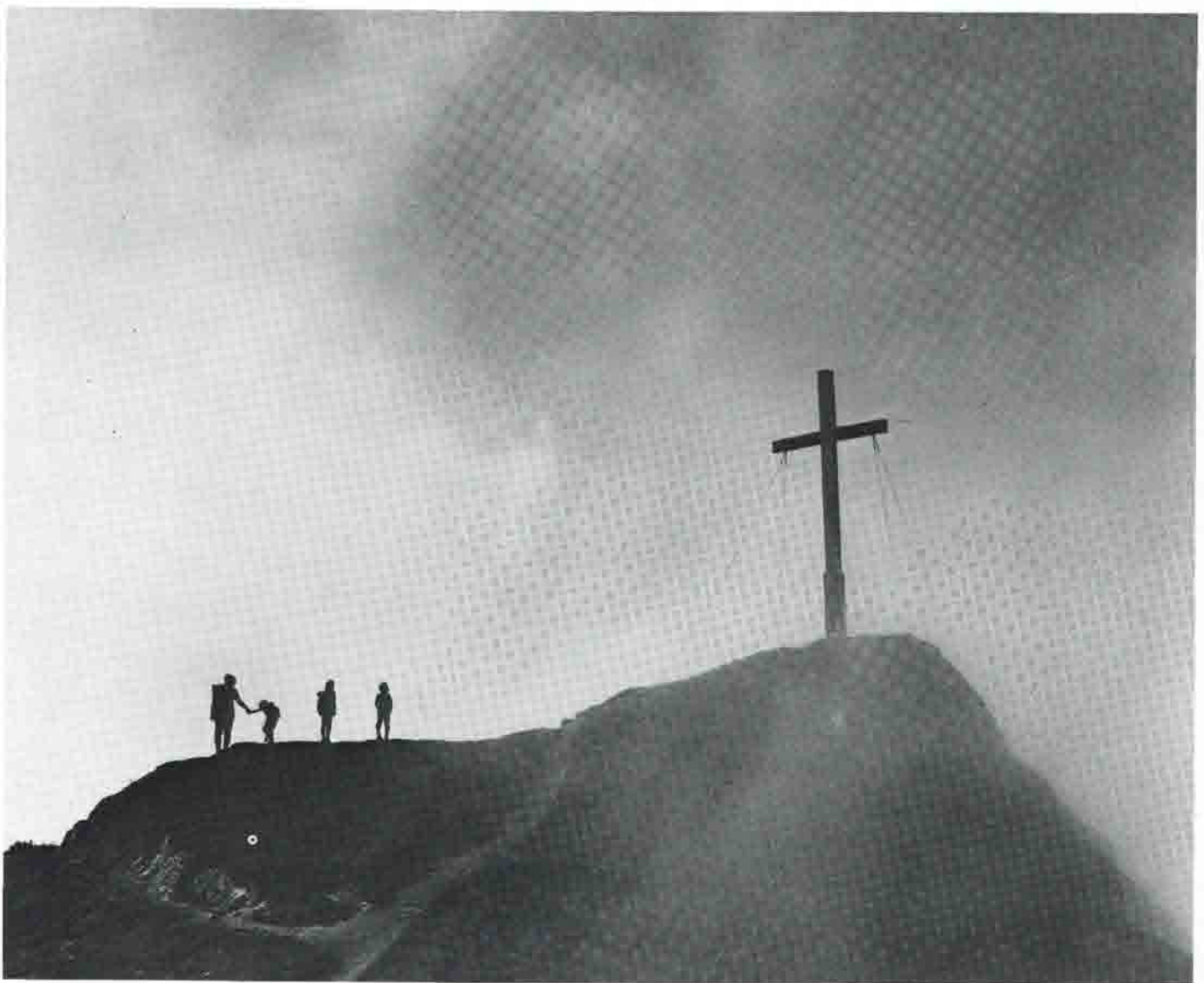


„Das Bergwandern bietet für eine Familie großartige Möglichkeiten, gemeinsam zu planen, die Interessen zu vertreten, Entscheidungen herbeizuführen, zu streiten, wohin man geht, Konflikte auszutragen, die nicht allzu ernst, aber immerhin da sind. Beim Wandern selbst muß man nicht unbedingt miteinander in Beziehung treten, weil man sich da gerade auf die Anstrengungen oder auf den Weg konzentriert, aber diese Konzentration auf das Einfache entlastet das psychische Leben und wenn es dann zur Rast kommt, dann haben Sie sicher schon erlebt, daß oftmals Gespräche in Gang kommen, in einer entlasteten Atmosphäre, die daheim sehr selten möglich wären. Durch diese Entlastungen können die Gespräche besser geführt werden als in den Erlebnisqualitäten des Alltags. Dazu kommt, daß gemeinsame Ergebnisse Bindungen vertiefen und so eine Gemeinsamkeit entsteht, die auf andere Art nicht so echt aufgebaut werden könnte.“ (Klingler, Symposium, 1977, Seite 19)

„Ein Bergsteiger ist kein extremer Kletterer, der dieses Klettern vielleicht als Sport betreibt und es dann bleiben läßt, sondern er muß erst durch die Berge geformt werden. Es beginnt dies in der Jugend, bereits bei der Erziehung durch seine Eltern. Erst so kann er zum Bergsteiger heranwachsen oder sich gar, wenn er die Fähigkeiten besitzt und es auch selbst will, zu einem extremen Bergsteiger entwickeln, ohne jedoch das Schöne am Bergsteigen zu vergessen. Bergsteiger sind Individualisten, sind eigensinnige Menschen, die jedoch trotz des Individualismus einer Gemeinschaft angehören, das ist immer wieder zu sehen. Auch der Extrembergsteiger findet eine Gemeinschaft, die Expedition bildet ein glänzendes Beispiel dafür. In dieser Gemeinschaft auch wiederum Individualist zu bleiben ist sicher etwas, was uns persönlich viel Freude bereitet.“ (Nairz, Symposium, 1977, Seite 11).

„An sich gibt es zwei Dinge beim Bergsteigen, einerseits wie Messner richtig sagt, muß man sich selbst finden, muß man mit seinen Gedanken oft alleine sein, um sein eigenes Ich erforschen zu können. Andererseits glaube ich aber doch, daß es auch hier ein gewisses Finaldenken gibt, denn wie wären sonst diese ganzen außergewöhnlichen Leistungen möglich. Ich selbst gehe z. B. seit mehr als 30 Jahren gerne Bergsteigen, mache sicherlich oft auch ganz einfache Wanderungen, wo ich genau so viel erlebe, wie wenn ich einen hohen Berg besteigen würde. Aber irgendwo liegt doch auch hier ein gewisses Ziel dahinter. Ich betrachte Bergsteigen schon von meinen Leistungsfähigkeiten her nicht als reinen Sport, sicherlich nicht als reines nur Insichgehen und Fühlen und Denken. Was mir aber beim Bergsteigen besondere Freude bereitet, ist ein Ziel, wenn es auch manchmal nur ein kleines zu erreichen gilt. Wenn ich es nicht erreiche, sowie es Messner am Dhaulagiri erlebt hat, dann ist es auch eine gewisse Größe, dieses Ziel dann nicht als erreichbar anzusehen und trotzdem zu sich selbst zu finden. Besondere Freude bereitet mir auch immer die Kameradschaft, egal ob ich mit Universitätsprofessoren oder Arbeitern auf Expedition war.“ (Schell, Symposium, 1977, Seite 11.)

„Es wird sicher noch eine Zeit dauern, aber ich bin sicher, daß es früher oder später eine Bergsteigergeneration geben wird, die



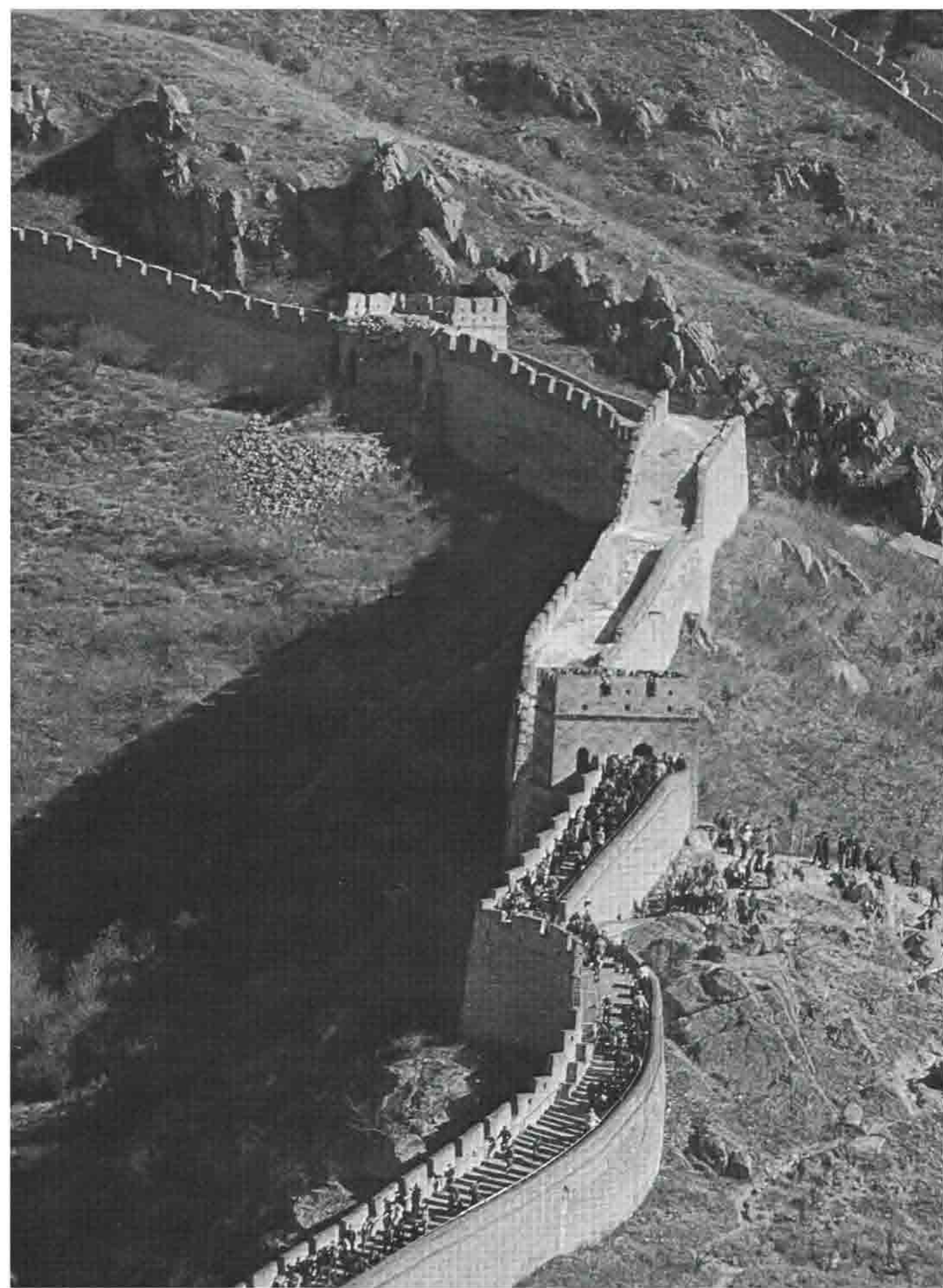
nicht mehr final denkt. Man muß sich selbst suchen und nicht mehr den Nanga Parbat oder den Mount Everest. Dies kann bei einem Mann herauskommen, der besonders talentiert ist und große Fähigkeiten besitzt. Es kommt dies zufällig zustande, es darf nicht gesucht werden.“ „Natürlich starte ich final zu jeder Expedition, zu jeder Tour heute. Weil ich ja nicht fähig bin, aus diesem westlichen Gedankengut auszusteigen und ein orientalischer Mensch zu werden, dazu bin ich nicht in der Lage, diese Fähigkeiten besitze ich zumindest vorläufig noch nicht, obwohl ich sie mir erträume und sie mir herbeisehne. Sollte ich einmal soweit sein, dann werde ich nicht mehr bergsteigen, dann brauche ich das nicht mehr.“ (Messner, Symposium, 1977, Seite 12.)

Der Berg will...

„Der Berg hat noch eine göttliche Eigenschaft: Er fordert den Menschen! Wer ihn erleben will, muß keuchen, wer auf 3000 aus der Gondel stolpert, hat am Zauber des Berges nur geschnuppert. Der Berg will, daß Du am Morgen verdrossen aus dem warmen Schlafsack kriechst und nach den kalten Sternen blin-

zelst, er will, daß Du über die faden Moränen-Hügel wanderst, die so unruhlich und sensationsarm sind, er will, daß Du müde wirst und hinter dem nächsten Aufschwung immer wieder das Ende erhoffst. Er läßt es zu, daß auf dem Gipfel die Nebelfetzen alle Postkartenträume ausradieren, manchmal schickt er Dich mit einem leisen Spott unverrichteter Dinge nach Hause und in Deinen Schuhen gluckst das Wasser, unberührt von allen Torheiten einer Wohlstandsgesellschaft holt er nach, was die Erziehung unserer Tage versäumt: Die Übung der Frustrationstoleranz. Für ihn bleibt außer jeder Diskussion, was selbst im religiösen Bereich heute manchmal diskret verschwiegen wird: Das Lebensgesetz des Verzichts und des Opfers. Und deshalb ist das Symbol des Kreuzes auf seinen Gipfeln kein Fremdkörper. In strenger, schlichter Form teilt es das Dasein in längs und quer, in Liebe und Last.“ (Stecher, jetzt Bischof in Innsbruck, Symposium 1977, Seite 37.)

Mit diesem Zitat des Theologen, der seinen Beitrag überschrieben hat: „Viele Wege führen zu Gott, einer geht über die Berge“, möchte ich meinen Beitrag beschließen. Vielleicht ist er der Anstoß zu einer verhaltensepidemiologischen Studie im Alpenverein, zu neuen, alten Wegen der Erst- und Zweitprävention des „Hauptmörders der westlichen Welt“, des Herzinfarkts.



Mount Everest – die letzte Wand

Eine Geschichte, die sich von 1974 bis Winter 1981 erstreckt

Kurt Diemberger

*Links: Die große Mauer
(6000 km lang), hier
in der Nähe von Peking.
Foto: K. Diemberger*

Jean-Marc Boivin und Patrick Berthault durchsteigen am 14. August 1981 zunächst die Südwand der Aiguille du Fou (Narrennadel). Von deren Gipfel segeln sie mit einem Flugdrachen zum Rognon-Biwak am Fuß der Dru-Westwand. Diese durchsteigen sie – mehrere Seilschaften überholend – auf der Hemmingföhre bis zum „bloc coincée“ – also den Punkt, wo die Hemming- in die „alte“ Magnoneföhre einmündet. Rasantes Abseilen an den vor kurzem überholten Seilschaften vorbei bringt sie zurück zum Wandfuß. Das Sympathische an der Geschichte ist das freimütige Bekenntnis der beiden Helden, auf die Idee dieser Tourenkombination habe sie ein Alpinkommentator gebracht. Einer nämlich, der seinen Senf zu anderen Begehungen in Rekordzeit gebend auf die „Irren“ wartete, die die Fou-Südwand und die „Hemming“ (zwei der derzeit am höchsten im Kurs stehenden Felsanstiege im Montblancgebiet) an einem Tag begingen.

Einigermaßen schwindelerregend freilich ist die Vorstellung schon, derartige Unternehmungen könnten die Tendenz anzeigen, wohin sich das Bergsteigen der Leistungsspitze in den Alpen bewegt. Als ziemlich traditionsverhafteter Alpinredakteur ist man da denn doch sehr geneigt, die Möglichkeit, ihren Leistungswillen in den großen Gebirgen Amerikas und Asiens zu erproben, auch für künftige Alpinistengenerationen zu erhoffen; trotz der, wie mehrmals in diesem Jahrbuch erwähnt, der wirtschaftlichen Entwicklung wegen, zu erwartenden Reiseeinschränkungen. Sollte angesichts dieses Hintergrundes die Blickverengung allein auf die Zukunft des Bergsteigens nicht schon deshalb verzeihlich sein, weil sie in einem Jahrbuch für Bergsteiger erfolgt: ihre Unternehmungen können Bergsteiger nur in die Tat umsetzen, wo und solange politische und wirtschaftliche Entwicklungen friedlich ablaufen...

Und für den Frieden sind ja alle! Zumindest gibt es kaum gegenteilige Behauptungen.

Da es aber die Erfüllung der Hoffnung auf Frieden zur Voraussetzung hat, ist wohl auch das Trachten vieler Bergsteiger danach nicht zu verdammen, heute an den „Bergen der Welt“ die Phase des klassischen Alpinismus nachzuvollziehen.

Gelegenheit dazu gibt es noch reichlich. Das beweisen die beiden folgenden Schilderungen von Kurt Diemberger und Hermann Warth. Mit dem Bericht Kurt Diembergers, der 1981 mit einer amerikanischen Expedition am Everest gewesen ist, wollen wir auch in diesem Jahrbuch wieder einen „Blick über den Zaun“ riskieren: darauf, was die auf dem Gebiet des Expeditionsberg-

steigens führenden Länder planen und anpacken. Bemerkenswert am Rande der Diembergerschen Schilderungen ist, daß es offensichtlich auch im amerikanischen Expeditionsbergsteigen zwei unterschiedliche Tendenzen gibt. Eine, der das alles überragende Ziel der Gipfelerfolg ist, egal auf welchem Weg er erreicht wird. Und die andere, der die Amerikaner doch ihre führende Rolle auf diesem Gebiet mit verdanken, der vor allem der Weg, der unbekannte Weg, das Problem das Ziel ist. (d. Red.)

Eine Kamera rollt nach Tibet

„Mensch, bist du wahnsinnig, laß mich los!“ brüllt Hermann, mein Seilgefährte, und bäumt sich auf über dem Abgrund wie ein Lipizzaner an der Leine. Und schon wieder macht er Anstalt, sich in einem Riesensprung den eisigen Hang nach Tibet hinabzustürzen, wo vor seinen Augen die geliebte Kamera – ein sauteures Stück! – nur ein paar Meter entfernt der Tiefe entgegenrollt. Unschuldig, geradezu fröhlich tänzelt der gerissene Tragriemen bei jeder Umdrehung über den Schnee... Fiehentlich beschwört mich mein Freund, das Seil, an dem er hängt, fahren zu lassen: „Ich kriege sie noch!“ heult er – dann steigt eine Flut von schwäbischen Flüchen zu mir empor, während die Kamera weiterrollt, manchmal mit kleinen Sprüngen, fast wie ein Mäuschen, so rund jedenfalls... sie rollt und rollt und rollt – die teure Rolle! – Mit zusammengebissenen Zähnen halte ich das Seil, mit beiden Händen im Sicherungsriff, die Beine im Schnee verstemmt, den Pickel eingerammt – bewegungslos, wie erstarrt, unerbittlich vom ersten Augenblick an, wo meinem Freund die Kamera entglitt und er Anstalt machte, ihr nachzuspringen. Es hätte ein tödlicher Irrtum sein können, das Seil freizugeben... tödlich für uns beide. Vielleicht hätte er den Wettlauf mit der Kamera in den ersten Sekunden noch gewinnen können – aber: ein falscher Schritt, ein Stolpern – fünfhundert Meter tiefer wären wir irgendwo im Spaltengewirr eines Gletschers zur Ruhe gekommen, oder noch weiter draußen, zwischen den fahlen Moränenhügeln aus Granitblöcken und Schiefer, einer „Buckligen Welt“ im Talgrund der Kangchungseite des Mount Everest. Nein, lieber lebendig und die Kamera verloren!



Tiefblick aus 8100 m Höhe vom Aufstieg auf den Makalu auf das Kama-Tal in Tibet mit Kangchung-Gletscher und namenlosen Sechstausendern. Bei dem eingezeichneten Kreis befand sich das Basislager im Herbst 81 (5000 m) für die Everest-Ostwand.

Foto: K. Diemberger

Hermann ist immer noch empört, daß ich das Seil nicht freigegeben habe. Er will unverzüglich über die Wand absteigen, der Kamera nach! Ich versuche, es ihm auszureden, es besteht doch kaum Hoffnung, daß die Kamera irgendwo hängengeblieben sein könnte und noch heil ist. Aber der Hermann Warth aus Schwaben hat einen Steinschädel und diese Kamera war sein bestes Stück. Also probieren wir! Schon nach kurzem erkennen wir beide, daß dieses Unterfangen Unsinn wäre: die Wand wird immer steiler, man sieht nur einen Rand und dann die Kangchunglandschaft in der Tiefe. Wer weiß, was für unsichtbare Abgründe, Steilstufen, Überhänge unter uns lauern? Eins ist sicher: liegengeblieben kann die Kamera in dieser Wand nirgends sein – sie befindet sich an ihrem Fuß; vielleicht, auch wenn die Chance minimal ist, in einem Haufen weichen Lawinenschnees – selbst dann kaum unbeschädigt. „Ich kann sie richten lassen“, sagt mein Steinschädel aus Schwaben und träumt von dieser Chance.

Wir müssen irgendwie zum Wandfuß gelangen, von woanders her, nicht hier hinunter. Als wir wieder am Oberrand der Wand stehen, tue ich einen tiefen Atemzug: Wir haben Glück gehabt! Und ich denke an einen Bergsteiger, der seinen Eishaken retten wollte und selbst in die Tiefe stürzte.

Ein Biwak und das Bild der Ostwand

Man sagt, eingefleischte Fotografen seien – vorsichtig ausgedrückt – nicht immer mit normalen Maßstäben zu messen. Außerdem halten alle Nichtbergsteiger die Bergsteiger ohnehin für

verrückt. Ein fotografierender Bergsteiger, der seine Kamera verloren hat, ist daher zweifellos das NON PLUS ULTRA! „Wir werden sie finden, und wenn es Tage dauert“, versicherte mir mein Seilgefährte mit finsterner Entschlossenheit, als wir uns auf den Weg zu einem entfernten Sattel machten, von dem wir hofften, über seine mehr als 6000 m hoch gelegenen Schneefelder hinab in die unbekannte Tiefe des Nachbartales und zum Fuß unserer Wand zu gelangen.

Ich will mich kurz fassen: es hat drei Tage gedauert, und wir haben die Kamera nicht gefunden. Obwohl die zum Test und zwecks Erleichterung der Suche vom Oberrand der Wand her abgerollten Konservenbüchsen und Gaskartuschen alle an Ort und Stelle am Wandfuß zu finden waren. „Der Yeti hat sich den Kasten geholt“ – sagte ich zu Hermann, aber der fand den Scherz nicht gut. Dabei war die Landschaft wie geschaffen für den Yeti; menschenleer, so richtiges Niemandsland – Blöcke, etwas Gras, eine bucklige Welt rundum und sanfte, wie mit Schlagsahne übergossene Höhen auf der anderen Talseite. Eine Landschaft für den Schneemenschen... Wir verbrachten die eisigen Nächte im Schutz eines mächtigen Felsblocks, eingekleimt zwischen anderen Blöcken, eingehüllt in die zähe Perlonhaut des Biwaksacks, von dem bei jeder Bewegung die klirrenden Krusten des Frosts fielen – die Gesichter erstarrt und die Stunden bis zum nächsten Morgen zählend.

An einem dieser Morgen habe ich das Bild geschossen, das mich sieben Jahre später mit einer großen Expedition in das vergessene Tal nach Tibet brachte. Die Ostwand! Die märchenhafte

mir herauf. Wir bewegen uns an ihrem oberen Rand. Irgendwie gehört sie mir, in diesem Augenblick – ich kann es nicht genau erklären. Ich sehe wieder meinen „Weg“... den ich mir ausgedacht habe; er sieht gut aus, durchaus gangbar. Aber ich sehe nur den oberen Teil. Dann wird das alles unwichtig – ich schwimme, schwebe im Himmel über Tibet und habe doch noch den Boden unter den Füßen. Wir stehen auf dem Gipfel des Everest, an einem unvergeßlichen Tag über Nähe und Ferne.

Zwei Jahre später: Herbst 1980. „Man soll den Buddha des Gipfels nicht mehr als einmal stören – du bist doch schon oben gewesen“, mahnt mich mein Sherpafreund Nawang Tenzing, ein Tibeter, der mit mir auf dem Makalu gestanden hat und schon in den alten Tagen des Shartse mit dabei war – 1974. Tatsächlich geht es mir mehr um den Lhotse, als um den Everest. Unglück verfolgt die Expedition: ein Sherpa stirbt im Eisbruch, ein italienischer Bergsteiger auf dem Weg zum Südsattel wird von einer Lawine in eine Gletscherspalte gestampft; fürchterliche Stürme toben viele Tage lang – Kameraden erfrieren ihre Finger und Zehen im schier endlosen Auswarten des Eissturms auf dem rund 8000 m hohen Südsattel. Der Anprall der Luftmassen ist so gewaltig, daß ein leeres Zeit wie ein Luftballon hinaus nach Tibet fliegt – nach Osten, irgendwo hinab auf den Kangchunggletscher. 1981 fanden wir dort unten von Lawinen und Stürmen hinabgeschleuderte völlig verbogene Kocherbleche, sogar den Überschuhe eines Bergsteigers, den ihm der Sturm auf dem Südsattel fünf Jahre vorher nach Tibet entführt hatte. Durch wirbelnde Schleier von Eiskristallen blicke ich hinaus nach Tibet.

Die Chinesen haben die Grenze geöffnet. Bergsteiger aller Nationen drängeln sich in Peking um die Bewilligung für einen Aufstieg über den Nordgrat des Berges. Bald wird dann wieder das Theater eröffnet sein, auch dort, wer mit oder ohne Sauerstoff stieg, ob allein, relativ allein oder ganz allein, zumindest als erster in einer gewissen Jahreszeit... mit anderen Worten, die Schlacht der Verdienste wird geschlagen werden. Ob es eigentlich noch Götter auf dem Gipfel des Berges gibt? Wer kümmert sich noch um Geheimnisse? Da gibt es ein vergessenes Tai, eine Wand, von der keiner spricht, die kein Mensch versucht hat – es scheint fast unmöglich, an diesem überlaufenen Berg.

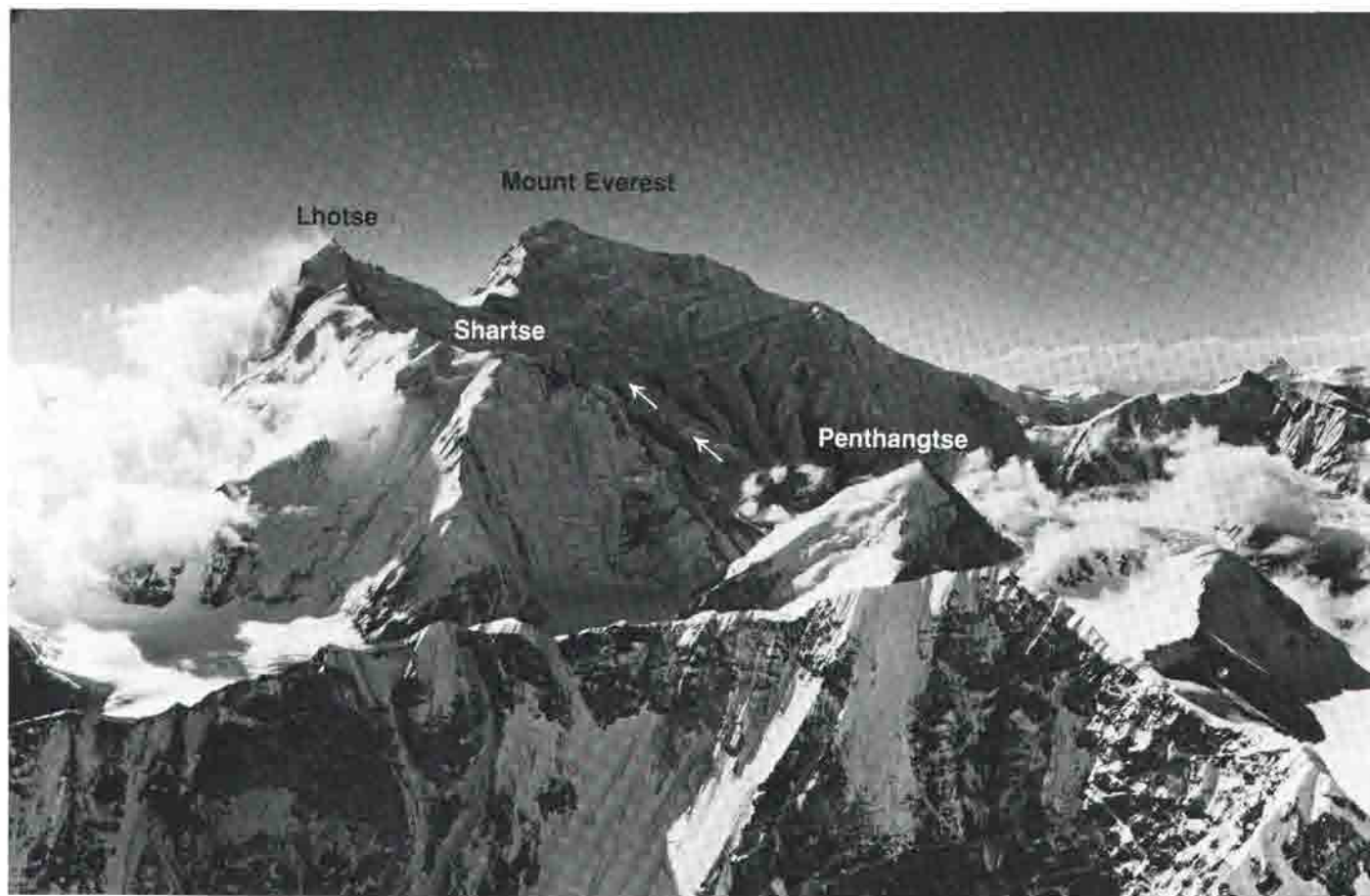
Die Ostwand...

Ein Foto in einer Schublade. Das Geheimnis des Berges. Ein Bild in meinem Herzen.

Nach Tibet – mit den Amerikanern

Ich sitze auf einem LKW, geschüttelt, gerüttelt, umhüllt von Wolken von gelbem Staub, ein Stück Gaze vor dem Mund – so wie meine Gefährten. Die amerikanische Everestexpedition 1981 nach China. Ziel: die Ostwand. Nur zur Sicherheit hat man sich auch ein Permit für die Nordseite geben lassen – für den üblichen Aufstieg von China her. Drei Tage sind wir nun schon unterwegs auf dieser Staubstraße durch das Hochland von Tibet – nachdem uns ein altes Propellerflugzeug nach Lhasa gebracht hat. Davor? Die Zeitlosigkeit endloser Flugstunden im Jet ... München, New York, San Francisco, Hongkong, Kanton, Cheng-Du ... die zer-

mürbende Hektik einer Expedition beim Start, ja, an fast allen diesen Plätzen. Das endlose Singen der Jetmotoren zerreißt jedesmal wie durch eine plötzliche, überstürzte Traumhandlung. Der Ritt auf dem LKW durch die fortwährend neu emporwachsenden und zurückbleibenden Wellen des Hochlandes zwischen 4000 und 5000 m Höhe, der rüttelnde Trab zwischen Gebirgen des Transhimalaya, Seen, Wüstenflächen und Grün ist mir lieber. Ich denke zurück an Lhasa, den Potala mit seinen prächtigen Wandmalereien, den goldenen Dächern, den Stupas – an den Blick auf die Stadt von oben, der deutlich macht, wieviel die chinesische Besetzung geändert hat. Dann kam Shigatse, dann Shigar – immer näher der gewaltigen Hauptkette des Himalaya im Süden, der rund 200 km lang, die 14 höchsten Gipfel der Erde trägt. Der Everest – der höchste in dieser „Achttausenderfamilie“ – hat 8848 m. Die Tibeter nennen den Berg Chomolungma – Göttinmutter des Landes. Monsunwolken verhüllen sie, als wir sie von einem 5500 m hohen Bergpaß, den unsere fünf LKWs keuchend, mit Mühe, großem Aufwand an Kühlwasser aus Bergbächen und etlichen Pannen erklimmen haben, endlich als stolze Pyramide über dem Hochland schweben sehen sollten. Doch nur der Gipfel des 8156 m hohen Cho Oyu guckt aus den Wolken. An diesem Tag gelangen wir nach Karta, einem Bergdorf im Grunde des gleichnamigen Tals. Es ist der Geburtsort des Sherpas Tenzing – Tenzing Norgay's, der 1953 mit Edmund Hillary den Gipfel des Everest erstmals betrat (der einstige Bienenzüchter aus Neuseeland, den die englische Königin nach der Besteigung zum Sir erhoben hat, ist so wie Sherpa Tenzing nun in Kathmandu zu Hause – d. h.: wenn sie zu Hause sind!). Für beide gab es in Lhasa zufällig ein Wiedersehen: Sherpa Tenzing führte ein „Nobeltrekking“ und Ed. Hillary war Mitglied unserer Expedition. Noch ein weiteres Mitglied der Expedition hatte den Gipfel des Everest bereits erreicht: Wang Fu Cao – unser Begleitoffizier, den uns die chinesische Regierung gemeinsam mit dem freundlichen Dolmetscher Cao mit auf den Weg gegeben hatte. Dann gab es noch einen Engländer, den Kameramann Mike Reynolds, und alle anderen waren Amerikaner: die beiden Expeditionsleiter Richard Blum und Lou Reichardt (ersterer hatte gemeinsam mit Gattin Diana Feinstein, der Bürgermeisterin von San Francisco, – von den Chinesen das Expeditionspermit eingehandelt, nachdem sie Shanghai zur Schwesterstadt von San Francisco erhoben hatten... dennoch blieb es ein teurer Spaß! Lou Reichardt hingegen, der bergsteigerische Leiter, war der erste Mensch, der ohne Sauerstoff den K 2 bestieg); dann war da der bärtige Geary Bocarde, ein Eisspezialist aus Alaska, John Roskelley aus Spokane, dem bereits drei Achttausender geglückt waren – einer der bekanntesten Bergsteiger aus den USA, weiters zwei Felspezialisten, zwei Ärzte, zwei Rechtsanwälte, eine Frau – die allerdings jeden von uns zum Kochen einteilte, eine sehr gute Kletterin (und leider auch Frauenrechtlerin) – ja, wir hatten eigentlich alles, circa ein Dutzend Amerikaner, vorwiegend aus dem Westen... von dort, wo die Amis ihre Berge haben – die Sierra Nevada mit dem berühmten Yosemite, die Rocky Mountains, die küstennahen Ketten Alaskas. Und wieso war ich dabei? Ich glaube, ich habe die Einfadung zu dieser Expedition auch einem gewissen Bild aus der Schublade zu verdanken. Ja,



So sah Kurt Diemberger die Everest-Ostwand mit ihren Eisrippen immer wieder während des Aufstiegs zum Makalu (1978). Er erkannte, daß die südliche = linke Wandrippe (Pfeile) die Möglichkeit für eine Durchsteigung geben könnte. Foto: K. Diemberger

Ostwand des Mount Everest! Eine Traumwand. Voll schimmernder Strukturen aus Eis, Wände und Rippen wie Orgelpfeifen... fast viertausend Meter hoch. Eine unbekannte Wand in einem vergessenen Tal ohne Menschen – von der niemand mehr sprach, seit der Engländer Mallory sie Anfang der zwanziger Jahre bei einer Erkundung des Berges erblickt und sogleich als unmöglich für eine Everestbesteigung erklärt hatte (er wandte sich der Nordseite des Berges zu und fand dort bei einer späteren Expedition gemeinsam mit Irvin den Tod beim Gipfelgang). Ich war fasziniert von dieser Wand und sie wurde mein Traum, den ich bei den Expeditionen folgender Jahre immer wieder vor Augen hatte – aber ich sprach nicht davon: sie war unerreichbar, im verbotenen Tibet. Mach dir keine Illusionen – sagte ich zu mir – die Chinesen lassen dort niemanden hin. Und eine heimliche Expedition über die Grenze? Undenkbar. Ein sinnloses Unterfangen – wie sollte denn allein schon der Nachschub funktionieren! Diese Wand wird ein Traum bleiben. Und nur wenige Träume verwirklichen sich.

Ein Foto in einer Schublade – geschossen mit dem 400 mm Teleobjektiv meiner Leica, durch das ich so oft auf die Gipfel Tibets geblickt hatte. Das blieb zunächst alles.

Makalu und Everest – die Traumwand rückt näher; ich finde die Aufstiegsroute!

Vier Jahre sind vergangen seit dem Abenteuer mit der abgestürz-

ten Kamera meines Freundes. Ich gehe meinen dritten Achttausender an, den Makalu, gemeinsam mit ihm und einer kleinen internationalen Expedition. Und da taucht die Ostwand des Everest wieder aus der Tiefe empor, mit ihren Rippen und eisigen Fluchten! Ich sehe es jetzt ganz deutlich, wo ich sie angehen würde, wenn es je dazu käme – sicher die einzige Möglichkeit in dieser von Lawinen durchrasten, verbotenen Wand: eine Rippe, ein mächtiger vorspringender Rücken – einer von fünf Fingern einer Hand, die über der Wand liegt... so daß die Spitzen der gespreizten Finger am Wandfuß den Boden des Kangchunggletschers berühren. Und wieder denke ich: fast viertausend Meter vom Gletscherboden zum Gipfel des Everest – eine der größten Eiswände der Erde.

Man muß den linken Finger nehmen, die linke Eisrippe – zu ihr hinauf führt ein fast tausend Meter hoher Pfeiler aus steilstem Fels, das haben wir schon von unserem eisigen Biwakplatz aus gesehen. In den zwei Monaten der Besteigung des Makalu blicke ich immer wieder hinüber in meine geheime Traumwand...

Fünf Monate später schwenke ich keuchend mit der Filmkamera eine französische Seilschaft in 8400 m Höhe ab, die langsam höhersteigt, Schritt für Schritt, in den tiefdunklen Himmel hinein, den Himmel über dem Mount Everest. Wir sind auf dem Südgrat des Berges – es ist der 15. Oktober 1978, wir gehen zum Gipfel. Pierre Mazeaud, Jean Affanassieff, Nicolas Jaeger, ich. Unter uns die unendliche Weite des tibetischen Hochlands, die eisigen Ketten des Himalaya... dort unten der Kangchunggletscher, völlig entrückt, wie aus dem Nichts reicht die Ostwand des Berges zu



wenn ich weiter zurückdenke, war eigentlich der Tragriemen einer Kamera schuld, der riß, worauf diese Kamera nach Tibet rollte...

Das vergessene Kama-Tal

Es ist eins der schönsten Täler der Welt – mit Urwäldern voll bunter Vögel und Orchideen, überragt vom ewigen Eis der Gipfel. So haben es die Engländer aus dem Jahr 1921 beschrieben (Mallory und seine Gefährten von der Everest-Erkundung), und so haben wir es erlebt. Denn nichts hat sich geändert. Das Tal ist menschenleer, praktisch unbewohnt – nur ein paar Hirten mit Yaks kommen alljährlich über die hohen Pässe vom Nachbarbatal herüber und lassen die Tiere das saftige Gras und die Kräuter der Hochregion weiden, für kurze Zeit, ein paar Monate im Sommer. Und hin und wieder braucht jemand in Karta einen Balken ... dann steigt er über einen der Fünftausendmeterpässe hinüber ins Kamatal, hinab in den Urwald, fällt einen Baum, schlägt mit der groben Axt sich den Balken zurecht und trägt ihn auf der Schulter über den Bergpaß hinüber ins Karta-Tal, wo es kaum

Bäume gibt; das dauert immer mehrere Tage – aber man hat schließlich Zeit.

Allerdings: das wird sich in absehbarer Zeit geändert haben: Die Chinesen haben die Dorfbewohner Tibets zu Produktionsgemeinschaften zusammengeschlossen. Eine der Aufgaben der Produktionsgemeinschaft von Karta ist der Bau einer Straße hinüber ins Kamatal. So hört man jetzt manchmal hoch über dem Ort das Grollen der Sprengladungen über die Hänge rollen. Eines Tages werden LKWs das begehrte Holz aus dem Kama-Tal holen. Freilich nicht nur für Karta.

Noch ist das Tal ein Paradies. Wir erleben es während des fünftägigen Anmarsches leider unter den Wolken des Monsun, fast immer bei strömendem Regen. Aber die Pracht der Bäume und Blumen ist überwältigend. Wir sind mit fast siebzig Yaks unterwegs – und einem Dutzend Träger. Die meisten der langhaarigen, urweltlich anzusehenden Yaks (es ist *das* Haustier der Tibeter) haben noch nie einen Fremden gesehen (seit der Zeit Mallorys hat nur eine französische Erkundungsgruppe das Kamatal aufgesucht) – so werfen die Tiere, kaum daß einer von uns in die Nähe kommt, mit wildem Luftsprung die Last ab; am ersten Tag dauert es Stunden, bis die Einheimischen die Yaks, die fortwährend die bunten Säcke und blitzenden Kisten abwer-

*Rechts:
Die Everest-Ostwand
mit dem ca. 1000 m hohen Fels-
pfeiler und dem darüber
emporziehenden Eisrücken.
Foto: K. Diemberger*

fen, endgültig beladen haben – und wir halten einen gehörigen Respektabstand ein! Ausgerechnet Ed Hillary wurde dann später doch von einem dieser wilden Yaks überrannt – und kann von Glück sprechen.

Erst auf dem Rückweg Mitte Oktober haben wir all die Eisgipfel über dem Tal in den klaren Herbsthimmel ragen sehen – aber da waren wir von vielen Wochen des Ringens um die Ostwand und von endlosen Diskussionen um das wo und wie zermüht und haben das Schauspiel vielleicht nicht so genossen, wie es das wert ist. An einem Ausnahmetag beim Anmarsch aber öffneten sich die Wolken und strahlte blendend wie ein schimmernder Schild die gewaltige Eiswand des Everest im Talschluß über den fahlen Schuttbergen der Moränen des Kangchung-Gletschers. Es ging nun auf Ende August zu: wie lange wohl noch mochte der feuchte Wind von Südosten die Monsunwolken durch das Arun- und Kamatal empordrücken – bis sie an die Everest-Ostwand und die Lhotse-Nordwand stießen und sie Tag für Tag mit dem Kleid des Neuschnees überzogen?

Everest-Ostwand: im Banne des Eisrachens, Lawinen und der Tausendmeterpfeiler

Ich glaubte, sie zu kennen, diese Wand – nach all den Jahren, die ich sie von fern und näher sah, sie studierte, in Gedanken bereits in ihr war. Aber wenn du sie über dir hast, wenn tausende Meter von Eis dich fast erdrücken, wenn sie dich umgibt von allen Seiten, diese Wand, mit den Stimmen krachender Seracs, brüllender Lawinen, schaurig-schöner Licht- und Schattenspiele, dann ist sie erst lebendig, dann ist sie kein Traum mehr. Und du sagst dir: ich habe sie doch nicht gekannt, vorher. Dabei ist in der drohenden Schönheit der Wand immer noch etwas wie ein Traum – und das verbindet sie wieder mit früher. Eisspitze so groß wie Häuser, übereinandergestaffelt, ganze Galerien, Prozessionen verummter Gestalten in Weiß, riesenhaft, gegen den Himmel, abbruchbereite Balkone aus blaugrünem Eis – vielleicht hundert, hundertfünfzig Meter hoch und zweitausend bis dreitausend Meter über dir an die Wand geklebt. Da dröhnt das Krachen stürzender Eiszapfenvorhänge aus den bis tausend Meter hohen Felssockeln der Riesenhand, deren gespreizte Finger – die Grat-rippen – in den Kangchunggletscher eintauchen. Eine Wand voller Stimmen, voller Winkel, Buchten – hier eine Arena und dort ein Palast der Geister. Dröhnende Naßschneelawinen wie Wasserfälle, andere von weiter oben, aus sieben- und achtausend Meter Höhe, lautlose, rasend schnelle Staubwolken, die zu explodieren scheinen, ein brodelnder Wirbel... die größte von ihnen schickte ihre Druckwelle bis zum fünf Kilometer entfernten Basislager und überschüttete die Zelte mit Schneestaub – was ungefährlich war, wegen der großen Entfernung, aber, bei Gott, recht eindrucksvoll! An manchen Tagen und Nächten gibt es bis zu hundert Lawinen und mehr (einschließlich der senkrecht über dreitausend Meter herabkommenden Staublawinen aus der Lhotse-Nordwand, die diesen wilden „Winkel“ auf der anderen

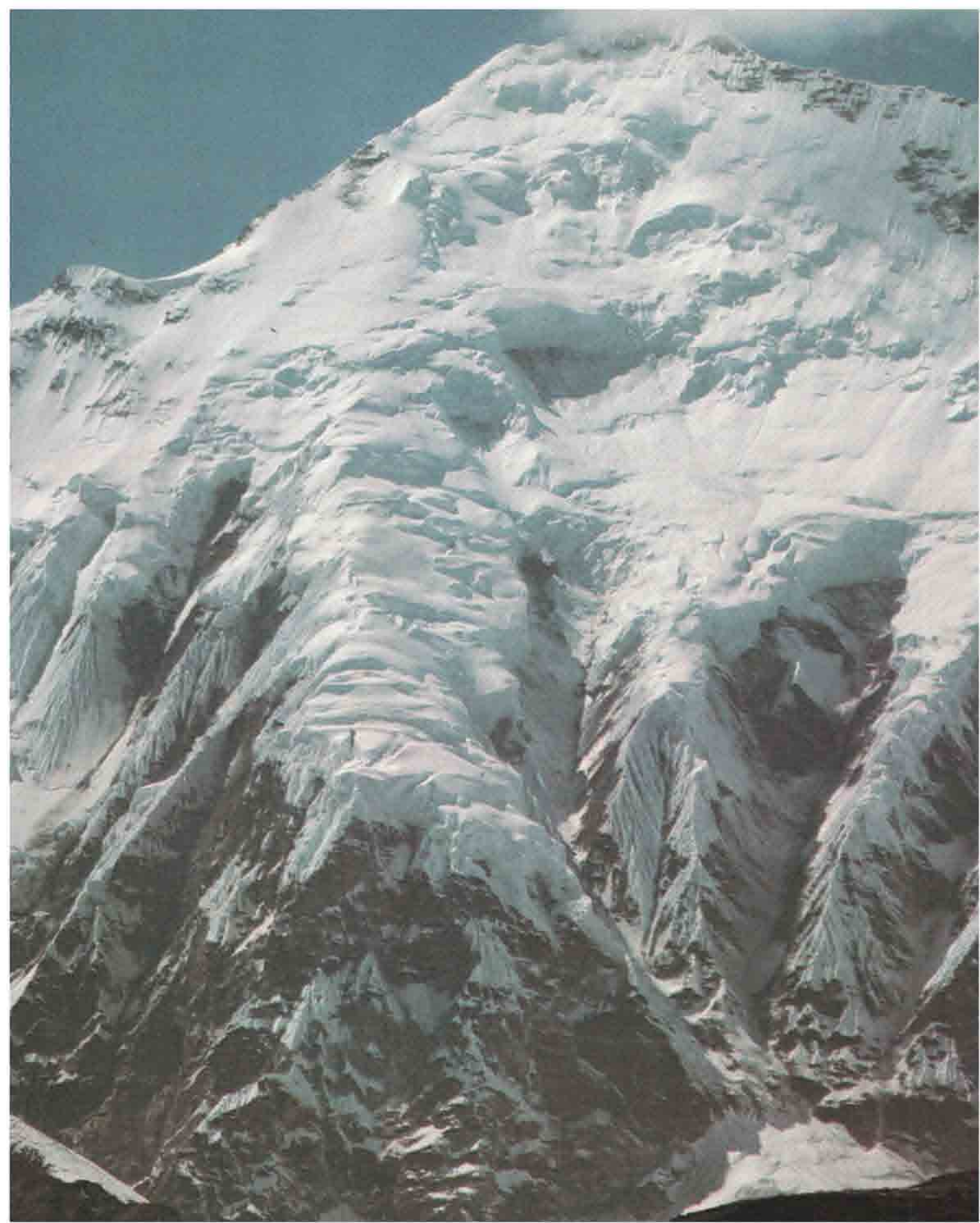
Seite einschließt). So erschreckend und keineswegs hundertprozentig berechenbar war das Ausmaß der Lawinengefahr, daß zwei der besten amerikanischen Bergsteiger die Expedition verließen. Andere, von der Idee fasziniert, hier als erste Menschen einen Weg durchzufinden und zum Gipfel des Everest über seine wildeste, schwierigste und gefährlichste Wand aufzusteigen, blieben. Wieder andere wollten sich ihre Meinung erst bilden – und es gab viele Diskussionen; es war von Nachteil, daß wir ein zweites Permit – für die Nordseite = den üblichen Weg – besaßen. Zwei Arten von Bergsteigern gibt es: den, dem es schlicht und einfach um den Gipfelerfolg geht – wo hinauf, ist wurscht! Am besten, wo alles schon bekannt ist... dort ist man schneller. Allein der Erfolg zählt! Für manchen von ihnen zählt sogar noch die Zeit, um die er schneller sein kann als die übrigen – Gott sei Dank nicht für alle. Der andere Bergsteiger ist der Pionier, der Entdecker... er hat eine viel geringere Chance, zum Gipfel zu kommen, er muß ja von Grund auf anfangen, muß alles erst herausfinden. Seine Frage ist nicht die der Schnelligkeit (von Ausnahmen abgesehen), von Titan oder Stahl, ja selbst die Frage, ob mit oder ohne Sauerstoff, tritt in eine sekundäre Ebene, ist der Vernunft untergeordnet – sein Ziel ist der Weg (wo?) und dessen Probleme (wie?) ... darum, es möglichst elegant zu meistern, werden sich, er darf sicher sein, die später kommenden der zweiten Art bemühen. Er hat dann seine Befriedigung bereits erreicht – auch wenn er den Gipfel vielleicht nicht bekam – er hat das Wo und Wie gefunden!

Der „Eisrachen“ – die Amerikaner nannten ihn „Jaws“, nach dem aufgesperrten Maul des „Weißen Hais“ (eines Horrorfilms mit vielen Opfern); später besannen sie sich eines Besseren und nannten das Eis- und Schneegebilde über dem Tausendmeterpfeiler schlicht „Helmet“ = der Helm. Das war bergsteigerischer, obwohl der erste Name besser, viel zutreffender war...

John Roskelley, Jim Morrison und ich erreichten auf einer Erkundung Ende August den gewaltigen Felspfeiler als erste – nach einem Weg von gewiß acht Kilometern über und quer durch die haushohen Schuttberge des Kangchunggletschers, eine mühselige Stolpererei (sie wird für eineinhalb Monate zum fast täglichen Vergnügen werden!); wir hätten niemals die Yaks da durchgebracht – und so war das Basislager, recht weit vom Berg entfernt, auf nur 5000 m Höhe bei den letzten grünen Matten eingerichtet worden.

Der Felspfeiler war gewissermaßen das unterste (letzte) Glied im südlichen Finger der Riesenhand, die über der Wand liegt – er gab nach meinen Beobachtungen von früher die einzige Route durch diese Wandflucht ab – eine ideale, geradlinige Route. Wird sie möglich sein? Über den Pfeiler hinauf? Dort, wo er am schwierigsten ist, dürfte der einzige lawinensichere Weg emporführen zu dem gewaltigen Eisrücken, der in stetiger Neigung emporzieht in die Schlußwand des Everest. Spaltendurchsetzt, aber offenbar nicht mehr allzu schwierig, konnte sie uns außer ein paar Seracs dann nur noch eins entgegensetzen: schlechte Schneeverhältnisse und – je nach Wetter, Schneefall und Wind: Lawinengefahr.

Aber nun dieser „Eisrachen“! Tausend Meter über dem Wand-



„...wie ein aufgesperrtes Maul mit
schimmernden Zähnen...“ –
der Eistrachen oder „Helmet“ am
oberen Ende des Felspfeilers.
Foto: K. Diemberger

Der Tausendmeter-
pfeiler vom Fuß der
Everest-Ostwand
(ca. 5300 m) aus.
Der höchste Lager-
platz – „Helmet-
Camp“ – befand sich
auf ca. 6300 m. „Das
Problem des Zu-
stiegs auf den ge-
waltigen Rücken, der
in die Gipfelwand
hinaufzieht, ist gelöst
– eine Art Erstbestei-
gung für sich. Aber
nun verläßt das ohne-
hin spärliche Glück
die Expedition.“

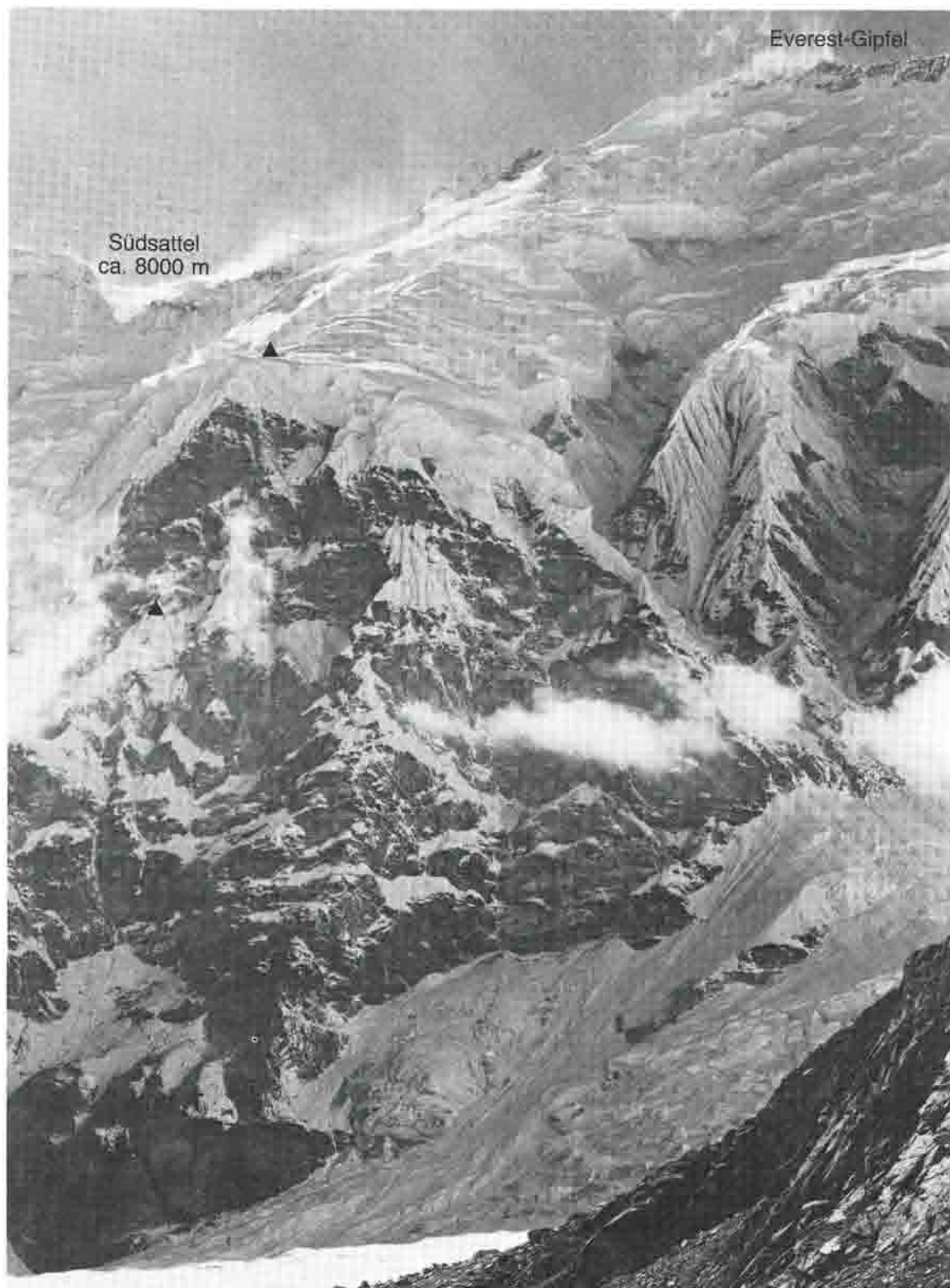


Foto:
K. Diemberger



fuß, wie ein aufgesperres Maul mit schimmernden Zähnen – ein riesiges Fischmaul. Zwanzig Meter lange Eiszapfen an seinem Rand und im Inneren wachsen einander von oben und unten her entgegen. Das seltsame schaurige Gebilde ragt an die hundert Meter hoch über den dunklen Wänden des Pfeilers – und trotz der Furcht, die jeden von uns bei dem Gedanken beschleicht, in der Falllinie dieses Eismonsters sich den Weg zu suchen... es wird uns immer klarer: entweder hier oder gar nicht.

Georg Lowe, der sogar Lou Reichardt übertreffend, hier gewissermaßen zur „Seele des Aufstiegs“ werden wird, meint: es geht. Ich meine es auch; aber bis zu dem Fischmaul hinaufzukommen, das wird das technisch Schwierigste sein, was ich im Himalaya gesehen habe – und ohne Zweifel die schwierigste Kletterei, die es am Everest gibt!

Einhalb Monate sind es; – höhersteigen unter der Gefahr stürzender Eiszapfen, an einem doppelten Fixseil – auf und ab immer wieder – gleich vom ersten Meter weg in „Einbrecherschwierigkeit“, wie an der Fassade eines Hauses, am Seil hängend mit den Klemmbügeln, den „Jümars“ – keuchend mit der schweren Last auf dem Rücken... seltsamerweise nach den ersten hundert Metern in Gras und Edelweiß... dann zunehmend immer schwieriger: Hundertmeterplatten, Schneeegrate – so schmal, daß es schwierig ist, aneinander vorbeizukommen, eine „Bowling-Ally“, ein Couloir, das man der Steine und Eisstücke wegen als „Kegelbahn“ bezeichnet hat, sechzig Grad steil, „Pinsetter“ – der Platz wo die Kegel aufgestellt werden: ein Adlerhorst, relativ sicher unter einem Überhang, aber nicht ganz – Kim findet eines Morgens, als er das Zelt erreicht, die Stoffbahn durchschlagen... ein Stein genau auf seinem Schlafplatz. Die

Schlußwand: hier muß George mehrmals einen ganzen Tag um eine oder zwei Seillängen kämpfen! Schwierigkeit: bis 5,7-A 3... endloses Suchen nach einem Platz für einen Haken im brüchigen Fels. Stehen in Schlingen, mit achthundert Meter Tiefe unter dir – ja, man gewöhnt sich an alles, bloß nicht an den Gedanken, das Seil könnte von einem Eiszapfen durchschlagen werden; deshalb wird dort das Seil doppelt gelegt – eine „double line“, wie die Amis sagen. Von einem Lager am Wandfuß aus (ca. 5300 m) werden nach und nach, entlang einer ununterbrochenen Kette fixer Seile, weitere drei Lager errichtet... das letzte auf ca. 6300 m, auf dem höchsten Punkt des „Helmet“ – über dem Fischmaul. Das Problem des Zustiegs auf den gewaltigen Rücken, der in die Gipfelwand hinaufzieht, ist gelöst – eine Art Erstbesteigung für sich. Aber nun verläßt das ohnehin spärliche Glück die Expedition: ein Sturm mit Schneefall schafft windgepreßte Oberflächen über die ganze Wand hinauf. Tückische Schneebrettgefahr! Warten und warten, diskutieren,... drei Mann und eine Frau sind noch immer entschlossen, den Gipfel zu versuchen. Aber die Last der Tatsachen, dieser Situation, wird zu groß: wie soll bei zu wenig Bergsteigern der Nachschub über den Riesenpfeiler bewältigt werden? Die Winterstürme, der gefürchtete „Jet-Wind“, ist nahe – vielleicht noch zwei Wochen, dann ist er da... die Zeit reicht nicht mehr. Schweren Herzens wird der Entschluß gefaßt, von einem weiteren Vorstoß gipfelwärts abzusehen. Dem Dan Reid, einem von den zähesten, fährt noch in der „Bowling-Ally“, der Kegelbahn, ein Block das Bein entlang und reißt es auf – er näht es selbst, er ist Arzt, sitzt drei Tage noch auf der Moräne. Er hat Tränen in den Augen, als er humpelnd den Rückweg antritt. Die Ostwand –

In der Everest- Ostwand

Die letzte unbezwungene Wand
am höchsten Berg der Welt

Rechts:
Abseilen vom Fels-
pfeiler – Tiefblick
auf den Kangchunggletscher.

Unten:
Übergang mit den be-
ladenen Yaks ins Kama-Tal.



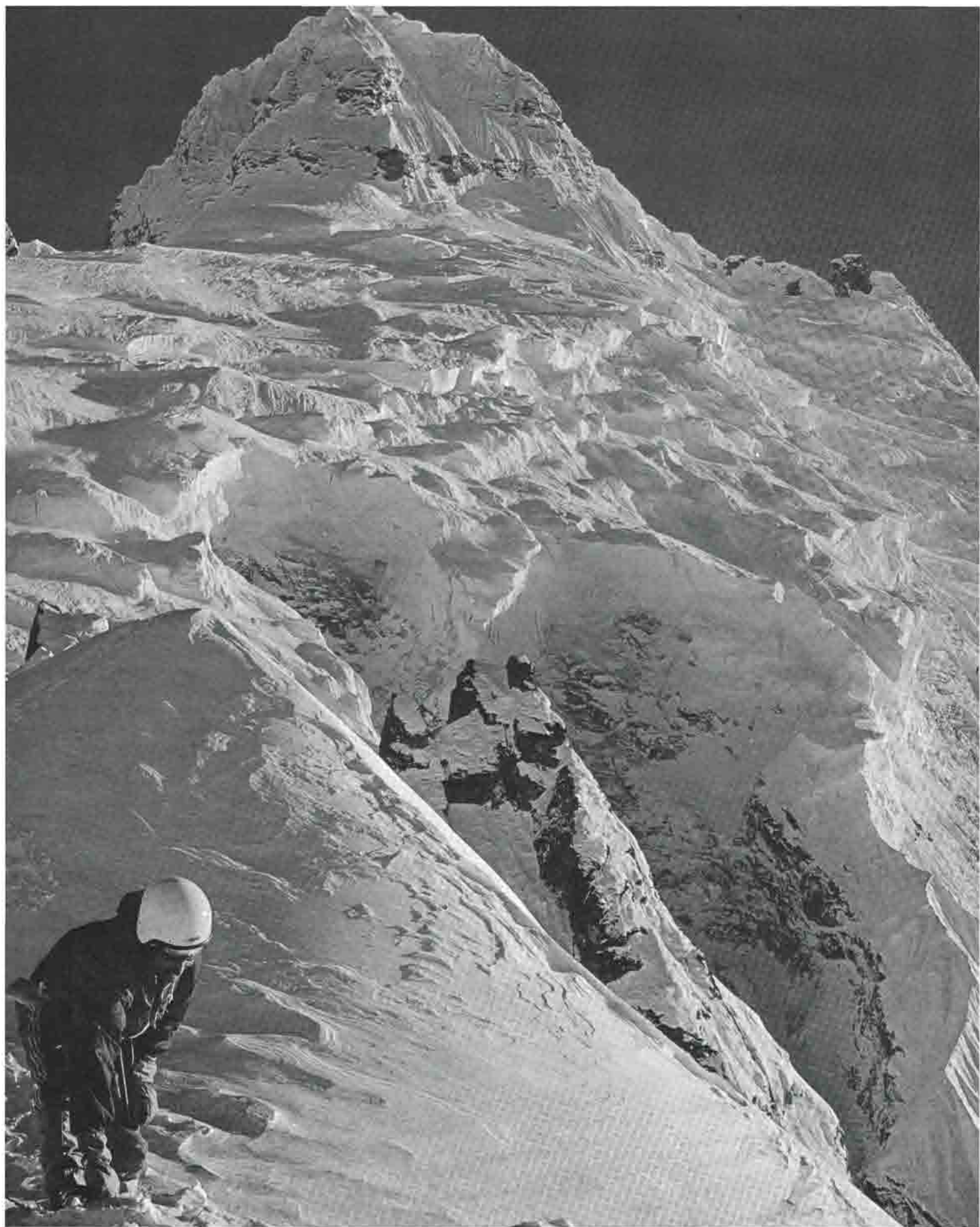
Rechts:
Hochlager am
Felspfeiler.





*Links:
In Bildmitte der
Südsattel des Everest,
links Höhensturm
am Lhotse,
rechts ein Teil
des Felsfellers
der Ostwand.*

Alle Fotos:



Familienexpedition

Erstbesteigung des Ganesh III, 7132 m

Hermann Warth

*Linke Seite:
Blick von Lager II
(ca. 5700 m) auf Nordflanke
und Nordwand des
Ganesh III.
Foto: H. Warth*

Januar 1981. Der kälteste Monat im Himalaya. Mit unserem alten Freund Norbu (Shartse 1974, Khumbu 1975) sitze ich vor einem Feuerchen. Daneben das Zelt am Ende des schütterten Wäldchens, das die Moräne des Ganesh-Gletschers bedeckt. Umgeben sind wir von einem gewaltigen Talschluß. 3000 m fahren die Eiswände der Siebentausender Ganesh I-IV in die Höhe. Uns gegenüber eine kühne Eisnadel, der Ganesh III, unser Berg, noch unerstiegen. Alle Expeditionen zu ihm sind bisher gescheitert. Ganz alleine sind wir zwei in dieser kalten Einsamkeit. Dietlinde und die Träger haben 6 Stunden unterhalb an einer Gompa (Kloster) ihr Quartier aufgeschlagen.

Norbu kocht. Er würzt scharf, 20 Grad Kälte müssen bekämpft werden, wir sind immerhin auf ca. 3900 m Höhe. Die Dämmerung senkt sich in den Talgrund. Oben ist noch klares, kaltes Licht in den Riefenwänden. Durch die Krone des Bäumchens, unter dem wir lagern, lugt der Mond umgeben von weichen Schleienwolken. Frieden, Ruhe, und wir in dieser großen, stillen Natur. Trotz der Kälte ist uns jetzt noch warm. Wir haben heute 2 × 1300 Höhenmeter bewältigt, in raschem Tempo, denn wir waren morgens um 9 Uhr aus den Daunen gekrochen. Wir waren zu dem Paß, besser zur Gratsenke zwischen Ganesh I und der Lampu-Gruppe gestiegen, um „unseren“ Berg von gegenüber zu studieren. Die Tour hatte sich gelohnt. Nicht nur, daß sich der Ganesh III von dort in seiner ganzen Größe und Schönheit zeigte, sondern wir konnten auch genau die Route über den Nordgrat einsehen und vor allem die große Unbekannte enträtseln, die da war: Ist ein Übergang möglich von der Kulmination des Nordgrats (5900 m) hinunter zum Gletscher der Nordflanke? 300 m Absellen über die wildgezackten Felsstürme wäre ja zu bewältigen. Aber dann? Führt ein Steg hinüber zum Eisbruch, teilt der Steg diesen, so daß die hängenden Eismassen an seinem unteren Ende nach beiden Seiten abstürzen? Am Nachmittag lösten die Lichtspiele der Sonne das Rätsel. Ganz plötzlich konnten wir nämlich eine beschneite Felsbrücke ausmachen, die sich deutlich im Gegenlicht von den dunkleren Eismassen davor und dahinter abhob und hinüber in ruhigeres Gelände führte. Ich werde also bei der Regierung den Nordgrat beantragen.

^{*)} Die Höhenangaben am Nordgrat stammen von der neuseeländischen Expedition 1953, die unter Leitung von A. R. Roberts als erste den Ganesh III versuchte. Nach unserer Meinung sind die Höhenangaben um 200–250 m herunterzusetzen.

September, 8 Monate später.

Ich sitze am selben Platz, an dem ich mit Norbu kampiert hatte. Die Feuerstelle ist noch zu erkennen. Warm scheint die Septembersonne auf die begrünte Moräne. Hoch über mir spielen Wolken um den kühnen Gipfelaufbau des Ganesh III und scheinen ihn ins Unerreichbare zu entrücken. Es ist aber nicht nur Täuschung. Zwischen dem hier entstehenden Basislager und dem Gipfel sind es über 3200 Höhenmeter, die gleiche Distanz wie an vielen Achtausendern von deren Grund bis Gipfel. Werden wir eine Chance haben oder als siebente Expedition abgewiesen werden wie die Neuseeländer 1953 am Nordgrat, Japaner 1954 am Nordwestgrat, Deutsche 1971 am Nordostsporn, Japaner 1980 am Südgrat und Nordostsporn und nochmal Japaner im Frühjahr 1981 am Südgrat?

Ich hatte alle Expeditionsberichte studiert. Sie waren oft spärlich genug in ihren Aussagen. Wir hatten uns über die zum Teil widersprüchlichen Kartenskizzen gewundert und geärgert. Ich stand in Korrespondenz mit Bergsteigern, die schon einmal in der Ganeshgruppe waren. Doch mit letzter Gewißheit wurde uns aus all dem die genaue Position des Ganesh III und vor allem sein Aufbau auch nicht klar. Da entschlossen wir uns – wir, das sind Dietlinde, Norbu, Timbu, Moilo, Deo Bahadur, Buddha Bahadur und ich, den Ganesh III zu erkunden. Zeit hatte ich nur im Januar 1981 dazu. Der Anmarsch folgte der Schlucht des Buri Gandaki über Arughat und Jagat. Kurz danach meinten wir, uns einen Überblick verschaffen zu müssen. Wir wollten den Berg nach acht Marschtagen endlich mal zu Gesicht bekommen, was aus dem Schluchtgrunde ja nicht möglich war. So stiegen wir an der orographisch linken Seite des Flusses hinauf nach Philim und in einen noch höher gelegenen Ortsteil. Die Leute dort meinten, es führe von ihrem Dorf ein Weg weit hinauf bis zu einem ganz großen Himal; sie trieben auch ihre Ziegen dorthin. Doch wir ergingen uns nun nicht in Optimismus, einen Zugang zum Berg, zu seinem Nordwestgrat vielleicht, gefunden zu haben, denn die Leute von Philim waren für unsere Begriffe etwas eigen, ihre Logik war uns noch fremd. Nicht anders ging es den Philim-Leuten mit uns: Noch nie hatte sie jemand nach dem gefragt, was für alle im Dorf selbstverständlich ist und worüber man nicht spricht. Sie ließen unsere Fragen verwundert und langsam in ihr Bewußtsein sinken und suchten das nie Ausgesprochene dann in Worte zu fassen.

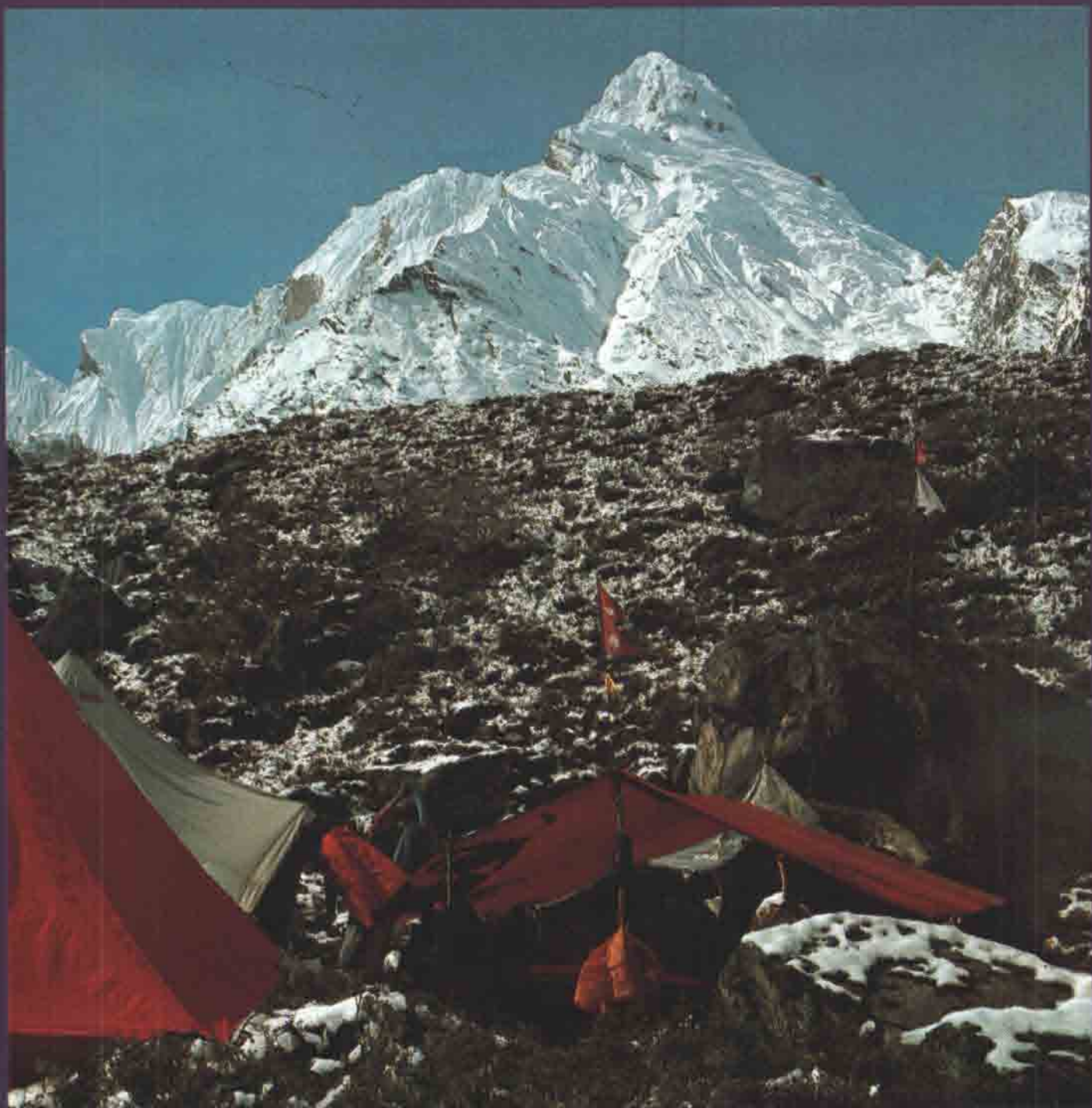


*Oben:
Das Basislager
der „Nepalese-
German Ganesh III-
Expedition 1981“.*

*Rechts:
In ca. 5400 m
Höhe zwischen
Lager 1 und
Lager 2 wartet der
Nordgrat mit
einer 20 m hohen
Verschneidung
im V. Schwierig-
keitsgrad auf.*



*Fotos:
H. Wenzel*



3200 Höhenmeter bis zum Gipfel-

„...werden wir eine Chance haben?“

*Oben: Der Ganesh III, 7132 m, von Nordosten
mit Basislager in ca. 3900 m Höhe.*

„Ist es weit zur Alm?“

„Ja.“

„Wieviele Stunden?“

„Ach, man ist eigentlich gleich dort.“

Nachdem wir einen Begleiter gefunden hatten, entspann sich folgendes Gespräch:

„Oben wird es kalt sein.“

„Ja, sehr kalt.“

„Brauchst Du was zum Anziehen?“

„Nein, nein, ich habe Kleidung.“

„Hast du eine lange Hose?“

„Nein.“

„Kannst du jetzt im Winter ohne lange Hose hinaufgehen?“

„Nein.“

„So müssen wir Dir eine lange Hose geben.“

„Ja, dann werdet Ihr mir wohl eine lange Hose geben müssen.“

So bezweifelten wir nicht, daß die Almleute den großen Himal oft genug gesehen hatten. Wir wußten aber auch, daß sie niemals einen Gedanken daran verschwendet hatten, ob man ihm mit Trägern nahe genug kommen könnte, um eine Besteigung zu versuchen.

Dennoch machten wir uns auf den Weg. Durch einen großen Wald führte der Steig hinauf zu einem Paß. Norbu und ich spürten durch den Altschnee. Nach vier Stunden zeigten uns mehrere aneinandergereihte Tschorten die Paßhöhe an. Mittagspause. Dann leitete uns der kleine Führer über steile Grashänge geradewegs zum Grat empor. Uns kamen die ersten Zweifel. Mit Ziegen und Schafen mag man hier ja laufen können. Aber mit schwer beladenen Trägern? Oben angekommen sahen wir, wie sich unser Grat irgendwo im wolkenverhangenen Himmel verlor. Er war viel zu ausgesetzt, um ihm weiter folgen zu können. Außerdem war er nur einer unter vielen, die sich in wilden Sprüngen hinauf zum Ganesh türmten, der irgendwo in den Wolken steckte. Die dazwischenliegenden Schluchten erschienen uns unpassierbar. Sie waren es wohl auch, denn der dichte Wald zeigte, daß der Mensch dorthin noch keinen Weg gefunden hatte. Von unserer 3800 m hohen Warte schauten wir voller Staunen in dieses wilde Schluchtensystem. Wir waren zwar in Nepal schon einiges gewohnt, aber daß sich die vergleichsweise bescheidene Ganesh-Gruppe, was ihre Höhe anlangt, eine solche Umgebung leistete, überraschte uns doch. Als ob ein Gigant mit einem Riesenkeil in die Erde geschlagen hätte, die dagegenhielt, so daß der Keil tiefe Täler und riesige Grate formte, komplementäre, spitzwinklige Dreiecke, einmal die Spitze nach unten, einmal nach oben, einmal aus Licht und Luft, einmal aus Felsen, Geröll und Wald bestehend. Hier war kein Weg.

„Aber von hier sieht man bei gutem Wetter den großen Himal!“ meinte unser Führer, als er unsere Ratlosigkeit sah, was wir ihm gerne glaubten.

Die Nacht brachte Schnee. Anderntags stiegen wir ab und begaben uns in weiteren drei Tagesmärschen über Anga und Shiptshe zur Nordseite der Ganesh-Gruppe, wo Norbu und ich dann den Aufstieg über den Nordgrat und den Übergang zur Nordflanke entdeckten.

Literaturstudium und Erkundung waren wichtige Bausteine, Ausrüstung und eine gute Mannschaft sind die anderen. Eine süddeutsche Firma stellte uns für einen Super-8-Tonfilm über das Unternehmen als Gegenleistung das notwendige Expeditionsmaterial zur Verfügung. Eine andere rüstete uns mit Bergstiefeln aus. Dietlinde besorgte die Lebensmittel in Kathmandu. Ich kämpfte bei den Agenturen um die Sherpa Ang Chappal, Nga Temba und Nawang Tensing. Sie sind seit unserem Makaluerfolg 1978 umworben wie die Stars der Fußballbundesliga. Nach langem Hin und Her bekam ich Ang Chappal und Nga Temba. Den Nawang Tensing mußte ich an eine andere Expedition abtreten. Für ihn erhielten wir schließlich Nima Tensing, der wie die beiden anderen aus Kharikhola, südlich des Khumbu-Gebietes, stammt. Ich war mit ihm am Lhotse. Inzwischen war er dreimal am schwierigen Annapurna-Fang. Beim dritten Mal glückte Ang Chappal und den Österreichern Sepp Mayerl und Hermann Neumair die Erstbesteigung. Dann war Nima Tensing mit Renato Casarotto im Winter 1980/81 am Makalu, allerdings ohne Erfolg. Wir vier sind also die bergsteigerische Mannschaft. Dietlinde managt das Basislager wie am Makalu, Pasang ist unser Postläufer, Nima Sangye, 19 Jahre, der Koch, Da Sangye, 42 Jahre ungefähr – genau weiß er das nicht –, „Küchenboy“, Lalbir, 40 Jahre, 2. „Küchenboy“ und Gopal Bahadur Chettri der von der Regierung gestellte Verbindungsoffizier. Da Sangye, Ang Chappal und Nga Temba sind Brüder, Nima Sangye ist Nima Tensing's Neffe, Pasang ist irgendwie mit Ang Chappal's Frau verwandt, Lalbir ist von früheren Unternehmungen her bekannt und somit integriert, obwohl er kein Sherpa ist, sondern zum Stamme der Tamang gehört, – eine richtige Familienexpedition! Nur der Verbindungs-offizier, eine Stadtpflanze, läßt sich nicht ganz in die robust-rustikale Gesellschaft einfügen.

Wie jedesmal gebe ich uns nur eine 50 %ige Chance. Blickt man auf diese gewaltigen Himalayaberge mit all ihren Schwierigkeiten – Höhe, Kälte, Lawinen, Spalten, Stürme, technische Probleme –, dann kriecht man bedrückt ins Zelt und hat den Mißerfolg schon vorweggenommen, blicke ich aber auf unsere Mannschaft, welche zusammengerechnet an 37 Expeditionen teilgenommen hat, auf fünf Achttausendern, sechs Siebentausendern und vielen Sechs- und Fünftausendern gestanden ist, dann gewinne ich wieder Zuversicht.

Mit all diesen Gedanken liege ich im Gras und blinzele hinauf zum Ganesh III, hinter dessen Sturmflagge die Sonne sich zu verstecken anschießt. Da erscheint neben mir etwas Weißes mit der roten Aufschrift: „Red Devil. Un diavolo per capello“. Es ist die Mütze des Kochs: „Barasahib, tsia!“ Den Anweisungen der Küche ist Folge zu leisten, besonders wenn sie so nachdrücklich vorgetragen werden. Ich gehe ins nahe Basislager zum Tee. Eine Tonne Gepäck, Kletterausrüstung, Zelte und Nahrungsmittel, liegt hier. 40 Träger haben das alles in einem 11tägigen Marsch von Benighat, einem Dorf an der Straße Kathmandu-Pokhara, hierheraufgetragen. Der Anmarsch verlief glatt, ohne Zwischenfälle und Zeitverluste. Ziemlich rasch sind Lager 1 (5000 m) und Lager 2 (5700 m) auf dem Nordgrat aufgebaut. Auch eine 20 m hohe Verschneidung im 5. Schwierigkeitsgrad

kann uns nicht sonderlich aufhalten. Der sich anschließende kleine Bianco-Grat wirkt auf alle wie ein Magnet: wächtenfrei, sanft geschwungen, doch schnell höherführend leitet er hin zu Lager 2, das bequem auf einer Gratverbreiterung Platz findet. 50 m darüber hört der Nordgrat zunächst auf, denn 300 Höhenmeter bricht er von hier fast senkrecht zur Nordflanke des Ganesh III ab. Bäuchlings auf den letzten Gratmetern liegend kann ich da unten ganz genau die im Januar entdeckte schmale Felsbrücke erkennen, die zur ganz vergletscherten Nordflanke hinüberführt. Der Nordgrat ist unter deren Eismassen begraben. Erst in 6500 m Höhe wagt er sich wieder hervor, um dann, zusammen mit Nordostsporn und Ostgrat eine der ungemein steilen Kanten des kühnen 600 m hohen Gipfelaufbaus zu bilden. Ein etwas eigenartig klingender Jodler lenkt meinen Blick hinüber zum Nordostsporn: zwei gelbe Zelte. Die Japaner! Die nepalische Regierung hatte uns in Kathmandu mit den Kollegen der „Nepal & Kyushu Dental College Alpine Association Himalayan Joint Expedition 1981“ zusammengebracht. Die Japaner wußten, daß die Nordseite des Berges durch uns „besetzt“ ist, da wir schon 1978 beantragt hatten. Deshalb beantragten sie den Südgrat, an dem zwei frühere japanische Expeditionen gescheitert waren. Dafür erhielten sie auch die Genehmigung. In Kathmandu angekommen, faßten sie sich ein Herz und fragten uns mit Hilfe der Mittlerdienste des Tourismusministeriums, ob wir sie zur Nordseite ließen, wo sie den leichteren – mir allerdings objektiv gefährlich erscheinenden – Nordostsporn versuchen würden. Das Ministerium hatte nichts dagegen, forderte aber die Japaner auf, uns, da sich ihre und unsere Route in ca. 6300 m Höhe treffen, von dort an den Vortritt zur Erstbesteigung des Ganesh III zu lassen, da wir früher als sie beantragt und bewilligt bekommen hätten. Sie sollten erst einen oder einige Tage nach uns den Gipfel besteigen. Die Vereinbarung wurde durch ein schmackhaftes Abendessen besiegelt und kräftig begossen. Schon auf dem Heimweg von diesem Abend war Dietlinde und mir klar, daß wir mit den Japanern vom höchsten Lager aus gemeinsam gehen würden. Dann hätten alle eine Erstbesteigung. Diese Zahnärzteexpedition ist nun immerhin schon die vierte japanische an diesem Berg. – Ich freue mich über ihre Begrüßung und grüße zurück. Das Echo von den Eisabbrüchen seitlich des Nordostsporns lehrt mich allerdings, daß auch meine Kunst des Jodelns von der Vollendung noch ein gutes Wegstück entfernt ist.

Wir sind zu rasch! Ein verheerender Zyklon, in dessen Einzugsbereich wir sind, zwingt uns zum Abstieg und zum 4tägigen Abwarten im Basislager. Übers Radio erfahren wir, daß das Zentrum des Zyklons über Nordindien liegt und seine Spiralen das Himalayawetter völlig durcheinanderbringen. Das können wir bestätigen; denn es regnet Tag und Nacht, ohne Unterlaß. Den vom Gebirge und Hügelland abfließenden Wassermassen fallen im Süden des Landes mindestens 500 Menschen zum Opfer, viele bleiben vermißt, die Ernteschäden sind unabschätzbar hoch. Bis zur Radiomeldung wissen wir nichts von dieser Tragik. In unserem komfortablen Basislager lassen wir es uns mit Wärmflasche und Bücherkiste gut gehen. Die Küche produziert drei warme Mahlzzeiten am Tag. Die Katastrophenmeldung läßt uns

sinnieren: Sind wir an einem Himalayaberg, dann wöhnen uns unsere Eltern, Geschwister, Verwandten und Bekannten in großer Gefahr, wandern wir in Nepals Hügelland herum, sorgt sich niemand. Wo ist die Gefahr? Man lernt hier den starken Glauben der Buddhisten und Hindus an die Vorsehung verstehen, und ihre Gelassenheit, die sie von daher beziehen. Westler, kaum den Naturgewalten ausgesetzt, sind geneigt, das als Gleichgültigkeit und Fatalismus zu bezeichnen.

Der Wiederaufstieg ist schlimm. Einen halben Meter Neuschnee hatte es in der Umgebung des Lager 1 hingeworfen, tückisch das wacklige grobe Geröll bedeckend. Vom Lager selbst ist bei unserer Ankunft nichts zu sehen, doch, an einer Stelle liegt dunkles Mehl im Schnee verstreut. Ein Marder hatte den gedeckten Tisch gefunden! Wann passiert ihm so etwas schon mal in seiner Einsamkeit hier oben? Er hatte sich einen Tunnel durch den Schnee in die Tiefe gewühlt, dann ein 15 cm großes Loch ins durch die Schneefälle niedergelegte Zelt gebissen und schließlich von Müsli, Mehl und Tsampa genascht. Doch dann sorgte der Schlaumeier vor. Er verschleppte in seine verschiedenen Höhlen: 30 Pakete Biscuits, 3 kg Käse, 2 Pakete Eipulver und 1 Paket Müsli. Nur das Eipulver können wir unter zwei Felsblöcken wieder finden. Mit den anderen Schlemmereien kann der kleine Dieb ruhig dem Winter entgegensehen.

Verbissen wühlen wir uns anderntags zum Lager 2 hinauf, die Taktik der Bahnvierer befolgend: Der erste verausgibt sich beim Spuren bis er nicht mehr kann. Dann läßt er sich zurückfallen, und der nächste reißt die Spur und zerrt die vergrabenen Fixseile wieder ans Tageslicht. Der Vierer kommt so niemals zum Stehen, und doch können sich die drei hinter dem Ersten etwas erholen, da sie es viel leichter haben, in der geöffneten Spur zu steigen. Wir erreichen den Platz von Lager 2 nach fünf Stunden, wofür wir sonst nur drei benötigt hatten. Unsere Erwartung bestätigt sich: Auch hier haben Sturm und Schneefall das Lager eingeebnet, aber der Dieb im Pelz war nicht heraufgekommen; er weiß wohl nicht mit der Strickleiter in der 20-Meter-Verschneidung umzugehen.

Während der nächsten drei Tage bringen Nga Temba und Nima Tensing Ausrüstung und Nahrungsmittel von Lager 1 zu Lager 2, Ang Chappal und ich nehmen uns die Schlüsselstelle des Grates vor, den 300-m-Abbruch und den Übergang zur Nordflanke. Drei mächtige Felsstürme bewachen ihn. Links des 1. Turms, den wir fast ganz hinaufsteigen, entdecken wir eine steile Schlucht, die uns einen Weg hinunter zum Eisfeld verspricht, das zur Scharte zwischen Nordgrat und Nordflanke führt. Gesichert von Ang Chappal und von einem an 2 Firnkern fixierten Seil lasse ich mich hinunter und kann alle 5 m ca. einen Haken anbringen. Doch dann werden die Felsen überhängend und ich muß mich abseilen. Von unten kann ich eine seitliche Umgehung um eine Felskanzel erkennen. Ihr entlang fixiert Ang Chappal dann das Seil. Der Anfang ist gemacht. Ang Chappal übernimmt die Führung. Er will nicht gleich runter, nicht die mühsam errungene Höhe ohne Not verlieren. Er folgt dem jetzt weniger schwierigen Grat. Doch dann stoppt ein Steilaufschwung seinen Eifer. Wieder eine Fünfer-Stelle! Vereist! Ang Chappal kämpft mit Händen,

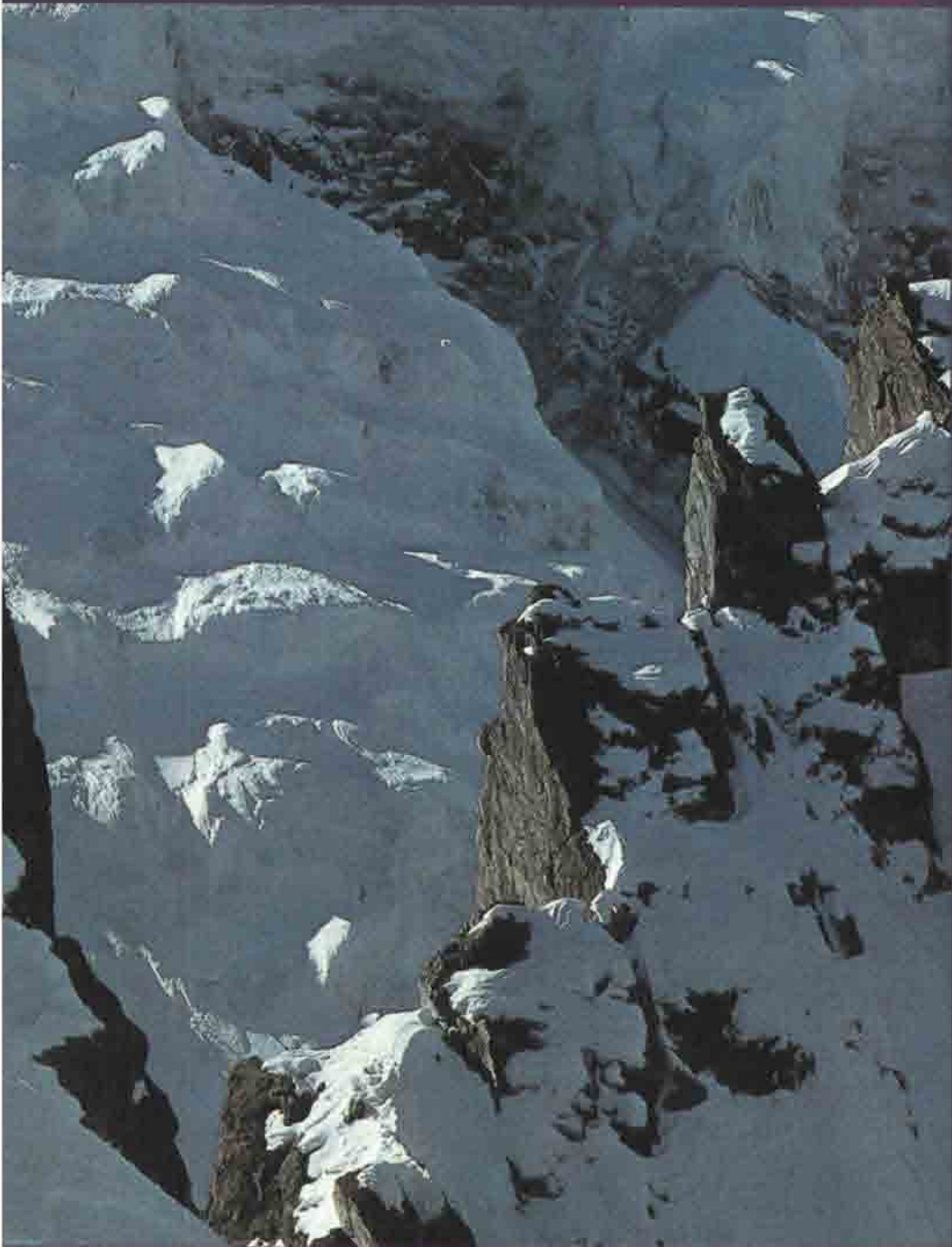


Vom Nordgrat zur Nordflanke

Oben: Auf dem Firnteil des Nordgrates in ca. 5800 m Höhe kurz vor der 300-m-Abseilstelle; im Hintergrund der untere Teil der Nordflanke.

Rechte Seite (v. l. n. r.): Auf dem N-Grat in ca. 5400 m Höhe; auf dem 3. Turm des Nordgrats und (rechts darüber) Abseilvorbereitungen vom 3. Turm des N-Grats.

Fotos: H. Warth



Füßen und Zähnen, das benötigte Material, Haken und Karabiner im Mund mittragend. Irgendwie schafft er es, 2 Haken anzubringen. Dann ist er drüber. Ich staune und bin froh, nicht in Führung zu sein. Ich hatte eine unruhige Nacht im sturmgepeitschten Zelt und hätte mir diese Stelle im Vorstieg heute nicht zugetraut. Ang Chappals Kraftanstrengung bringt uns ganz nahe an den 2. Turm, der aussieht wie eine Riesenhand mit in den Himmel gestreckten Fingern. An ein Übersteigen ist nicht zu denken. Da entdecken wir eine Rinne, die, so scheint es, ins Bodenlose führt. Ich lasse mich 2 Seillängen bis zu einem Überhang hinunter, dann kann ich ihren Grund erkennen. Sie mißt alles in allem ca. 250 Höhenmeter.

Am nächsten Tag versichern wir die Schlucht bis zu ihrem Grund, einer Firnflanke, die wiederum hinauf zu einer Einschartung zwischen 2. und 3. Turm führt. Gleichmäßig 50–60 Grad geneigt, unterbrochen von zwei kurzen Felspartien und einem Überhang, führt uns die Schlucht hinab. Wie froh sind wir, daß wir, unten angekommen, wieder mal mit beiden Füßen richtig auf halbwegs ebenem Grund stehen können. 150 m müssen wir nun zur Scharte zwischen 2. und 3. Turm ansteigen. Ich führe in der steiler werdenden Rinne. Sie ist zur Rechten von gut gegliedertem Fels begrenzt. Das gibt mir immer wieder Möglichkeiten zum Hakenschlagen zur Fixierung des langen Seils, das ich hinter mir herziehe. Diese Rinne verlangt meine ganze Kondition, denn alle möglichen Schneearten sind hier vereint: Obenauf eine Eisschicht, die bei Berührung wie Fensterscheibenglas wegschleudert, darunter klebriger, stollender Schnee für den rechten Fuß und grundloser Pulver für den linken. Nach der Wühlerei folgt, oben angekommen, die Enttäuschung: Es führt kein bequemer Weg hinter dem 3. Turm auf den Steg zur Nordflanke, wie wir gehofft hatten. Der Turm bricht in seiner ganzen Breite steil hinunter zum Gletscher zwischen Nord- und Nordwestgrat. Also über den Turm. Ein ausgesetzter, brüchtiger Firngrat aus verrottem Schnee führt steil hinauf. Zwei feste Haken in die darunterliegenden Felsen geben Sicherheit. Oben angekommen erkennen wir 40 m unter uns den Übergang zum Eis der Nordflanke. Heute ist die luftige Abseilfahrt nicht mehr zu machen: Wir haben alles Seilmaterial aufgebraucht, außerdem ist es 15 Uhr, Zeit zur Rückkehr. Zufrieden kommen wir bei Nima Tensing und Nga Temba im Lager 2 an: Die Schlüsselstelle des Ganesh III-Nordgrates war überwunden. Die drei Wächter sind uns wohlgesonnen und lassen uns passieren.

Nach diesen drei harten Arbeitstagen – wenn man im Sport überhaupt von Arbeit reden will – beginnt nun das mühsame Geschäft, über all die Steilstücke unsere Ausrüstung zu transportieren. Wir denken auch an eine Seilbrücke, wie sie die Nepali öfter über die Flüsse spannen: 1 Zugseil und 1 Tragsseil, darunter eine Kiste, in der Mensch und Gepäck über den Fluß befördert werden. Unser Seilbestand ist aber sehr geschrumpft. So müssen wir den Gedanken aufgeben und mit schweren Rucksäcken an den Fixseilen hin- und hinaufturnen. Ich bin froh, daß ich etwas weniger zu tragen brauche, da ich ja Film- und Fotoverpflichtungen habe. Bei den Sherpas ist das umgekehrt. Mitleidig gucken sie mir zu, wenn ich in diesem schwierigen Gelände filme

und fotografiere: Rucksack abstellen, befestigen, Handschuhe ablegen, befestigen, Rucksack öffnen, Kamera rausziehen, Kamera der Tasche entnehmen, Brille ablegen, Kameradeckel abnehmen – wohin damit? –, messen, einstellen, filmen/fotografieren, und dann das Ganze in ungefähr umgekehrter Reihenfolge – das Filmwechseln will ich gar nicht schildern –, da haben die Sherpa doch lieber was Ordentliches auf dem Rücken und sonst ihre Ruhe.

Vom erreichten Päßlein zieht die Nordflanke bis zum 600 m hohen Gipfelaufbau hinauf. Sie ist etwa 40 Grad geneigt, allerdings immer wieder unterbrochen von verschiedenen hohen, senkrechten Eiwülsten. Über den ersten führe ich, ein 300 m langes Seil hinter mir herziehend. Nachdem das verspannt ist, geht mit den zweiten 300 m Ang Chappal nach vorne. Er kommt gut voran bis zu einer ca. 10 m hohen Eiswand. Er hat sie technisch sauber zur Hälfte überwunden, da wird plötzlich der uns begleitende Wind zum Sturm, der Massen losen Schnees vom Ganesh über seine Flanken nach unten jagt. Da der zu überwindende Wulst an der Stelle, die Ang Chappal zum Überklettern günstig schien, am niedrigsten ist, sammeln sich oberhalb Gries- und Pulverschnee und ergießen sich wie durch einen Riesentrichter als Sturzbach über Ang Chappal und den sichernden Nima Tensing. Dieser hat festen Stand, doch Ang Chappal steht auf den Frontalzacken seiner Steigeisen und hängt an den Spitzen von Eisbeil und Eishammer. Fünf Minuten müssen die beiden ohne Regung so verharren und alles über sich ergehen lassen. Zeitweise sind sie unter dem Segen gar nicht mehr zu erkennen. Nun ist es an mir, mitleidig zu gucken – und das Schauspiel zu filmen... Die 2. Seilrolle reicht bis etwa 6000 m Höhe. Dort verstauen wir alles Mitgetragene in einem Seesack, verankern ihn und kehren zurück ins Lager 2.

Schon um 9 Uhr haben wir anderntags die Seilakrobatik hinter uns und stehen auf dem sonnenüberfluteten Päßlein. Aber es stürmt heute aus heiterem Himmel wie an keinem der zurückliegenden Tage. Doch jetzt heißt es Zähne zusammenbeißen. Wir wollen ja heute Lager 3 in ca. 6300 m Höhe errichten. Zäh klammern wir uns an die sturmgepeitschte Flanke. Am Depot angelangt fühle ich mich plötzlich in ganz guter Verfassung. Ich spüre von hier an im etwas flacher werdenden Gelände bis zum Lager 3, obwohl ich mich gegen den böigen, beißenden Wind stemmen muß und alle paar Meter andere Schneeverhältnisse vorfinde. Ich lasse in meiner Verbissenheit nicht nach, bis mich die Sherpas stoppen und meinen, es sei doch schon längst Zeit für die Teepause. Doch schon nach ein paar Minuten bin ich wieder unterwegs. Ich habe einfach Sorge, daß wir die vorgesehenen 6300 m angesichts des sehr langen Weges von Lager 2 und schwerbepackt, wie wir sind, nicht schaffen würden. So gebe ich nicht nach, nicht dem Sturm, nicht der in die Beine kriechenden Müdigkeit, nicht den Muskelschmerzen im sich verspannenden Brustkorb. Da sehen wir seitlich an zwei Felstürme geschmiegt das höchste Lager unserer japanischen Freunde. Sie selbst sind in der den Gipfelaufbau sperrenden Felsbarriere. Kurz vor 16 Uhr finden wir ca. 70 m über dem Japanerlager ein Plätzchen für unsere beiden Kuppelzelte hart an der Kante der

2200 m abbrechenden Ostwand am Beginn des wiederentstehenden Nordgrates. Diesen wollen wir allerdings wegen seiner Steilheit nicht weiterverfolgen, sondern rechts davon die Nordwand in Fortsetzung der Nordflanke versuchen.

Abgeblitzt! – Die Nordwand beginnt mit einem sehr steilen ca. 70 m hohen Felsriegel, der von schmalen Eisrinnen durchsetzt ist, die wiederum von eisverglasten Felsriegeln unterbrochen sind. Die Japaner waren heute nun schon den zweiten Tag am Überwinden dieses Bollwerks. Ich habe Zweifel, ob sie es auf ihrer Route schaffen würden; zulange hängt mir der Führende schon 10 m unter dem Ausstieg. Deshalb gehe ich rechts ihrer Route eine Eisrinne an. Es sind 30 m schwerste Eisarbeit, 70 Grad. Dann verengt sich die Rinne, um sich schließlich in einem senkrechten Felsriegel nach und nach zu verlieren. Alles ist eisüberzogen. Ich will mich soeben an einem Felskopf hinaufziehen. Da platzt er aus dem Eis! Wir beide hinunter! Er 2700 m, ich 2 m bis zum soeben geschlagenen Sicherungshaken! Muffe! Natürlich ist jetzt Ang Chappal dran. Aber auch er kommt nicht weiter. Wir sind zu unterkühlt. Arme und Beine zittern und haben nicht die gewohnte Kraft. Seit acht Tagen sind unsere Außenschuhe nicht mehr trocken geworden, seit zwei Tagen sind sie gefroren, und in den untersten Teil der Ganesh-Nordwand fällt in dieser Jahreszeit kein Sonnenstrahl. Der Blick hinunter ins Basislager, das sich auf grüner Wiese behaglich in der Sonne badet, gibt unserer Moral fast den Rest. Dennoch versucht es Ang Chappal nocheinmal. Wieder vergebens. Es geht heute nicht mehr. Obwohl es erst kurz nach 13 Uhr ist, müssen wir umkehren. Ganz klein kommen wir in unserem Lager an. Der hat es uns ganz schön gezeigt, heute, der Ganesh! Und wir haben nicht einmal Ausreden zur Hand, denn das Wetter war strahlend schön und der Wind hatte uns hier nicht belästigt. Wenigstens Nga Tamba und Nima Tensing haben was vorzuweisen. Sie hatten heute das Depot aufgelöst. So ist alles im Lager, was man für einen Gipfelgang braucht.

Ich habe eine schlechte Nacht. Immer wieder begegnet mir die Felsbarriere. Dann mischen sich in unsere Lage Badestrände, ein gerades Bett, ein gemütliches Büro, Frauen, ein gedeckter Tisch. Das alles dreht sich stundenlang wie ein Karussell: Welch eine Memme ist doch ein Mann in der Nacht vor einem schwierigen Himalayagipfel! Punkt 6 Uhr erreicht die Sonne unsere Zelte. Wir sind abmarschfertig. Die Morgenkälte klärt den Kopf und die nächtlichen Spinnereien sind weg. Ich bin fest entschlossen, den Felsriegel auf unserer gestern begonnenen Route zu durchklettern. Es wird die schwerste Kletterei meines Lebens: V–VI, total vereist, in dieser Höhe, in dieser Kälte. Ich erlaube mir den Einsatz von Trittleitern und auch sonst manches, z. B. Schlingenlegen um Eiszapfen und aneinandergefrorene Felsbrocken, Faustverspreizen in Lücken zwischen Fels und nicht ganz aufliegendem Eis, Stehen auf nur einem Steigeisenzacken auf winziger Felsleiste u. ä. mehr. Doch gelingen zwischendurch immer wieder feste Haken, die das Risiko eines weiten Sturzes ausschließen. Ang Chappal steht im Eis und sichert. 2½ Stunden! 2½ Stunden bekommt er einiges von oben ab: Steine, Eisbrocken, Befehle. Ich weiß nicht, was besser ist, sich als Erster in

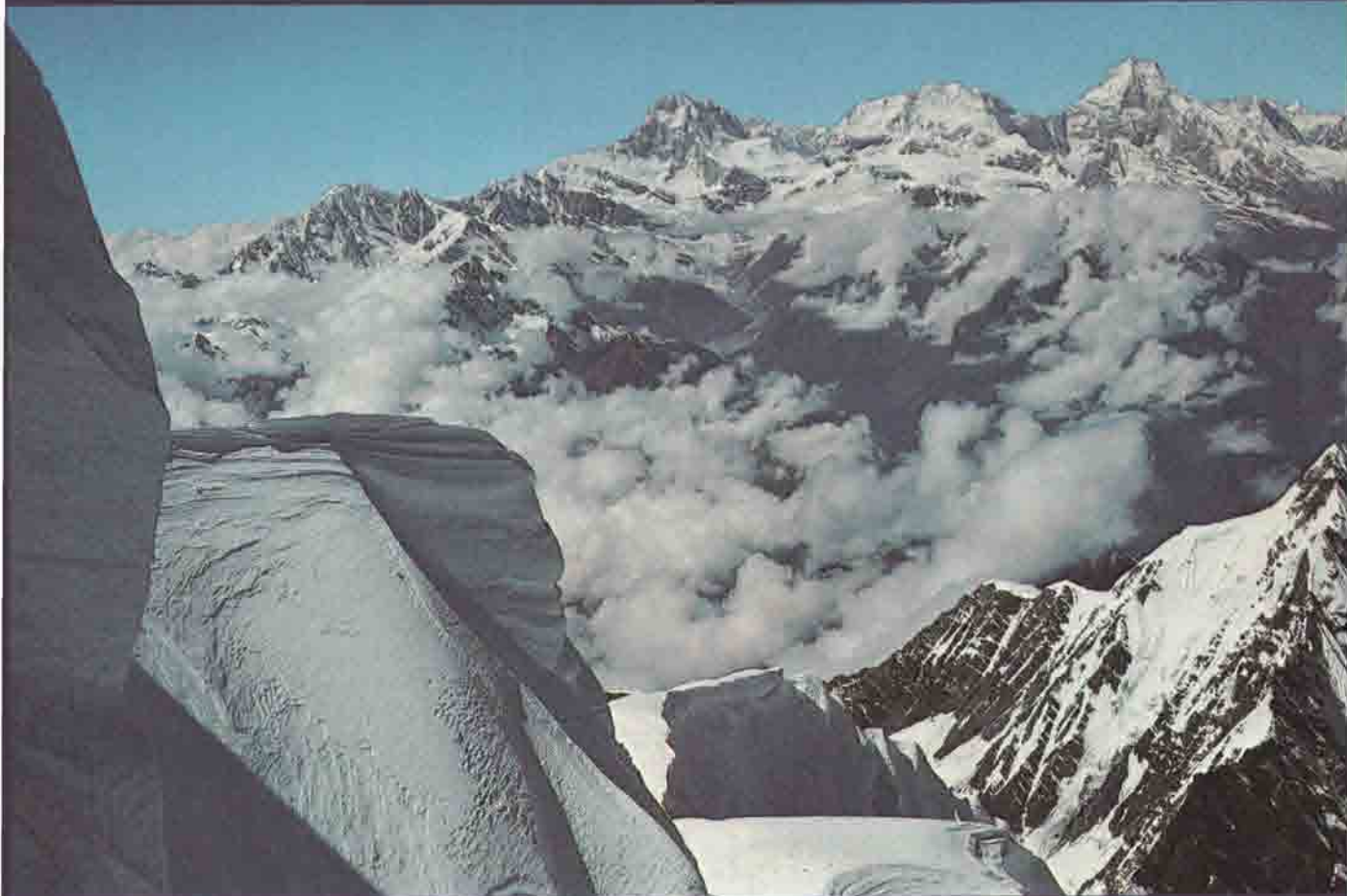
schwerer Route zu schinden, oder als Zweiter außer dem Sichern nichts zu tun als stehen und bis ins Mark zu frieren. Natürlich muß ich alles ohne Handschuhe klettern. Ich spüre zwar die Kälte nicht sehr, reiße mir aber am scharfkantigen Eis gehörig die Knöchel auf. Fast am Ausstieg schockt noch ein Überhang. Doch über diesem lockt eine soeben von der Sonne beschienene Schneehaube, und von dort an lehnt sich die Wand etwas zurück. Mit Hilfe zweier Haken und der Strickleiter komme ich an den Rand des Überhangs, aber o weh, nicht über ihn hinweg. Dem hektisch suchenden Eisbeil bietet sich kein Halt im morschen Schnee. So schiebe ich die Linke weit hinein zwischen Fels und Schneeauflage, hole sie langsam wieder ein, vorsichtig allen Schnee zwischen Arm und Körper umfassend, spreize den rechten Fuß weit aus zur Kante, nehme den linken vorsichtig aus der Trittleiter und schleiche mich, nichts zu sehr belastend hinauf. Gewonnen! Einige Meter weiter oben befestige ich an einem langen Firnanker das Seil. Beide Expeditionen können nachkommen.

Wir, d. h. unsere Expedition, gehen auch gleich noch die sich anschließende 200 m lange Schneerampe aus und gelangen in den Mittelteil der Wand. Sie hat eine Neigung von durchschnittlich 50 Grad und besteht aus vielen tief eingegrabenen Runsen, in denen herumzusteigen ohne Fixseile zeitraubend ist. Auf wenigen Metern treffen wir ganz verschiedene Schneeverhältnisse an: Im Runsengrund hartes Eis, an der linken Begrenzung trittfester Schnee, an der rechten bei Belastung einbrechender Harsch und Pulver. Wir sind ca. 300 m unter dem Gipfel. Es ist 13 Uhr. Wir könnten ihn versuchen, doch der Abstieg der ermüdeten Mannschaft mit zeitraubender gegenseitiger Sicherung würde langwierig werden. Es bedarf nur weniger Worte mit Ang Chappal. Er ist derselben Meinung: Wir wollen nichts riskieren; wir sind nun seit neun Tagen ohne Erholungspause an Nordgrat und Nordwand in teilweise schwierigstem Gelände, sind ziemlich hergenommen und fühlen uns irgendwie auch innerlich noch nicht vorbereitet für den Gipfel. So beschließen wir, erst mal ins gemütliche Basislager abzusteigen, uns dort zwei Tage zu erholen, um dann mit neuer Kraft und Konzentration wiederzukommen. Die Japaner schließen sich nach anfänglichem Zögern an. Auch sie sind schon ziemlich lange hier heroben. Es soll eine sichere gemeinsame Erstbesteigung geben. Manche werden sagen: Wie kann man so nahe vor dem Gipfel eines unbestiegenen Siebentausenders umkehren, eine solche Chance vertun? Das ist in der Tat nicht leicht zu erklären. Es ist ein Entschluß, der nur aufgrund der Erfahrung vieler Bergexpeditionen zu verstehen ist. Es ist eine innere, deutlich sprechende Stimme, die zum Abwarten, zu gewisser Passivität, zu „partnerschaftlichem“ Verhalten dem Berg gegenüber rät, nicht zu seinem übermütig-leichtsinnigen Überrumpeln, solange man selbst noch nicht ganz vorbereitet ist für den Gipfelgang, noch nicht ganz Partner des Berges geworden ist.

Die zwei Tage im Basislager haben uns gut getan. Wir spüren es, als wir ohne Schwierigkeiten die 1800 Höhenmeter zum Lager 2 in einem Schwung nehmen. Das Wetter ist noch schöner als vorher, denn es ist ganz windstill und die Sonne strahlt aus

In der Gipfelwand

In einer Steilheit von 50–60° bäumt sich die 600 m hohe Nordwand des Ganesh-III-Gipfels auf. Sie beginnt mit einem etwa 70 m hohen Felsgürtel, Schwierigkeit V–VI, total vereist; für Hermann Warth „die schwerste Kletterei meines Lebens“.



Oben: In der Nordwand
des Ganesh III
(in ca. 6950 m Höhe);
Blick auf Manaslu
(rechts) und Himal-
chuli (in Bildmitte)
Rechts:

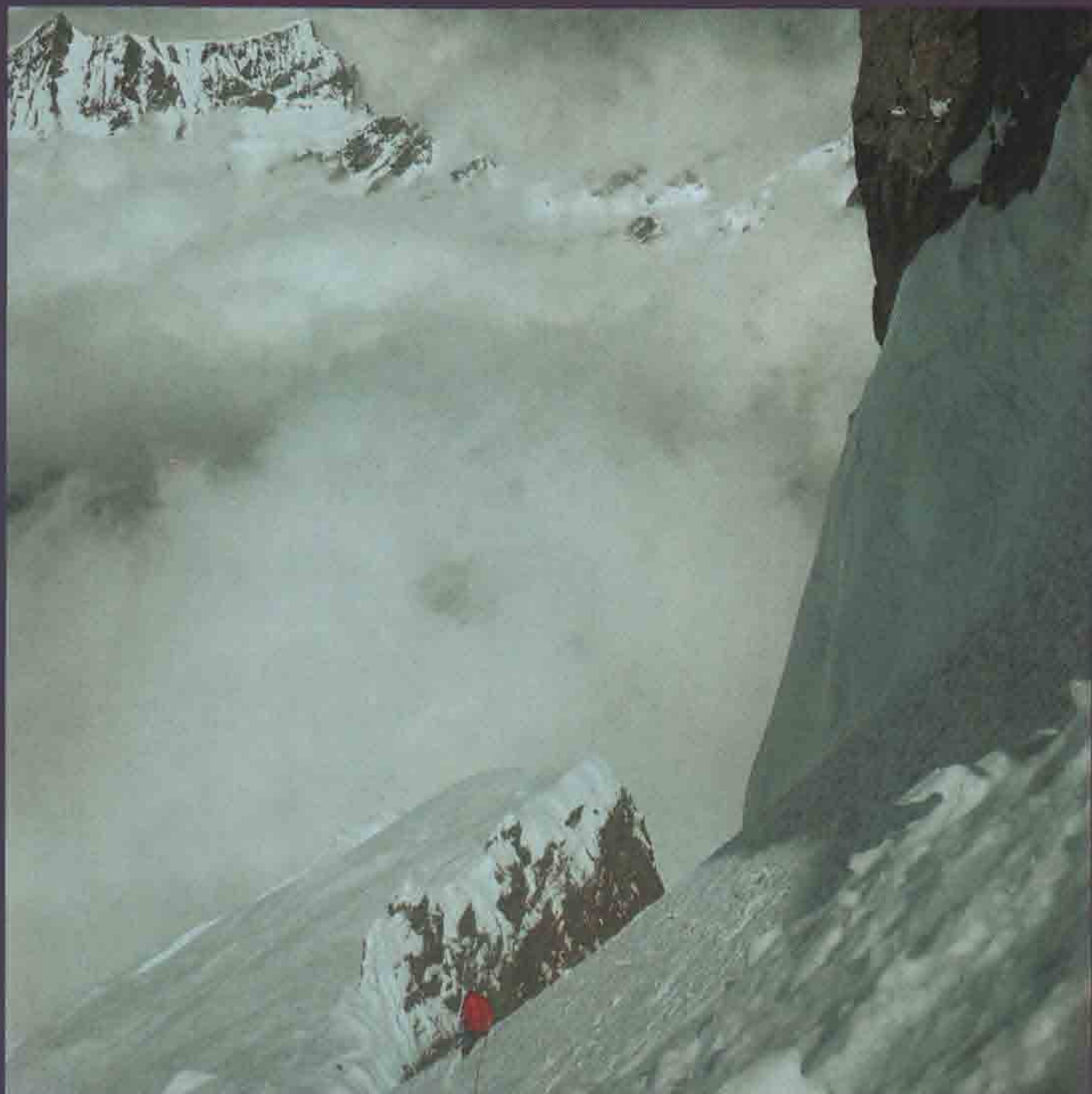
Auf dem Gipfel
des Ganesh III, 7132 m,
am 16. 10. 1981.

Von links nach rechts:
Ang Chappal, Sirdar,
Nyma Tensing Sherpa
und Nga Temba Sherpa.

Im Hintergrund
der Ganesh I, 7406 m.



Foto:
H. Warth



*Oben: Am Fuß der 600 m hohen
Nordwand in ca. 6550 m Höhe; im
Hintergrund Teile der Lampu-Gruppe.
Am unteren Bildrand ganz klein
die Zelte des Lagers III in
ca. 6300 m Höhe.*

*Foto:
H. Warth*

*Links unten: Die „Familienexpedition“ im Basislager.
 Von links nach rechts sitzend: Nima Sangye, Koch;
 Nga Temba, Sherpa; Diellinde Warth;
 stehend: Lalbir, Küchenhelfer; Pasang, Postläufer;
 Da Sangye, Küchenhelfer; G. B. Chetri, Verbindungsoffizier;
 Ang Chappal, Sherpa-Sirdar; Nyma Tensing, Sherpa.
 Foto: H. Warth*

ungetrübtem Himmel von früh bis abends. Schade um die vielen Expeditionen, die während der 10 Sturmtage aufgegeben hatten, wie wir aus dem Radio erfahren. Sie hätten warten sollen. Nur viel kälter ist es jetzt als zuvor. Ich schätze 20–30 Grad in den Nächten, was schon allerhand ist für einen Siebentausender. Entlang der Fixseile meistern wir problemlos die Wächter des Nordgrates. Es ist ein Farbenfest für die Kameras: der tiefblaue Himmel, die braungelben Felsen, der blendend weiße Schnee und meine drei Freunde in ihren roten Anoraks. Und wir gehen zum Gipfel! Am Spätnachmittag erreichen wir unsere beiden Minizelte. Wir haben Zeit genug, alle Einzelheiten für morgen zu besprechen, vorzubereiten, einzupacken. Das Wetter ist ruhig, der Himmel klar.



Um 10 Uhr erreichen wir anderntags unseren damaligen Umkehrpunkt. 300 Höhenmeter bis zum Gipfel? Die folgenden Seillängen belehren uns eines Besseren. Jeder hat mehrere Bündel 40-m-Fixseil aufgeladen. Ang Chappal, wieder mal in unbändiger Form, spurt und verspannt sie alle. 500 Höhenmeter ist die realistische Schätzung. Wie gut, daß wir der warnenden Stimme gefolgt hatten. Die Riefensysteme der Nordwand: herrliche Architektur für die Augen, Schwerstarbeit für Arme und Beine. Doch ein Bündel Fixseil nach dem anderen wird verspannt bis uns endlich eine Schneerinne auf den Gipfelgrat hinausführt. Betretenes Schweigen! Zum Greifen nahe die makellose Eishaube des Gipfels! Aber der Weg dorthin? Lässig hingeworfene Schlagsahne! Die Krone des Ganesh III ist mit vielen Zacken geschmückt, die entweder versichert oder mit gegenseitiger Seilsicherung überklettert werden müssen. An einen Gipfel„gang“ ist nicht zu denken. 15.30 Uhr. Heute sowieso nicht mehr. Abseilen. 600 Höhenmeter.

Auch in der Nacht nach dem Gipfel, der insgesamt sechste im höchsten Lager, schlafe ich nur wenig. Ich schaffe es einfach nicht, mich wie die Sherpas zwischen die Ausrüstung zu schlängeln und solches Eingeflochtensein als Schlafstellung zu empfin-

den. So betrachte ich Stunde um Stunde den Mond, wie er über die Zeltnähte wandert und schreibe Tagebuch:

„Als gestern beide Zelthäfen gleichermaßen erhellt waren, die östliche von der sich ankündigenden Sonne, die westliche vom sich verabschiedenden Mond, waren wir aufgebrochen zu unserem dritten Versuch. Das Klettern entlang der Fixseile in der Kälte des Morgens tat mir gut nach der Starre der Zeltnacht. Es sah ulkig aus, wie wir anfangs nach zwei Richtungen Schatten warfen. Wir vier waren nicht allein, sondern in Gemeinschaft von vier Japanern und deren drei Sherpas. Am Beginn der Fixseile ließen sie uns den Vortritt, da wir ihrer Meinung nach stärker waren. Nach vier Stunden hatten wir dann die Nordwand zum zweiten Mal durchklettert. Vor uns wieder der Schlagsahnegrat, der in den klotzigen, ganz aus Eis geformten Gipfel übergeht. Ich wollte eigentlich den Grat führen, entschloß mich aber dann doch, den Film bis zum Gipfel zu vollenden und Ang Chappal seine gestrige Leistung krönen zu lassen. Er freute sich sehr, als Erster zu diesem von Menschen unbetretenen und von bisher sechs Expeditionen heiß umworbenen Gipfel gehen zu dürfen. Der Schnee auf dem Grat war grundlos, leicht angeweht nur. Ang Chappal versank in dem kalten Flaum mitunter bis zu den Achseln. Es gelang ihm schließlich, zwei weitere Seile zu verspannen, die uns zum bläulich-weißen Eisklotz des Gipfels führten. Ang Chappal machte nun nicht mehr viel Federlesens. In der Freude, endlich wieder festes Eis unter den Füßen, besser vor den Füßen zu haben, denn die Schlußwand bäumte sich steil auf, ging er sie ganz direkt an, dabei einen Überhang in Kauf nehmend, in dessen hartes, grünliches Eis die Frontalzacken der Eisen kaum einzudringen vermochten. Verhaltenen Jubel von oben hörend kletterte ich nach. Die Erstbesteigung des Ganesh III, 7132 m, war gelungen. Die Sherpa riefen ‚Jai Nepal‘ und ‚Jai Ganesh!‘ – wobei man wissen muß, daß der Ganesh-Gott im hinduistischen Pantheon einen hohen Rang einnimmt – und warfen geweihten Reis in den leichten Wind. Unsere Familienexpedition wurde vom Ganesh-Gott mit einer ungewöhnlichen Aussicht beschenkt: die Ebenen Indiens, das Hügelland Nepals, die Pracht des Himalaya mit Manaslu, Himalchuli, Shisha Pangma, Langtang, Gaurishankar, Cho Oyu, Everest, Lhotse und die unzähligen „Kleinen“ dazwischen, die Hunderte brauner, in der Gipfelregion verschneiten Berge Tibets – Aussicht wie aus der Kanzel eines Piloten, der durch den Himalaya fliegt. Noch nie hatte ich so schön den Himalaya gesehen, denn auf meinen vorherigen vier hohen Gipfeln war ich jeweils von Schneetreiben und Wolken umgeben. ‚Husband in the clouds‘ wurde ich deshalb schon gehänselt. Auch 3 Japanern und 2 Sherpas der japanisch-nepalischen Expedition wird dieser 16. Oktober 1981 unvergeßlich bleiben. Es war eine ideale Zusammenarbeit: Wir hatten die Nordwandroute eröffnet, und sie hatten uns ihr Seilmaterial dazu gegeben, denn unseres war am langen Nordgrat aufgebraucht worden.“ Während des Schreibens hat der Mond die Mittelnäht des Zeltdaches fast erreicht. Es geht auf Mitternacht zu. Unerträglicher Durst läßt mich nach Nga Temba im Nachbarzelt rufen. Es meldet sich Nima Tensing, dem es wohl genauso geht wie mir. Er zündet Kerze und Kocher an und bereitet Tee für alle. Draußen treibt der Wind Schnee um die Zelte der Familienexpedition.

Ist Gott noch Peruaner?

Verhältnisse und Entwicklungen im Touristenland Peru

Fritz März

Der Gepflogenheit, im Alpenvereinsjahrbuch dem Themenblock „Auslandsbergfahrten/Expeditionen“ auch Beiträge zuzuordnen über die kulturelle, wirtschaftliche und soziale Situation der Gastgeberländer sowie die Einwirkung des Tourismus auf diese Situation – dieser Gepflogenheit haben wir in den vergangenen Jahren meist mit Beiträgen über Nepal entsprochen. Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit der Situation in Südamerika dagegen ist zuletzt im Jahrbuch '73 mit Beiträgen von Alexander von Gregory und Dr. Hermann Warth zu finden. Dabei gehören die Hochgebirgszüge und verschiedene Länder auf diesem Kontinent zu den mindestens ebenso bevorzugten Zielen für europäische Bergsteiger und Reisegruppen. Und die Probleme dieser Länder sind gewiß ebenso groß und exemplarisch wie die Nepals. Aber Autoren, die über Nepal schreiben können und auch wollen, sind offensichtlich leichter zu finden – das ist jedenfalls unsere Erfahrung.

Um so mehr freuen wir uns, daß Dr. März unserer Bitte nachgegeben hat, für dieses Jahrbuch einen Beitrag über die Verhältnisse und Entwicklungen im Touristenland Peru zu schreiben. Er hat dieses Land vor knapp dreißig Jahren als Expeditionsbergsteiger kennengelernt und diese Bekanntschaft seither durch wiederholte, teilweise längere Besuche vertieft. Einige derer, die von den Verhältnissen und Entwicklungen, die er schildert, unmittelbar persönlich betroffen sind, zählen seit Jahrzehnten zu seinen Freunden. (d. Red.)

Dios debe ser Peruano – Gott muß Peruaner sein! So lautet ein altes Sprichwort in Peru. Ähnlich dem „Gott in Frankreich“ oder „God's own country“. Es ist weniger der Nationalstolz des Peruaners, der Gott Peruaner sein läßt, als eine schlichte, dankerfüllte Geste gegenüber dem Herrn, der dieses schöne Land geschaffen hat. Und wer es näher kennt, wird dem beipflichten. Ein riesiges Land, mehr als fünfmal so groß wie Deutschland, das sich über 3000 km zwischen dem Äquator und dem Wendekreis des Krebses erstreckt und vom Pazifik bis weit, weit in das Amazonasbecken hinein. Ein Land, dem Gott fast alles gegeben hat, was der Mensch braucht: Ackerland, Weide, Wald, Wasser, Silber, Gold, Eisen, Blei, Kupfer, Erdöl, Kautschuk, Guano, Zucker, Früchte, Fische, Tiere, Wolle, Fleisch, Felle, Baumwolle... Ein Land, das höchste Höhen der Menschheit erreichte und

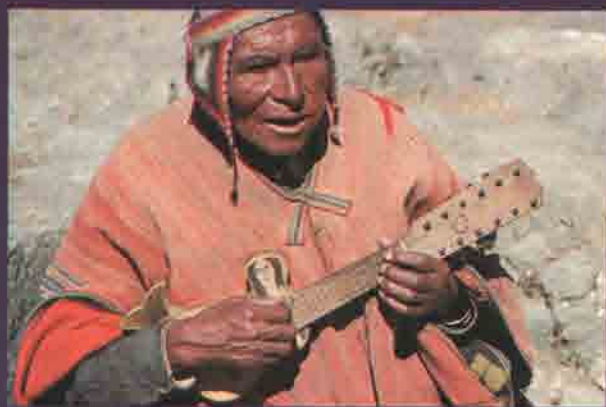
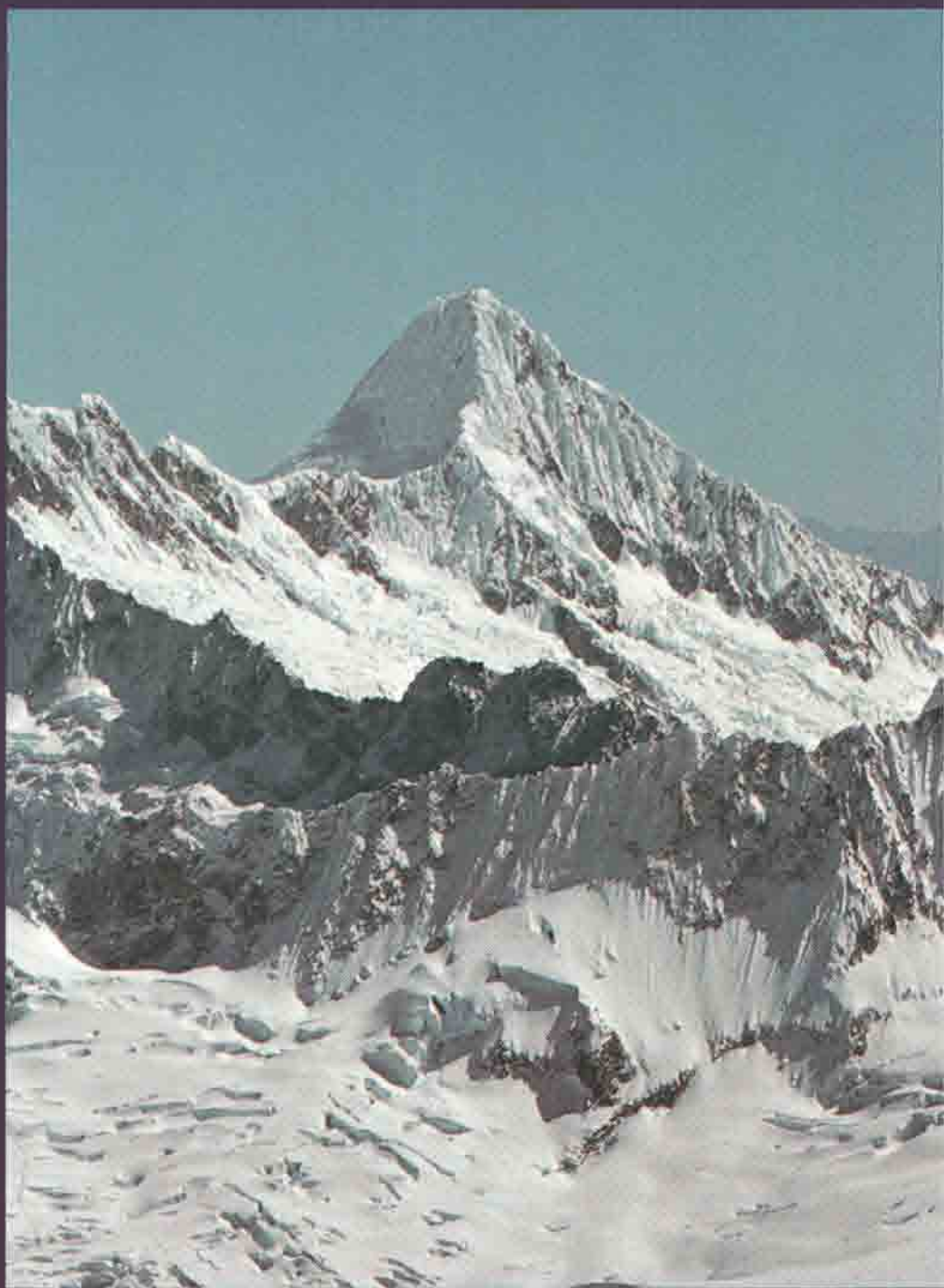


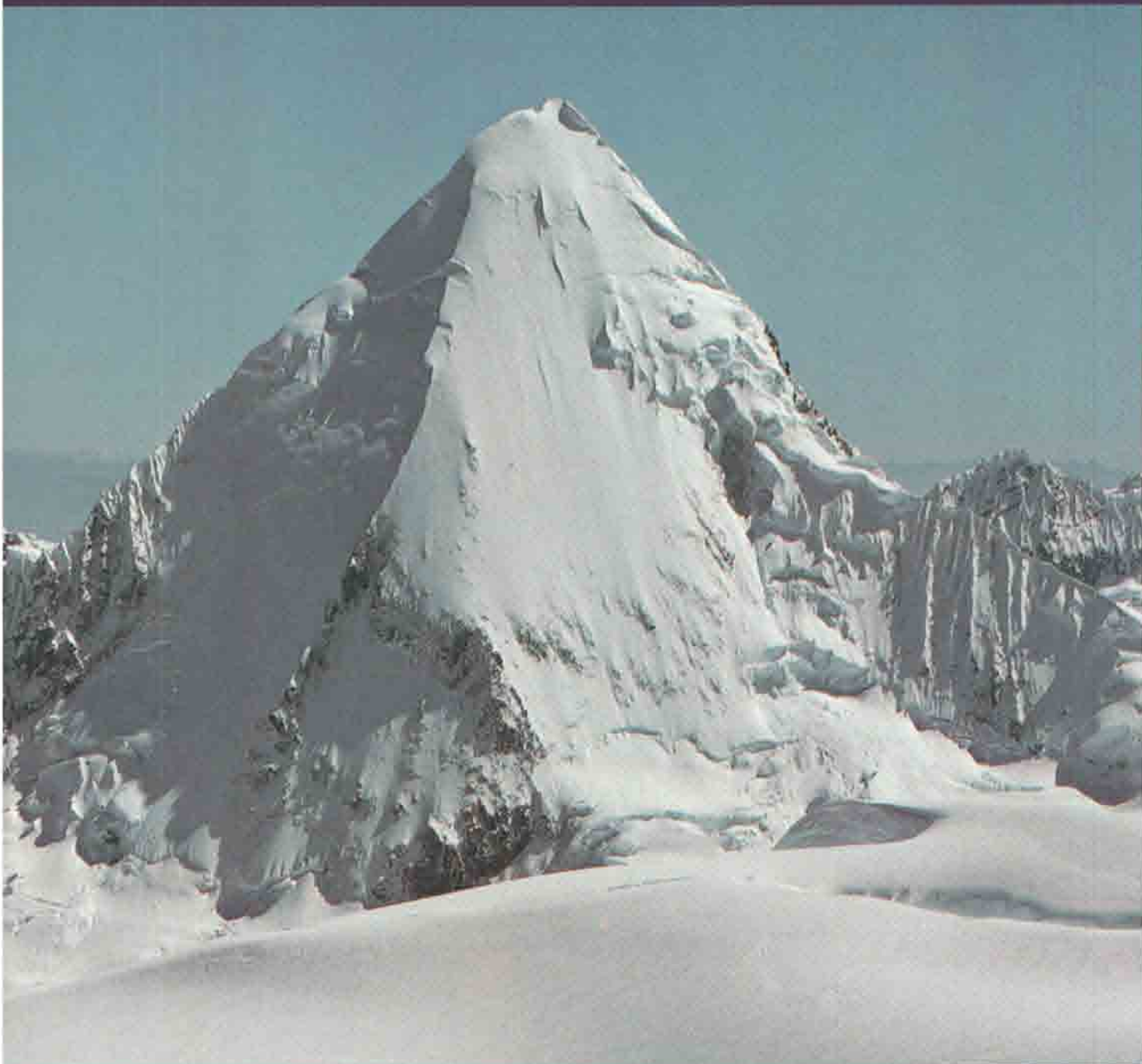
*Indiokind
in Peru*

*Foto:
J. Winkler*

Eisberge unter der Tropensonne

Rechts:
Alpamayo (links)
und Artesonraju.
Unten:
3 Meter hohe
Kakteen auf dem
Altiplano.
Fotos:
J. Winkler





*Untere
Bildleiste:
Straßenszenen
in Peru*

*Fotos:
J. Winkler*



tiefste Stürze erlitt. Das der Menschheit die Kartoffel schenkte und sie mit der Syphilis schlug. Das schwindelnde Wirtschaftsblüten erlebte und tiefste Depressionen. Ein Land, dessen Bewohner alle Größe und alle Niedrigkeit der Menschen in sich tragen. Und ein Land, dem Gott die Schönheit der Natur schenkte, wie sie kaum irgendwo zu finden ist auf dieser Erde. Freilich, wer sich dem Land, wie fast alle Besucher, von der See her nähert, gleich wie noch vor dreißig Jahren im Zwischendeck der Auswandererschiffe oder heute im Jet, wird enttäuscht sein. Wüste, öde Wüste entlang der ganzen Küste. Doch sie umfängt Peru wie ein Schleier, den eine schöne Spanierin vor ihr Gesicht gezogen hat. Landein leuchten Eisberge unter der Tropensonne, riesige Flüsse stürzen durch ungeheuerliche Schluchten in unendliche Wälder und die Wolken treiben über der unvorstellbaren Weite der Puna, des Hochlandes ihr ewiges Spiel.

Erwünschte und unerwünschte Besucher

Kein Wunder, wenn dieses Land immer Besucher anzog, erwünschte und unerwünschte. Glaubt man Herrn von Däniken, waren es schon außerirdische Wesen, die Peru besuchten. Die kleinen grünen Männchen also oder ähnliche Geschöpfe. Vor

allem die rätselhaften Erdzeichen (Scharrbilder) in der Wüste bei Nazca inspirierten den phantasievollen Autor zu seinen Behauptungen. Und daneben noch die urgewaltigen Quader der Inka-mauern oder solcher aus präinkaischen Zeiten. Freilich hat die Wissenschaft bis heute noch keine schlüssige Erklärung der kilometerlangen Erdzeichen, die Herr von Däniken für Land- und Startbahnen für die Raumschiffe der kleinen grünen Männchen hält. Reine Kunst, „land art“, wie sie heute auf neudeutsch genannt wird, Landkunst also, wie sie uns z. B. in der Kunstausstellung des Alpenvereins an einem Beispiel mit Fotos gezeigt wurde, waren sie wohl nicht, diese vielgestaltigen Spuren im Wüstensand, die sich Jahrtausende erhielten. Eher astronomische Zeichen. Und auch die Entstehung der zyklonenhaften Mauern von Sacsayhuaman, Chavin, Ollantaytambo und wie sie alle heißen, kann man sich noch heutzutage kaum erklären. Es sei denn mit viel Arbeit, generationenlanger Arbeit. Daß es Verkehr über den Ozean hinweg gab, hat Heyerdahl wohl bewiesen. Sichereres wissen wir dann über die nächsten Besucher, die Conquistadoren. Tavatinsuyu, das sagenhafte Goldland der Inkas zu suchen war Francisco Pizarro mit seinen Brüdern und Diego de Almagro ausgezogen. Sie eroberten mit einem „Heer“ von knapp dreihundert Mann und vierzig Pferden ein riesenhaftes, straff verwaltetes Land (nicht nur Peru gehörte dazu, sondern auch das heutige Bolivien wie Teile von Chile und Ecuador), mit Millionen von Einwohnern und einem Heer von zehntausenden Soldaten. Wenn Ihnen auch der geschichtliche Zufall zu Hilfe kam, inkaische Kultur und Zivilisation ihren Zenit eindeutig überschritten hatten, sie waren schon brutale Typen, diese Conquistadoren. Und so lebten sie auch, benahmen sich so. Sie raubten, plünderten, schändeten, brachen ihr Wort, mordeten andere und sich gegenseitig. Doch ist es nicht korrekt, wenn die Geschichtsschreiber lakonisch berichten, die Spanier hätten die „Inkas“ ausgerottet.

Zunächst waren die Inkas lediglich die Herrscherfamilie, mit der sich die Eroberer so rasch wie möglich zu vermischen trachteten, und wenn die Spanier auch die Indios grausam unterdrückten, so darf doch nicht vergessen werden, daß es Spanier waren, wie Bartolomeo de Las Casas oder speziell in Peru Pedro de la Gasca, die unerschrocken die Menschenrechte der Indianer verteidigten, die „Neuen Gesetze“ zu ihrem Schutz ertrotzten und sie auch durchführten. Heute wäre ihnen der Nobelpreis sicher. Freilich Spanier war weit und der Vizekönig in Lima und seine Beamten oft bequem und geldgierig. Der auri sacra fames, der verfluchte Hunger nach Gold im wörtlichen und übertragenen Sinne schuf eine kleine Schicht kreolischer Großgrundbesitzer und hielt die Indianer in teilweise sklavischer Abhängigkeit. Man kann die Geschichte nicht dahingehend vereinfachen, daß man sagt, die Spanier hätten die hohe Kultur der Indianer vernichtet. Letzten Endes war es ein Vermischungsprozeß, der zu einer eigenständigen Kultur mit spanisch-abendländischen, teilweise maurischen Elementen auf indianischer Grundlage führte. Ausgangspunkt war der Glaube. Die Sonne, von den Indios als Gott verehrt, mußte dem Kreuz weichen. Ob sie wollten oder nicht, wurden die Indios zu Katholiken gemacht. Aber wie sie heute noch einerseits das Kreuz schlagen und wirklich inbrünstig beten,

so opfern sie doch (ein Gringo braucht ja nicht gerade zuzuschauen) den alten Göttern und tanzen beiden zu Ehren, den alten und dem neuen. Es war eine seltsame Mischung aus Christentum und Knechtschaft, die so entstand. Sozial sicher ungerecht, kulturell jedoch eigenständig und auf hohem Niveau. Diese heute selbstverständlich anmutende Mischung gehört zu den großen Touristenattraktionen des Landes. Die Malschule von Cuzco behauptet ihren festen Platz in der Kunstgeschichte der Welt. Nachdem also diese Phase eines höchst gewaltsamen Tourismus (wenn man die Conquista etwas zynisch so bezeichnen will) beendet war, begann nach längerer Pause eine andere Art Tourismus.

Kaufleute, Forscher und Bergsteiger

Neben Kaufleuten waren es vor allem europäische Naturforscher. In erster Linie denken wir da an den großen Alexander von Humboldt, der 1799 bis 1804 Südamerika bereiste und am Chimborazo die respektable Höhe von 5760 Metern erreichte, das eigentliche Peru jedoch nicht berührte. Der zu Unrecht weithin unbekannte Eduard Pöppig hingegen bereiste in den Jahren 1827 bis 1832 Peru ausgiebig, während E. W. Middendorf zu Ende des 19. Jahrhunderts das Land aufgrund eines jahrzehntelangen Aufenthalts exakt beschrieb. Obwohl der Chimborazo dann schon 1880 von Edward Whymper erstiegen wurde, ließen die Bergsteiger in Peru lange auf sich warten, mittlerweile wurde es jedoch eines der bekanntesten und beliebtesten Bergsteigerländer der Erde. Etwa vierzig Sechstausender (bei



genauer Zählung kämen vielleicht noch ein paar heraus) und eine Unzahl ersteigenswerter Fünftausender reizen die Bergsteiger. Neben der westlichen Kordillere, auch Küstenkordillere genannt, die hauptsächlich aus Vulkanen besteht, sind es im Norden die ausgedehnte Cordillera Blanca und die kleinere Cordillera Huayhuash, im Süden die Kordillere von Vilcanota, Vilcabamba, Carabaya neben einer ganzen Reihe von kleineren Gebirgsgruppen, die das Bergsteigerland Peru bilden. Doch war Bolivien, das frühere Oberperu mit der Cordillera Real, der Königskordillere, die ja vor den Toren der faktischen Hauptstadt La Paz (de jure ist es Sucre) liegt, früher daran. Doch Anfang der dreißiger Jahre erkor der Deutsche und Österreicherische Alpenverein mit einer Reihe von Expeditionen bis zum Kriegsbeginn die Cordillera Blanca im Norden Perus zum Ziel und verzeichnete beachtliche Erfolge. Der Name Kinzl muß hier genannt werden. Er war nicht nur höchst erfolgreicher Expeditionsleiter, sondern auch ein Freund des Landes. Auf seine Anregung hin und mit seiner Hilfe baute man in der Cordillera Blanca eine Reihe von Dammbefestigungen, um die dort zahlreichen Gletscherseen im Falle von Erdbeben am Ausbruch zu hindern. Entwicklungshilfe würde man so etwas heute nennen. Damals war es schlicht Hilfe von Mensch zu Mensch. Viel Unglück wurde damit verhindert, doch hinkte die Technik der Natur hinterdrein.



**„Ein Land, dem
Gott die Schönheit der
Natur schenkte“**

*Oben und rechts:
Landschaft
im peruanischen
Hochland,
der Puna.*



*Fotos:
J. Winkler*

In den Jahren 1940 und 1950 konnten Ausbrüche von Gletscherseen nicht verhindert werden, wobei 1940 halb Huaraz, die Hauptstadt des Gebietes, zerstört wurde. 1963 kündigte eine riesige Mure, die vom Nordgipfel des Huascarán (höchster Berg der Weißen Kordillere und von ganz Peru) herabstürzte, die Katastrophe an, die sich 1970 in einem unvorstellbaren Ausmaß ereignete. Ein Erdbeben, das ohnehin riesige Zerstörungen im Tal anrichtete, löste noch einmal eine Eislawine und einen Murgang vom Huascarangipfel, der mit einer von Wissenschaftlern geschätzten Geschwindigkeit von 250–300 Stundenkilometern zu Tal stürzte, im Haupttal zwei Kilometer stromauf getrieben wurde und 15 km stromab, wobei entsetzliche Verheerungen angerichtet wurden, beispielsweise die blühende Stadt Yungay mit ihren fast 20 000 Einwohnern war in Sekundenschnelle zerstört.

Immerhin reichen die ersten Gipfelerstigungen in Peru in die Zeit vor dem 1. Weltkrieg zurück. Der Amerikaner Bingham, der Entdecker von Machu Picchu, erstieg 1911 den Coropuna und 1914 den heute noch sehr schwierigen Salcantay, an dem 1952 Kasperek tödlich verunglückte. Der Huascarán wurde 1932 von der ersten Alpenvereinsexpedition von Bernard, Borchers, Hein, Hoerlin und Schneider erstiegen. Die drei Alpenvereinsexpeditionen 1932, 1936 und 1939 hatten in der Cordillera Blanca und teilweise auch schon in der Huayhuash eine reiche Ernte, während nach dem Krieg Holländer, Franzosen und Schweizer zunächst erfolgreiche Nachlese hielten. Im Süden war nach dem Krieg zunächst Rebitch mit italienischen und schwedischen Gefährten u. a. auf dem Solimana. Ein Jahr später erstieg dann eine winzig kleine deutsche Expedition mit Steinmetz, Wellenkamp und März eine Reihe von Gipfeln in der bis dahin unberührten Cordillera Vilcanota, u. a., den Ausangate.

Dann kamen die Jahre, in denen sich die klassische Erschließungsperiode zu Ende neigte. Einen Wendepunkt deutet die Ersterstigung des Alpamayo durch Hauser, Huhn und Wiedmann an. Erfolgreich versucht wurden nunmehr auch die Gipfel, an deren Ersteigbarkeit man Zweifel hatte. Eine Tiroler Expedition, an der u. a. Klier, Egger und Jungmaier teilnahmen, ertrug sich beispielsweise die Jirishanca Grande in der Cordillera Huayhuash, deren Ostwand 1968 von Dix und Jones durchstiegen wurde. 1966 haben die Mitglieder einer Münchner Expedition Erfolg an der Ausangate-Nordwand. Diese Aufzählung beschränkt sich notwendigerweise auf wenige Schlaglichter.

Man kann die derzeitige Situation etwa mit der Erschließung der Alpen in der Zeit vor der Jahrhundertwende vergleichen. Die Gipfel, auch die schwierigsten, sind wohl alle samt und sonders erstiegen, die meisten Grate gemacht und auch schon große Wände erobert. Allerdings geht die Entwicklung wesentlich rasanter vor sich als damals. Auf den Alpamayo führt beispielsweise mehr als ein halbes Dutzend teilweise extrem schwerer Routen, ja er wurde auch schon mit Ski erstiegen!

Daneben läuft eine Entwicklung des Massentourismus, über die noch zu reden sein wird. Doch wenden wir uns zunächst den Problemen des Landes zu.

Probleme Perus

Peru gliedert sich in drei klar voneinander getrennte Zonen: Das Küstenland, die Costa, ein wüstenhafter Streifen entlang der Küste und nur an den Flußmündungen fruchtbar. Die Hauptstadt Lima, von Pizarro gegründet, liegt hier. Die Costa macht gut 10 % der Gesamtfläche Perus aus. Jedoch wohnt mehr als die Hälfte der Bevölkerung dort, die zwei Drittel des Volkseinkommens erwirtschaftet. Die Sierra, das Andenhochland ist die Heimat der Indianer und beansprucht etwas mehr als ein Viertel der Gesamtfläche des Landes. Der größte Teil von Peru liegt im Urwaldgebiet des Amazonas, der Selva, kurioserweise auch Montania genannt, mit etwa 60 % der Gesamtfläche des Landes und weniger als 10 % der Gesamtbevölkerung. Das größte Problem des Landes ist der Bevölkerungszuwachs und mit ihm die Landflucht nach Lima. Ein Problem, das zwar nicht mit dem Tourismus ursächlich zusammenhängt, aber Wechselwirkungen zeigt.

Als ich Anfang der fünfziger Jahre erstmals in Peru war, zählte die Bevölkerung des Landes etwa 11 Millionen, Lima hatte etwa 1,3 Millionen Einwohner. Heute beläuft sich die Bevölkerung des Landes auf rd. 18 Millionen, während die Schätzungen für Lima zwischen 5 und 6 Millionen liegen. Exakte Zählungen sind hier unmöglich. Vor rund dreißig Jahren lebten also etwas mehr als 10 % der Bevölkerung in der Hauptstadt, während jetzt rund 30 % dort wohnen. Zwar hat sich die Zahl der Industriebetriebe wie auch der Handelsfirmen stark vermehrt, aber fast ausschließlich im Raum Lima, wo sich alles im Land konzentriert. Dort lebt ein großer Teil, vielleicht Millionen dieser Zuwanderer in den sogenannten Barriadas, also Slums. Leben ist eigentlich für viele schon zuviel gesagt, vegetieren ist das richtige Wort. Oft sind die Barriadas einfach wild in die Wüste gesetzt, Hütten aus Holzresten, Blech und Plastik sind die Behausungen. Das Klima von Lima (das tatsächlich prima ist, wie der etwas primitive Schlager behauptet), begünstigt diese Art der Ansiedlung. Es regnet so gut wie nie, was dort als Regen gilt, bezeichnen wir in dieser Hinsicht leidgeprüften Nordeuropäer höchstens als Nebelreißer. Viele dieser teilweise riesengroßen Hüttendörfer haben nicht die geringsten hygienischen Einrichtungen. Einmal am Tag kommt ein Tankwagen und dann heißt es anstehen mit einem Kübel um ein paar Liter Trinkwasser. Für die Männer und Frauen, auch die Halbwüchsigen, beginnt im Morgengrauen die erbarmungslose Jagd nach Arbeit; es gilt wenigstens ein paar Soles zu ergattern, notfalls auch zu ergaunern, sogar zu stehlen oder zu rauben, um sich bis morgen durchzufretten. Und immer noch hält der Zuzug an, kommen die Indios herunter aus ihren Dörfern in der Sierra in der Hoffnung, das große Glück in der Stadt zu machen. Weil es vielleicht einer aus dem Dorf oder dem übernächsten Nachbardorf geschafft hat, oder geschafft haben soll, einer unter tausend vielleicht oder unter fünftausend!

Wie der Zug der Lemminge geht heutzutage in der Dritten Welt der Zug der Dörfler in die Großstadt, ob das Bombay, Mexiko oder eben Lima ist. Ist das Leben auf dem Lande, in der Sierra wirklich so lebensunwert, daß man die Slums vorziehen müßte?

*Links unten: Das Leben der Indios in der Sierra ist alles andere als idyllisch oder leicht...
„Doch immerhin ist der Indio dort droben wer...“*

Dennoch treibt die Hoffnung auf eine bessere Existenz viele hinunter nach Lima.

Seite 147: Der große

*Renner in der Umgebung von Cuzco ist der Inkapfad. 10 000 Touristen hat man 1980
auf ihm gezählt. Endpunkt des Weges ist die alte Inkafeste Machu Picchu (Bild).*

Fotos: J. Winkler

Mitnichten, zumindest was Peru betrifft. Freilich ist das Leben dort alles andere als idyllisch oder leicht.

Primitive Lebensumstände, Kälte, harte Arbeit, schlechte, vor allem einseitige Ernährung stellen in den rauchigen Hütten und der Eintönigkeit des Alltags nicht gerade rosige Zukunftsaussichten dar. Doch immerhin ist der Indio dort droben wer, selbst wenn er nicht Grundbesitzer ist. Er ist eingebunden in eine uralte Dorfgemeinschaft, nimmt teil an ihrem Leben, ihrer Arbeit, ihren Riten, Festen und Gebräuchen, Hochzeiten, Taufen, Leichenbegängnissen einschließlich der Besäufnisse. Und doch treibt ihn die Hoffnung, vielleicht geweckt durch die Schule, Radio, Kontakte auch mit Touristen, hinunter in die große Stadt, wo er ein Nichts ist und vermutlich bleibt bis an sein Lebensende.

An dieser Stelle ist ein Blick auf die Wirtschaft des Landes angebracht. Peru hat eine längere Regierungszeit einer Militärjunta hinter sich, wie sie das Land schon einige Male hatte und nicht immer ganz schlecht fuhr damit. Diktamoll nannte man die milde Diktatur eines Generals nach dem Zweiten Weltkrieg. Aber wenn schon nach einem bissigen Wort von Clemenceau der Krieg eine zu ernste Sache ist, um sie den Generalen zu überlassen, gilt das auch für die Politik. Die Junta wollte sicher Gutes erreichen und glaubte den richtigen Weg gefunden zu haben, nicht links, nicht rechts – nur peruanisch. Aber auch falsch! Und



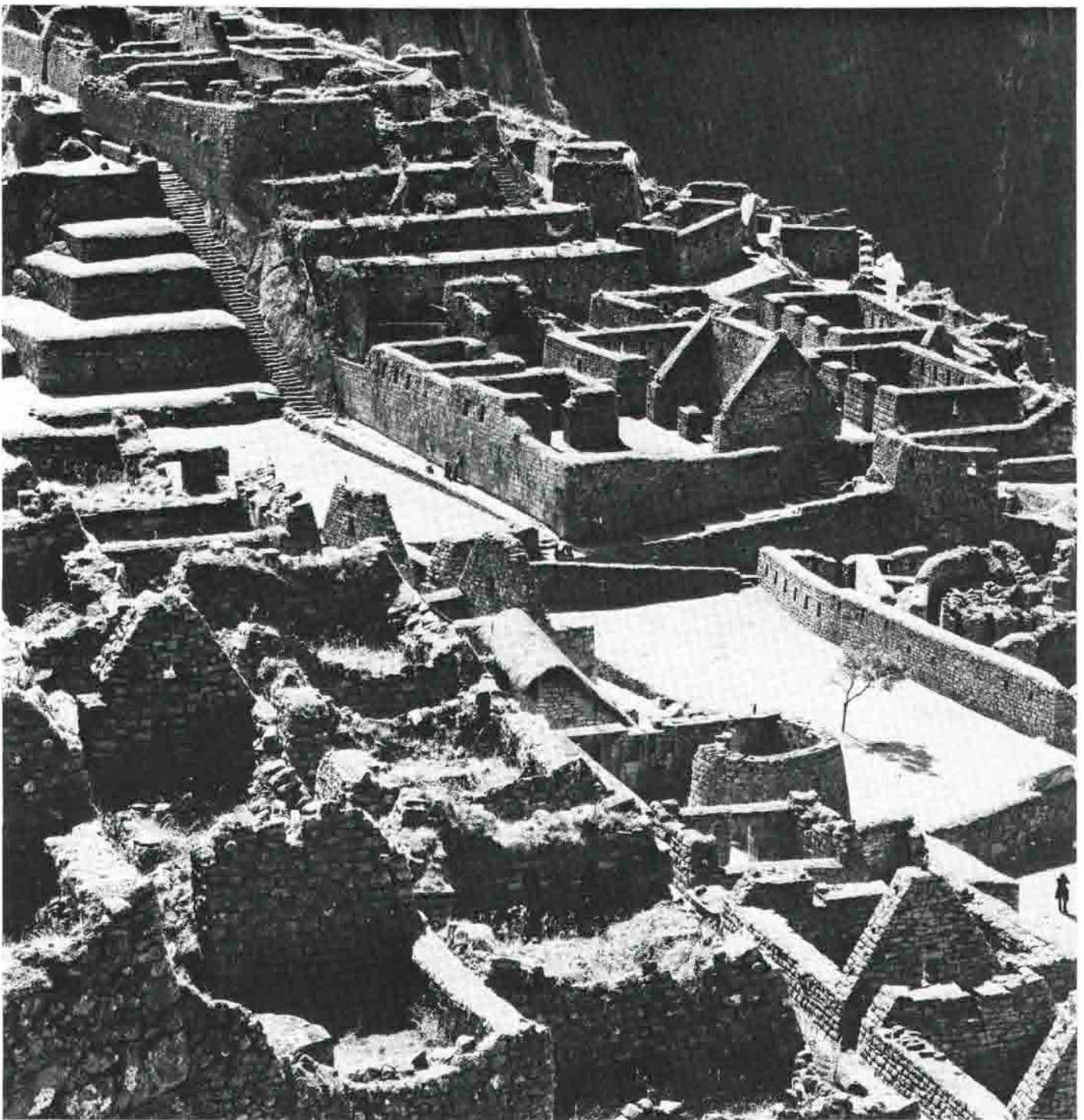
die jetzige, demokratisch gewählte Regierung steht vor einem Berg von Problemen, auch wenn es mit der Wirtschaft langsam bergauf geht. Was nützt es aber z. B. dem Sparer, wenn er für sein Geld zwar mehr als 50 % Zinsen bekommt, wenn es in der gleichen Zeit um 80 oder 90 % schlechter wird?

Was uns für die Untersuchung der Entwicklung des Tourismus interessiert, ist die Landreform. Während an der Küste durch intensive Bewässerung und im Urwald durch Rodung teilweise sehr große, modern bewirtschaftete Farmen entstanden, blieb im eigentlichen Land der Indios, der Sierra, das System der Inkas in abgewandelter Form erhalten. Ein Grundbesitzer und sein Clan hatte eine oft riesige Hacienda inne, mit einer Anzahl von Indios, die verpflichtet waren, einige Tage der Woche für den Besitzer zu arbeiten und dafür an den anderen Tagen ein Stück Land für sich bebauen durften. Das System funktionierte unterschiedlich, meist aber zum krassen Nachteil der Indios. Viele Großgrundbesitzer lebten in Lima, sogar in Europa, und ließen ihren Besitz durch einen Majordomo verwalten. Daneben gab es auch Kleinbesitzer, die verpachteten und freie Indianerdörfer. Daß dieses System geradezu nach einer Änderung schrie, war klar, doch die Durchführung des 1964 beschlossenen Gesetzes über die Agrarreform war haarsträubend. In östlichen Ländern ausgebildete, blasse Theoretiker, die zumeist die Sprache der Indios, Quetschua nicht verstanden, führten stur das aus, was man ihnen eingetrichtert hatte. Neben dieser Unfähigkeit trat noch eine weitere Erschwerung hinzu, dadurch daß die städtische Oberschicht, der diese Knaben natürlich in irgendeiner Form angehören, die Sprache der Indios nicht versteht und damit auch nicht deren Mentalität. Ich habe selbst einen Fall erlebt, daß ein Großgrundbesitzer, der enteignet werden sollte, dem Enteignungskommissar als Dolmetscher dienen mußte, damit dieser sich den Indios verständlich machen konnte. Das Ende vom Lied war, daß die Indios bloß den Herrn getauscht haben, nicht Besitzer des Landes geworden sind und vielfach praktisch alles beim alten blieb. Dabei wäre eine Bewirtschaftung in der Genossenschaftsform gut gegangen, denn schon zu Inkazeiten waren die Indianer in einer Art von Genossenschaft organisiert und die großen Hacienden waren direkt Nachfolger dieser Genossenschaften. Warum ich dies so ausführlich erzähle?

Weil es mit eine der wichtigsten Ursachen der Landflucht ist, daß nämlich auch die Zukunft nach der Agrarreform nicht mehr Hoffnung gibt wie vorher. Dabei wäre Land genug für alle da, gäbe es Brot für alle. So aber bleibt ein großer Teil der Bevölkerung des Landes – man schätzt etwa 45 % – praktisch außerhalb des Kreislaufes der Wirtschaft, lebt mehr oder weniger autark und mehr schlecht als recht vor sich hin.

Tourismus in Peru

Aber außer dem primären Wirtschaftssektor, also Landwirtschaft, Bergbau u. ä., gibt es auf dem Lande nur sehr wenig sonstige Einkunftsquellen, wovon die wichtigste der Tourismus ist; im Jahre 1980 besuchten 373 000 Touristen Peru, die 230 Mio. US



Dollar im Lande ließen. Somit ist der Tourismus einer der größten Devisenbringer von Peru. 28 % der arbeitenden Bevölkerung sind im Dienstleistungsbereich tätig und man darf annehmen, daß ein Großteil davon auf den Tourismus entfällt. Immerhin hat das Land 56 900 Fremdenbetten anzubieten.

Man möchte annehmen, daß ein Großteil der Touristen aus den USA kommt, muß aber erstaunt hören, daß 1980 Europa mit 36 % an der Spitze lag vor 31 % aus anderen Ländern Südamerikas, während die Vereinigten Staaten mit 23 % auf dem dritten Platz landeten. Diese Zahlen überraschen nicht, bedenkt man, daß praktisch jedes deutsche Reiseunternehmen Peru in seinem

Standardkatalog hat. Und auch bei vielen jungen Leuten, die heute so „zwischen durch“ eine kleine Weltreise machen, liegt Peru sicher mit an der Spitze. Mögen sie auch auf die billigste Weise mit Schlafsack und Optimismus (manchmal auch mit ein wenig Hasch) durchs Land ziehen, auch sie sind ein Zähler im Tourismus. Vielleicht kommen sie auch später einmal nochmal, um vom Fünfsternehotel aus ihre alten Pfade wieder anzuschauen. Man kann sich aber vorstellen, daß es für die Wirtschaft Perus katastrophal wäre, wenn etwa die Europäer ausblieben. Das hätte eine ähnliche Wirkung wie die geschilderte Mure in der Cordillera Blanca!

1953 erstieg eine winzig kleine deutsche Expedition mit Heinz Steinmetz, Jürgen Wellenkamp und Fritz März (dem Autor dieses Beitrags) eine Reihe von Gipfeln in der bis dahin unberührten Cordillera Vilcanota, u. a. den 6384 m hohen Ausangate (Bild).

Foto: J. Winkler

Hauptziel des Bergtourismus in Peru ist und bleibt wohl auf längere Zeit die Cordillera Blanca, während der allgemeine Tourismus Cuzco und seine Umgebung zum Ziel hat. Die meisten Bergsteiger hängen zwar gerne noch ein paar Tage für Cuzco an ihre Reise an. Die Berge um Cuzco werden jedoch nicht entfernt in dem Maß besucht, wie eben die der Blanca, in deren Schatten zum Beispiel auch die Cordillera Huayhuash steht, der Cordillera Blanca unmittelbar benachbart. Das Santatal, Ausgangspunkt für alle Fahrten in die Blanca, ist von Lima aus heute auf einer guten Straße in wenigen Stunden erreichbar. Wieviele von den 373 000 Touristen 1980 dorthin kamen, läßt sich nicht feststellen. Sicher aber viele. Es gibt in der Cordillera Blanca jedoch zwei Möglichkeiten, die Besucher zu kontrollieren, und zwar im Yanganucotal und im Nationalpark Huascaren. In diesem Nationalpark wird auch ein Eintritt verlangt werden, der zur Bezahlung von Wildhütern dienen soll. Am Eingang zum Yanganucotal wurden 1980 rund 9500 Personen gezählt, im Nationalpark Huascaran im gleichen Jahr 10 500. Darunter waren rund 75 Gruppen. Inwiefern diese 75 Gruppen mit den für die Cordillera Blanca 1980 registrierten 115 Bergsteigergruppen identisch sind, konnte ich nicht feststellen. Bei diesen Gruppen handelte es sich um Expeditionen und Trekkinggruppen. Man muß im Durchschnitt mit etwa 12 Leuten pro Gruppe rechnen. Das ist aber kein brauchbarer Anhaltspunkt für die Zahl der Bergsteiger, die sich außerhalb dieser organisierten Gruppen insgesamt in der Cordillera Blanca aufhielten. Sicher sind es auch mehr als die im Nationalpark gezählten Personen. Zur Hauptreisezeit ist jedenfalls die Cordillera Blanca recht schön bevölkert.

In der Gegend von Cuzco wurden im gleichen Jahr weniger als 25 Expeditionen und Trekkinggruppen (ohne Inkapfad) gezählt. Die meisten davon gingen in die Cordillera Vilcanota. Der große Renner in der Umgebung von Cuzco ist der Inkapfad. Hier benützt man die Eisenbahn, die von Cuzco nach Machu Picchu fährt und läßt sich bei Kilometer 77 oder auch 88 absetzen. Dann wandert man, je nachdem wo man den Zug verließ, vier oder drei Tage auf Schusters Rappen durch ein landschaftlich ungemein interessantes Gebiet, hoch über dem Tal auf steilen Bergen an der Dschungelgrenze entlang bis zur alten Inkafeste Machu Picchu. 1980 hat man auf dem Inkapfad etwa 10 000 Touristen gezählt.

Nach meinen eigenen Beobachtungen handelt es sich vielfach um Leute, die daheim niemals auf die Idee kämen, drei Tage mit dem Rucksack durchs Land zu ziehen und das noch ohne komfortable Gasthäuser. Mangels solcher Einrichtungen muß man nämlich zelten oder mindestens biwakieren. Auf Menschen, die beileibe keine Bergsteiger oder Bergwanderer sind, übt der Inkapfad eine derartige Faszination aus, daß sie sich auf diese mehrtägige Reise begeben.

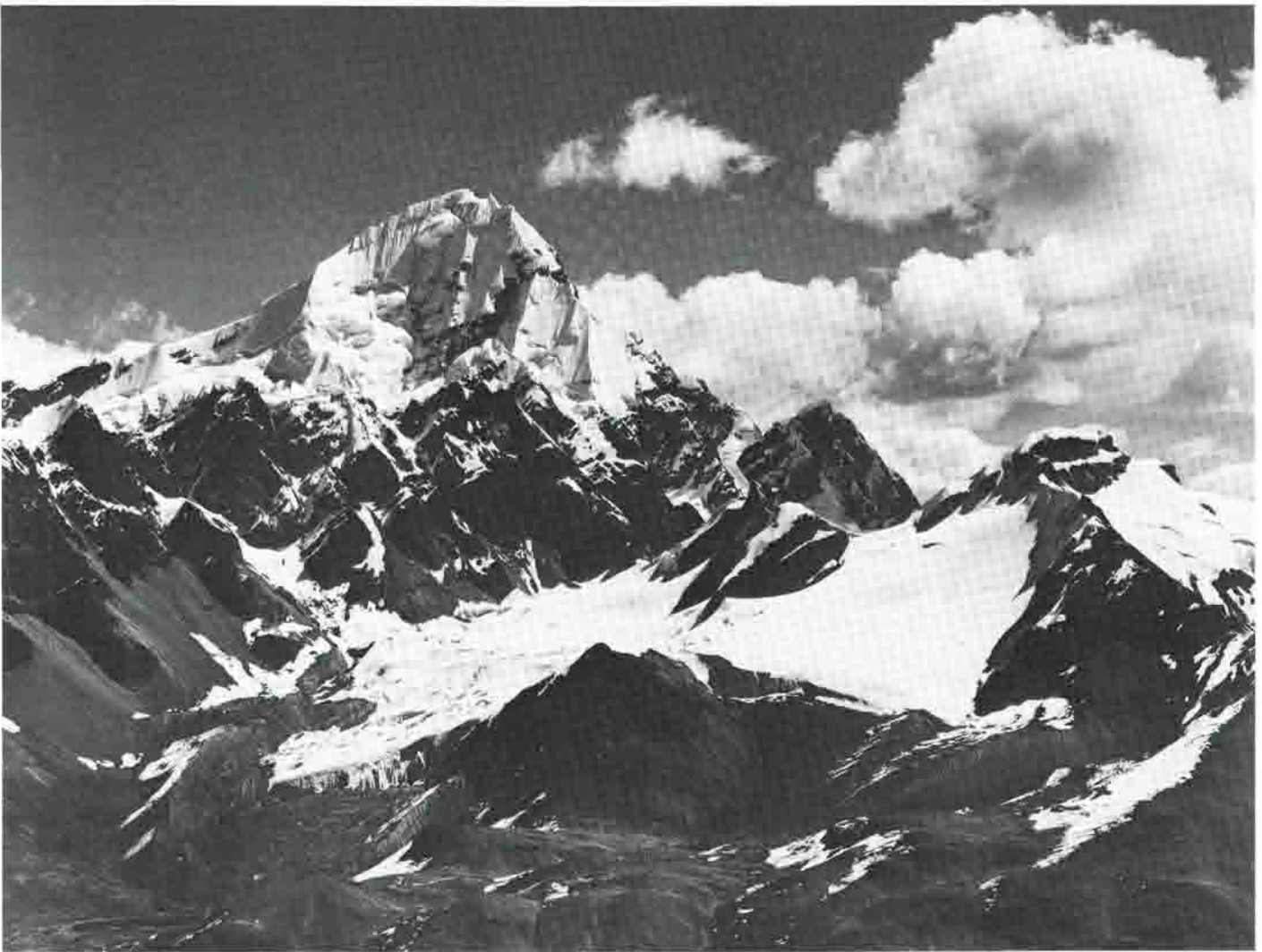
Die Drogenbrüder, die früher den Inkapfad bevölkerten, scheinen weitestgehend verschwunden zu sein. Allerdings sind die sanitären Verhältnisse am Inkapfad zumindest in der Trockenzeit allmählich verheerend und zwar deshalb, weil es keine sanitären Verhältnisse gibt. Auf gut deutsch ist der Inkapfad ver... Dabei wurde festgestellt, daß die geschlossenen Gruppen, die den

Inkapfad entlang wandern, Ordnung halten, was man von den sogenannten Individualtouristen nicht sagen kann. Hier ist einwandfrei erwiesen, daß die Verschmutzung leider zu Lasten der „Nichtorganisierten“ geht. Zur Ehrenrettung der Bergsteiger muß ich aber wiederholen, daß auf dem Inkapfad überwiegend Leute anzutreffen sind, die von Haus aus nicht wandern und bergsteigen und somit nicht gelernt haben, mit der unberührten Natur umzugehen. Künftig soll eine Eintrittsgebühr erhoben werden mit dem Ziel, die eingehenden Gelder zur Sauberhaltung der Wege zu verwenden. Hoffentlich mit besserem Erfolg als in Cuzco, wo für den Besuch von Museen und Kirchen von der Touristenbehörde kräftig kassiert wird, ohne daß diese Gelder für die Erhaltung der entsprechenden Denkmäler dienen.

Massentourismus steuerbar?

Kann man diesen Massentourismus steuern? Etwa indem man andere Wege forciert? Es gibt nämlich in der Region Cuzco einige Wanderwege in der Form des Inkapfades. Allerdings muß man dabei beachten, daß allein der Inkapfad nach Machu Picchu führt und sonst keiner, das dürfte auch seine große Anziehungskraft ausmachen.

Die Chancen, den Touristenstrom woanders hinzulenken, sind daher sehr gering. Es bleibt also nur die Möglichkeit, den Touristenstrom zu begrenzen, wie beispielsweise in den nordamerikanischen Nationalparks oder auch in Neuseeland, wo eben nur eine bestimmte Anzahl von Touristen pro Tag zugelassen wird. Angesichts der lateinamerikanischen Mentalität fürchte ich jedoch, daß hier eine wirksame Kontrolle kaum ausgeübt werden wird. Außerdem sind die Umgehungsmöglichkeiten zu groß. So wird man sich andere Alternativen überlegen müssen. Hier stellt sich überhaupt die Frage, wohin die Entwicklung in Peru gehen wird. Am Inkapfad kann man durchaus an sanitäre Einrichtungen denken, die wahrscheinlich mit Gasthäusern einfachster Art verbunden sein werden. Der Inkapfad ist aber auch weniger eine bergsteigerische Attraktion als eher ein ADAC-Rundwanderweg. In den für die Bergsteiger interessanten Gebieten sollte eine Erschließung, die den Alpen gleicht, nach Möglichkeit vermieden werden. Ich meine also, daß man dort weder neue Wege anlegen sollte (die alten Saumpfade der Indios reichen aus) noch versicherte Steige oder Hütten. Zwar wird in der Cordillera Blanca das sanitäre Problem auch bemerkbar. Es gibt dort einige feste Zeltplätze, die von Gruppen und Einzeltouristen immer wieder benutzt werden. Auch wenn die meisten von ihnen umweltbewußt sind, ist die Belastung doch schon so stark, daß sich in Einzelfällen Infektionen einstellen. Die alpinen Vereinigungen sind hier gefordert, sich Lösungen einfallen zu lassen, die dem Lande entsprechen. Das Brennholz wird auch in Peru immer knapper. So sind die einzigartigen Bestände der Quena, des Rosenholzbaumes stark gefährdet. Das Kochen mit Benzin ist in Peru aber kein Problem, weil das Land selbst genug erzeugt. Auch ließe sich der Brennholzbedarf durch Aufforstung, insbesondere mit Eukalyptusbäumen durchaus lösen. Ein Beispiel: Ein Freund von mir, der in den zwanziger Jahren einen landwirt-



schaftlichen Betrieb in der Sierra übernahm, pflanzte als eine der ersten Maßnahmen einen so großen Eukalyptuswald, daß er schon nach wenigen Jahren täglich einen Baum fällen konnte. Jetzt allerdings, nach der verfehlten Landreform, ist der Wald in kurzer Zeit verschwunden. Sicherlich wird man mit Hilfe moderner Erkenntnisse und moderner Technik manches verbessern können. Allerdings muß dabei auch auf die Mentalität der Indianer im besonderen Maße Rücksicht genommen werden. Sie akzeptieren eine Neuerung eben nur dann, wenn sie sich mit ihrem Denken und ihren althergebrachten Bräuchen in irgendeiner Weise verbinden läßt.

Leider werden gerade im Gebiet der Cordillera Blanca immer mehr Straßen gebaut, die überwiegend der touristischen Erschließung dienen sollen und nicht den lokalen Verkehrsbedürfnissen. Eine Entwicklung, die uns Bergsteigern gar nicht behagt, auf die wir aber wenigstens bisher keinen Einfluß nehmen konnten. In diesem Zusammenhang sei über die Tätigkeit der Abteilung Andinismus im Erziehungsministerium in Lima der Mantel christlicher Nächstenliebe gebreitet. Auch der Club Andino ist zu sehr aufgespalten, um wirksam werden zu können. Überhaupt ist der Stellenwert des Naturschutzes in Entwicklungsländern gering, beschränkt sich auf Berührungspunkte, die unmittelbar ans Geld gehen. Aber das ist wohl in allen Entwicklungsländern so. Wer heute um sein tägliches Brot so hart kämpfen muß, denkt eben wenig an morgen.

Wenn Peru heute zum Bergsteigerland geworden ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß die Touren dort kein Spaziergang sind. Voraussetzung ist nicht nur das bergsteigerische Können, die absolut notwendige Kondition, sondern auch das, was ich am besten mit dem neudeutschen Wort Know-how umschreiben möchte, das Wissen um das Verhalten in einem fremden Land. Lieber schließt man sich einer Gruppe an als teures Lehrgeld zu bezahlen. Selbst leichte Gipfel sind keine Alpenspaziergänge!

Natürlich führt der Tourismus auch zu anderen Entwicklungen, die nicht alle positiv sind. Er übt einen nivellierenden Einfluß aus, durch Anpassung entsteht Identitätsverlust und er beeinflußt das Sozialgefüge. Allerdings ist der Einfluß der Landflucht auf das Sozialgefüge wesentlich stärker. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß das was man soziales Gefüge nennt mit oder ohne Tourismus einem starken Wandel unterworfen ist, der mancherorts einem Zusammenbruch gleicht; auch wenn das in Peru längst nicht so schlimm ist wie noch vor gar nicht so langer Zeit etwa im Tessin, wo sich ganze Dörfer entvölkerten. Infolge der sehr geringen gewerblichen Entwicklung in der Sierra und der oben geschilderten landwirtschaftlichen Stagnation ist der Tourismus der wichtigste Faktor für die Schaffung und Erhaltung von Arbeitsplätzen. Dabei spricht der Bergsteigertourismus sogar eine Schicht an, die sonst kaum an dieser Entwicklung teilhaben könnte.

Chancen durch Tourismus

Das Tragen von Lasten auf dem Rücken zum Zweck des Geldverdienens ist heute noch weit und breit üblich. Die alten indianischen Hochkulturen kannten ja das Rad nicht, als Lasttier diente allein das Lama, wozu es auch heute noch Verwendung findet. Das Pferd und mit ihm der Esel und somit das Muli kam erst mit den Spaniern und so trägt man in den Anden heute noch unglaubliche Lasten auf dem Rücken. Doch hat sich für die Bergsteiger seit eh und je eingebürgert, Tragtiere zu benützen so weit dies eben geht. Der Einsatz von Trägern, auch von Hochträgern, erfolgt nur in Einzelfällen. Dies schon deshalb, weil die Höhendifferenzen geringer sind als im Himalaya. So braucht man vor allem Leute für die Pferde, Arrieros, Köche, auch schon Führer, Organisatoren und eben alle diejenigen, die sich um eine kleine Karawane kümmern. Einzelreisende können gerade in der Cordillera Blanca schon ohne die Hilfe Einheimischer auskommen, allerdings sollten sie sich im Land etwas auskennen. Trotzdem ist auch kleineren Gruppen die Begleitung Einheimischer sehr zu empfehlen.

Die Ausbildung von Einheimischen zu Bergführern macht durchaus Fortschritte. In erster Linie ist hier derzeit der Schweizer Alpenclub engagiert, daneben immer wieder der Deutsche Alpenverein. Freilich ist der durch das Bergsteigen direkt hauptberuflich oder auch nur saisonal beschäftigte Personenkreis klein, doch handelt es sich gerade um die Schicht, die abwanderungsbedroht ist. Der Deutsche Alpenverein bzw. seine Berg- und Skischule ist an den oben genannten Trekkingtouren nur mit etwa einem Dutzend beteiligt. Dazu mögen einige Fahrten von Sektionen kommen und ein paar Privatgruppen, die von der Berg- und Skischule betreut werden. Trotzdem leben im Santatal fünf Familien mit etwa dreißig Köpfen fast ausschließlich davon. Der Ausbau einer bergsteigerischen Logistik (wenn dieser Ausdruck einmal erlaubt sei) im Raum Cuzco steckt noch in den Kinderschuhen, doch ist eine Entwicklung in ähnlicher Form schon erkennlich.

Voraussetzung für die Arbeit im Touristenwesen ist natürlich zumindest eine gewisse Grundkenntnis der spanischen Sprache. Es gibt eine Studie eines deutschen Lehrers an einer Schule in Lima, die sich mit der Zweisprachigkeit der Indios befaßt. Sie kam nach eingehenden Studien zu dem Schluß, daß die Voraussetzung für die wirtschaftliche Überlebenschance der Indios und ihre Eingliederung in den Wirtschaftskreislauf des Landes darin besteht, daß sie spanisch lernen. Sicher wird das Quetschua auch in Zukunft die Umgangssprache untereinander bleiben. Die meisten männlichen Indios lernen spanisch beim Militär. Auch besteht Schulpflicht in Peru und man findet Schulen in den entlegensten Orten. Ob allerdings alle Indios dadurch erfaßt werden, und wie nachhaltig sich der Spanischunterricht auf die Bevölkerung der abgelegeneren Täler, die mit Touristen kaum in Berührung kommt, auswirkt, ist eine andere Frage.

Erfreulich ist in Cuzco, daß vermieden wurde, die Stadt mit Hotels in Form von Hochhäusern zu verschandeln. Im Gegenteil bemüht man sich mehr und mehr alte Häuser und Paläste, die sonst nicht

mehr erhalten werden könnten, in Hotels umzuwandeln. Und wenn auch, wie überall auf der Welt, wo der Fremdenverkehr hinkommt, sich der Kitsch in jeder Form breitmacht, so muß man gerade in Peru, vor allem in Cuzco, auch feststellen, daß Volkskunst, die diesen Namen tatsächlich verdient, mehr und mehr verkauft wird. Die Ponchweberei, die teilweise stark im Rückgang war, hat dadurch wieder Aufschwung genommen und bestimmte Dörfer produzieren ausgesprochen gute Sachen, die nicht gerade billig sind. Auch die in vielen Dörfern ausgeübte gediegene naive Keramik erfährt dadurch neuen Auftrieb. Bloß ist da der Heimtransport schwieriger als bei Textilien.

Sie werden ihre Seele nicht durch den Tourismus verlieren

Vor fast dreißig Jahren waren es junge Indios, etwa so alt wie wir selbst damals, mit denen wir durchs Land zogen. Natürlich wollten sie in erster Linie ein bißchen Bargeld verdienen, aber der Reiz des Abenteuers steckte doch dahinter. Bei dem einen mehr, beim anderen weniger. Sie wurden uns damals zu Freunden, der gescheite, pfliffige Canzio, der ruhige, entschlossene Francisco und wie sie alle heißen. Und der tüchtige Julio Ahachau aus Haullayoc (fürchterlich unaussprechliche Namen), mit dem ich zweimal auf kleineren Expeditionen unterwegs war, wobei wir einander menschlich sehr nahe kamen, ist eigentlich ein kleiner Unternehmer. Neben seiner eigenen kleinen Landwirtschaft – er hat auch noch seinen Anteil an der Gemeindeweide, Allmende sagten die alten Germanen (eine Hacienda gab es dort nicht) – ist er Säumer. Mit ein paar Pferden und Mulas betreibt er eine Art Frachtunternehmen, würde nur zugerne für Bergsteiger arbeiten. So sich welche in seinen gottverlassenen Winkel verirren. Hoffentlich geschieht das wieder!

Ein Indio, zwar nicht aus Peru, sondern aus Bolivien, hat auch schon in Deutschland die Hochtourenführerprüfung des Alpenvereins bestanden. Bernardo Guarachi wartet sehnsüchtig darauf, daß er das hier Erlernte als Begleiter, Organisator, Führer einsetzen kann, um sich eine bescheidene Existenz aufzubauen. Meine Freunde in der Sierra werden ihre Seele durch den Tourismus nicht verlieren, sich nicht an die Fremden verkaufen. Jedenfalls nicht mehr als die wackeren Eidgenossen, die biedereren Tiroler oder die braven Bayern.

Wacker, bieder und brav sind die auch nur meist außerhalb der Saison. Das ist nun einmal so im Leben eingerichtet. Ihre Seele aber verlieren die Indios drunten in der großen Stadt, in dem Moloch, der sie auffrißt. Der nimmt ihnen, den doch Stolzen und Selbstbewußten (Eigenschaften, die sich oft erst offenbaren, wenn man sie näher kennt), ihren Charakter, ihre Seele. Er macht sie zu einer Nummer bestenfalls, nur zu dem Bündel Lumpen, das sie auch äußerlich sind. Sie, die Herren der Sierra!

*Dios queda siendo peruano que ayude a su tierra!
Gott ist noch Peruaner –
er möge seinem Land helfen!*

Alpinismus International

Bedeutende Unternehmungen 1981

Chronik von Toni Hiebeler

Die Reihenfolge der Berichterstattung entspricht dem Namen-Alphabet der Kontinente, deren Gebirge und Gruppen, sofern es über sie etwas zu berichten gibt, wiederum geografisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1981. Aus Platzgründen konnten nur erfolgreiche Unternehmungen berücksichtigt werden; Wiederholungsbesteigungen nur im Himalaya. Informationen über wichtige Besteigungsversuche befinden sich im IBA.

Toni Hiebeler

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
AM	Alpin-Magazin
AS	Alpinismus
BM	Der Bergsteiger-Mountaineer
DA	Die Alpen
DAV	Deutscher Alpenverein
HH	Himalayan Handbook
HJ	Himalayan Journal
IBA	Internationales Bergarchiv
MA	La Montagne et Alpinisme

AFRIKA

Hoher Atlas

Toubkal, 4165 m

Erste Begehung einer neuen Route am 8. 8. 1981 am „Tizi-Nord Toubkal, 4033 m“, einem Nebengipfel, durch die Italiener Carlo Bresciani, Giuseppe Calza und Camillo Carminata; 11 Seillängen III-VI+, 22 Haken. Lo Scarpone 6/1.4.82, S. 7

Äthiopien

Semiengebirge

Das Semiengebirge ist ein Teil des Abessinischen Hochlandes. Ein typisches Plateaugebirge mit tiefen Schluchten und steilen Abbruchrändern, deren Wände bis zu 1500 Meter hoch sind. Es befindet sich im Nordwestteil Äthiopiens und flacht gegen das Rote Meer hin ab. Mehrere Viertausender. Höchster Berg ist Ras Daschun (4620 m). Die Berge sind relativ leicht ersteigbar, da bis rund 4000 Meter Höhe meist Reittiere benützt werden können. Seit der Revolution 1975 konnte das Bergland von Ausländern so gut wie nicht besucht werden. Der Italiener Walter Bonatti war hier in den fünfziger und sechziger Jahren mehrfach bergsteigerisch tätig. Ende Dezember 1981 befand sich eine deutsche Trekking-

gruppe in dem Gebiet. Ausgangsort war die alte Kaiserstadt Gondar, von wo man nördlich über Debarek ins Gebirge vorstieß. Höhepunkt des siebentägigen Unternehmens war die Besteigung des Buahit (4437 m), die ohne Schwierigkeiten ausgeführt wurde.

Vermutlich erster Bergsteiger, der das Semiengebirge durchstreifte, war der Deutsche Eduard Rüppels, der 1832 den Selkipaß (3637 m) überschritt. Hauser-Exkursionen, München

Kenya

Mount Kenya, Batian, 5199 m

Erste Begehung einer neuen Route im Februar 1981 durch die etwa 500 m Diamantwand durch die Spanier Miguél Angel Gallego und Miguél Gómez in 4 Tagen (3 Biwaks). Pyrenaica, Nr. 122/1981, S. 200

Ruwenzori

Alexandraspitze, 5098 m

Erste Begehung der 900 m hohen Westwand am 29. 12. 1981 durch die Italiener Fausto de Stefani und Carlo Santus, ausgehend von einem Basislager auf 4200 m, das nach fünftägigem Anmarsch erreicht wurde; Eisanstieg mit Neigungen 50 bis 90°, im nicht sehr schwierigen Fels wurden 6 Haken geschlagen (1 belassen), 11 Stunden Kletterzeit; „Via dei seracchi“ (Serac-Route). Lo Scarpone 6/1. 4. 82, S. 7

AMERIKA (Nord)

Alaska

Die großen und bekannten Alaska-Berge wie Denali (Mount McKinley), Mount Foraker, Hunter und andere ziehen von Jahr zu Jahr mehr Bergsteiger aus aller Welt an. Allein am Denali waren 170 Expeditionen mit 612 Teilnehmern unterwegs; 321 Bergsteiger erreichten über 14 verschiedene Routen den Gipfel, die Mehrzahl (164) hielt sich freilich an die Normalroute (West Buttress); auch eine elfköpfige Gruppe der Berg- und Skischule des DAV unter Peter Geyer erreichte auf der West-Buttress-Route den Gipfel (21. 5. 81). Eine Alleinbegehung des Messner-Couloirs glückte am 10. 6. 81 dem Schweizer Michael Boos. – Auch Skibesteigungen verschiedener Gipfel gibt es von Jahr zu Jahr mehr zu beobachten. Total waren an den Bergen des Denali Nationalpark 793 Bergsteiger tätig; 365 erreichten einen Gipfel.

AAJ 1982, S. 127–131
Günter Sturm, Michael Boos, St. Gallen

Deborah, 3761 m

Erste Begehung der 900 m hohen Westwand auf einer Direktroute Mitte Mai 81 durch die Amerikaner Barry Wisdom und Scott Gee in 22 Stunden; Eisroute 50–60° mit Stellen 70°. AAJ 1982, S. 137 (Wandfoto mit Route)

Moose's Tooth, 3150 m

Erste Begehung der 400 m hohen Ostwand 17. – 21. 3. 81 durch die Amerikaner James D. Bridwell und Terry Stump; sehr schwierige Felsroute (V–VI) mit Eispassagen (65°).

MA 1/82; AAJ 1982, S. 1–8 (Bridwell-Artikel mit Wandbild)

Rooster Comb, 3102 m

Erste Begehung des 1000 m hohen Nordpfeilers 4. – 8. 4. 81 durch die Briten Nicholas Colton und Timothy Leach; schwierige kombinierte Route: erste Hälfte Fels (V), dann Eis bis 85°. Der Anstieg endet auf der östl. Gipfelerhebung des trapezförmigen Berges.

MA 1/82; AAJ 1982, S. 9–14 (Colton-Artikel mit Wandbild)

Mount Huntington, 3730 m

Erste Begehung des 1200 m hohen Westpfeilers 14. – 16. 4. 81 durch die Briten Nicholas Colton und Timothy Leach; extrem schwierige Felsroute (V–VI) mit Eispassagen bis 80°.

MA 1/82; AAJ 1982, S. 9–14 (Colton-Artikel mit Wandbild)

Kichatna Spires

Bergsteigerisch sehr interessante Gipfelgruppe mit Höhen bis 2800 m in der südwestlichen Alaska Range. Die Erschließung begann erst 1965. Gipfeltabelle mit allen bestehenden Routen (Erstbegeher, Daten, Schwierigkeit) sowie Literaturquellen und einer Kartenübersicht in AAJ 1982, S. 15–20; wichtig für künftige Interessenten.

Revelation Mountains

Kleine Berggruppe in der südwestlichen Alaska Range (154°15'W/

61°35'N) mit Gipfelhöhen 2000–2500 m. Von der Bayerisch-Salzburgischen Nordamerika-Expedition unter Wolfgang Herzog wurden im Juli–August 1981 sechs Erstbesteigungen ausgeführt.

Exp.-Bericht von Wolfgang Herzog im IBA;
Karte: Lime Hills (C-4), Alaska, 1:63 360

Cascade Mountains

In der Cascade-Gruppe (Washington) wurde eine Reihe äußerst schwieriger Routen eröffnet, u. a. Mount-Triumph-Nordwand (1500 m, VI), Mt. Formidable-Westwand (1900 m, IV); Kurzberichte in AAJ 1982 (S. 142–144).

AMERIKA (Süd)

Anden Peru

Cordillera Blanca

Casha Este, 5723 m

Eine Besteigung über den Ostgrat glückte am 12. 7. 81 den Amerikanern Richard Soaper, Bob Wilson, Carolyn Griffin und Hans Steyskal, ausgehend vom Quebrada Rurec.

AAJ 1981, S. 174

Nevado Rurec, 5700 m

Erste Begehung einer neuen Route am Südwestpfeiler 9. 7. 81 durch die Amerikaner Steve Swanson, Bob Joy, Richard Jones, Jeff Lund, Jeff Crystol, Raji Thron, Lew Krimen und Jock Glidden. Im gleichen Gebiet unternahm die Gruppe noch Besteigungen einiger namenloser Gipfel.

AAJ 1982, S. 174

Chopicalqui, 6356 m

Erste Begehung des WNW-Sporns 29. 6. – 3. 7. 81 durch die Franzosen Henri Sigayret, Martine und Jean-Jacques Rolland mit dem Briten Alan Roberts; der Eisanstieg hat eine Höhe von 900 m und weist senkrechte Passagen auf, teilweise heikles kombiniertes Gelände. AAJ 1982, S. 177

Cordillera Huayhuash

Siuá grande, 6356 m

Erste Begehung des ca. 1000 m hohen SSO-Pfeilers 21. 7. – 23. 7. 1981 durch die Schweizer Stéphane Schaffter, Jean Bæhler und Luc Défago, ausgehend von ihrem Basislager an der Laguna Siuáia Kocha (4290 m). Nachdem zwei Camps (4850 m und 5400 m) eingerichtet und versorgt waren, starteten sie am 21. 7. den ersten Gipfelangriff. Ein weiteres Lager wurde in 5900 m eingerichtet. Am nächsten Tag (22. 7.) zwang sie schlechtes Wetter in ca. 6000 m zum Rückzug ins Lager 3; am 23. 7. erreichten sie schließlich bei herrlichem Wetter den Gipfel. Der Siuá grande ist der zweithöchste Berg der Cordillera Huayhuash, die 1936 und 1954 v. a. durch österreichische Expeditionen unter Hans Kienzi erschlossen wurde.

Seria Sur, 5230 m

Erste Begehung einer neuen Route durch die 350 m hohe Westwand 30. 6. 81 durch die Polen Janusz Baranek und Andrzej Czok; Eisanstieg 50°.
BM 1/82, S. 46

Ninashanca, 5637 m

Erste Begehung der 850 m hohen NW-Wand 16. 7. 81 durch die Polen Baranek, Czok und Janusz Skorek; Schwierigkeiten IV, einige Seillängen V, eine Seillänge VI-; 4 Seillängen Eiskletterei. Der Berg befindet sich nördl. von Jirishanca.
BM 1/82, S. 46

Cordillera Vilcabamba

In der östlichen Pumasillo-Gruppe wurden von Amerikanern verschiedene 5000er bestiegen, zum Teil erstmals; die Besteigungen erfolgten vom 25. 6. – 23. 7. 81. AAJ 1982, S. 183 (genaue Daten, Namen, Höhen)

Salcantay, 6271 m

Eine Besteigung auf teilweise neuer Route durch die NO-Wand 7. 7. 81 durch eine deutsch-österreich. Naturfreunde-Expedition unter Herbert Ziegenhardt.
AAJ 1982, S. 184 (Details)

Bolivien

Cordillera Real

Die vom DAV unterstützte oberbayerische Andenexpedition mit Georg Seifried (Leiter), Josef Seifried, Franz Kerbeck, Siegfried Ludwig und Rudolf Friedl führte im Vinohurara-Gebiet im Juni 81 über 30 Erstbesteigungen von 5000ern aus, mehrere Erstbegehungen und Erstüberschreitungen. Ausführliche Dokumentation mit Kartenskizze und Kurzbeschreibungen im IBA.

Argentinien

Aconcagua, 6959 m

Die berühmte Südwand weckt immer mehr das bergsteigerische Interesse in aller Welt. Japanern glückte im August 81 sogar die erste Winterbegehung der Franzosen-Route (1954) mit Messner-Ausstieg (1974) in drei Tagen. Dem Italofranzosen Ivan Ghirardini gelang die erste Alleinbegehung am 3. 2. 81 nach 4 Tagen; die Franzosen Jean-Marc Boivin und Dominique Marchal führten um die gleiche Zeit den ersten Drachenflug vom Gipfel aus.

Eine neue Routenkombination über die Nord- und Ostflanke fanden am 22. 1. 82 Marty Hoey, George Dunn, Dick Bass, Frank Wells, Chuck Goldmark und James Wickwire; Aufstieg über die Nordflanke bis ca. 6500 m, Querung in die Ostflanke und auf der Polenroute zum Gipfel.

AAJ 1981, S. 190–191

Chile

Central-Anden

Cerro Arenas, 4440 m

Erste Begehung Südwestgrat und Westwand 22. 2. 81 durch die Chilenen G. Cassasa, D. Delgado und A. Izquierdo; der Berg befindet sich im Hinterland von Santiago.

Los Gemelos, 5170 m

Eine neue Route eröffneten am 1.1.81 die Chilenen G. Cassasa, A. Izquierdo und G. Maccio über die vergletscherte Südflanke; Gemelos befindet sich an der Grenze zu Argentinien in der Provinz Aconcagua.

La Columna, 5615 m

Berg in der Juncal-Gruppe im Gebiet des Aconcagua-Flusses; vermutliche Erstbesteigung am 28.1.81 durch die Chilenen G. Cassasa, D. Delgado und G. Maccio über die vergletscherte Nordflanke; Columna ist ein Lokainame und auf Karten nicht vermerkt.
AAJ 1981, S. 193

Ojos del Salado, 6930 m

Am zweithöchsten Berg Amerikas befand sich die vom DAV unterstützte, dreiköpfige süddeutsche Anden Expedition mit Udo Knittel (Leiter), Peter Stecher und Willi Ritter. Es glückte die Erstbegehung der Südflanke und zugleich die erste Winterbesteigung des Berges (20. 6. 81); es war die insgesamt vierte Gipfelbesteigung. Ausführliche Dokumentation von Udo Knittel mit Routenfotos und Lageskizze im IBA.

Nevado de Chañi, 6060 m

Erste Begehung des knapp 600 m hohen SSW-Pfeilers 30. 4. 81 durch die Argentinier A. Gantov, J. Gonzáles und O. di Pietro in 9 Stunden; auf den letzten 100 m gab es brüchigen und vereisten Fels. Bei dem Berg handelt es sich um die höchste Erhebung an der argentinischen Nordgrenze.
AAJ 1982, S. 193

Patagonien

Die mächtigen Granittürme der Fitz-Roy-Gruppe erfreuen sich jährlich eines stärkeren Besuches. An den Aguas Saint Exupéry und Guillaumet wurden mehrere Neuanstiege eröffnet. Am Fitz Roy und Cerro Torre gibt es in jeder Saison eine Reihe von Besteigungsversuchen, aber nur ganz wenig erfolgreiche (Wetter).

Ähnlich verhält es sich in der Paine-Gruppe. Im November 81 waren hier die Franzosen J. F. Lemoine, J.-J. Jacuen, J.-M. Boucansaud und Yves Astier tätig. Besteigungen: Cabeza del Indio (2350 m), La Hoja (1950 m) und La Espada (2050 m).
AAJ 1982, S. 193–196

ARKTIS

Grönland

Stauings-Alpen

Im Sommer 1981 befand sich eine Expedition des Club Alpino Accade-

mico Italiano (CAAI) im Gebiet der Vikingebrae (Basislager auf 1200 m) in den zentralen Staunings-Alpen. Die Expedition wurde geleitet von Giuseppe Dionisi und hatte insgesamt acht Teilnehmer. Wichtigste Erfolge: Erste Überschreitung von Norsketinden (2789 m) – Dansketinden (2930 m, höchster Berg der Staunings-Alpen) sowie eine Besteigung des Hjornespids am Pyramide-Gletscher (2770 m). BM 1/82, S. 45

Kronprinz-Frederiks-Berge

Eine Expedition der slowenischen Bergsteigerverbände Domžale und Mengeš unter Stane Klemenc besuchte im Juni 1981 die Ostküste Grönlands, und zwar etwa 180 km nordöstlich von Angmagssalik das Gebiet der Kronprinz-Frederiks-Berge.

Die Gruppe bestieg 25 Gipfel mit Höhen von 2800 bis 3355 m, u. a.: Peak 3340 m, 50–60 Grad steiles Eis, etwa 1000 m; Peak 3340 m, Schwierigkeiten im Fels etwa V+, bis zu 65 Grad steiles Eis, Anstiegshöhe 1070 m. Der schwierigste Anstieg war das Couloir auf den Peak 3200 m, wo Felschwierigkeiten von V und VI sowie 50 Grad steiles Eis zu überwinden waren (Dokumentation im IBA). Franci Savenc, Ljubljana

West-Grönland

Die Italiener Giorgio Pettigiani, Enrico Bologna und Giuseppe Agnolotti führten im Juni 1981 im Gebiet von Umanak mehrere Besteigungen aus; u. a. eine neue Route am Palup Peak (2101 m) über Nordwand und Westgrat. AAJ 1982, S. 167

Im Gebiet Akuliaruseq Peninsula war eine siebenköpfige italienische Gruppe unter Lodofico Gaetani im Juli 1981 tätig. Es glückte ein knappes Dutzend Besteigungen, jedoch ohne Hinweis, ob es Wiederholungen oder Neutouren waren. Ausführlicher Bericht: Lo Scarpone 1. 10. 81

Vom 30. 6. bis 25. 7. 81 war eine zehnköpfige Gruppe des CAI Alpino im Gebiet des Taserssuar-See (52°37'00"W/65°47'16"N) tätig. Es glückten zwei Erstbesteigungen: Cima Davide (1721 m) und Cima Città di Albino (1280 m). Ob die Namen von der Dänischen Regierung anerkannt werden, ist fraglich. Ausführlicher Bericht: Lo Scarpone 16. 3. 82

Spitzbergen

Atomfjella-Gruppe

Im Juli 81 war eine 12köpfige tschechoslowakische Mannschaft unter Andrej Futó im Nordteil der Insel (Ny Friesland) tätig. Binnen zehn Tagen wurden 13 Erstbegehungen durchgeführt, darunter etwa zehn mit anspruchsvollen Westalpenführern vergleichbar. Größter Erfolg war die Erstbegehung des bereits berühmten Hauptpfeilers der Einsteinfjellet-Nordwand, die am 17. 7. von Stefan Brižek und Matouš Melich ausgeführt wurde; 16 Kletterstunden, 36 Seillängen teilweise in prächtigem Fels, Schwierigkeiten V, A1. Der von Juraj Cenker und Jozef Kapral am 16. 7. erstbegangene Thompsonryggen-Nordwestpfeiler ist fast genauso hoch (1300 m Pfeilerhöhe), aber technisch nicht so anspruchsvoll (II–III, 4 Stunden). Der sonnige 23. 7. brachte vier imposante neue Routen an der Westwand des Pallasfjellet (etwa 1550 m). Julius Valenta und Pavel Vaško meisterten den markanteren

linken Pfeiler (17 Seillängen VI–, A1, 11 Stunden), Cenker, Futó und Kapral die breiteste Schlucht (600 m Höhe, 3 Stunden). Zwei Seilschaften nahmen sich den größten Wandturm zum Ziel: A. und P. Križo durchstiegen seine Wand (20 Seillängen V, A1, 12 Stunden), Brižek und Melich die linke Rinne (22 Seillängen IV–V, 12 Stunden). Einige Eiscouloirs wurden erstmals durchstiegen, darunter vier höher als 1000 m (1000–1400 m) bei 40–65 Grad Eisneigung. Das Schönste ist wohl die Eisschlucht, die die Einsteinfjellet-Nordwand links vom Zentralpfeiler durchzieht (1000 m, 40–60°, 1 Seillänge Fels IV+ – A. und P. Križo am 17. 7.). BM 1/82, S. 45–46 (Lageskizze und Fotos)

Oscar-II-Land

Im April 81 führten fünf US-Amerikaner unter Allan R. Errington eine Durchquerung des Südteils von West-Spitzbergen von Südosten nach Nordwesten aus: Hamarbreen Glacier – Palassfonna – Kongsvægen Glacier bis Kongsfjorden, wobei auch einige Bergbesteigungen ausgeführt wurden. AAJ 1982, S. 168–170 (Skizze)

Baffin Island

Die Saison war wettermäßig ausgesprochen schlecht. Es glückten nur wenige Wiederholungen und eine Erstbegehung: Mike Pelchat und James Sevigny bezwangen am 30. 4. 81 die Friya-Westwand (VI–, A1) am Kings Parade Glacier in 18 Stunden. AAJ 1982, S. 166

ASIEN

Vorderasien

Sinal

Eine siebenköpfige tschechoslowakische Gruppe unternahm im September 81 mehrere interessante Erstbegehungen im Gebiet des St. Katharinenklosters:

Gebel-Raba (2318 m)-Westwand (IV+, 17. 9.); K. Serhot, L. Paleniček („Pfeiler zwischen den Kaminen“).

Gebel-Safsafa (2168 m)-Südwestwand (V, 18. 9.); K. Jerhot, K. Kašpar, Paleniček („Linker Pfeiler“); an der gleichen Wand „via Praga“ (V+, 18. 9.); Kotrč, Lukeš; und „Helenás Weg“ (VI+, 18. 9.); M. Novotná, E. Šantavá, T. Šantavý.

Idealer grobkörniger Granit mit vorwiegend vertikaler Gliederung; die Wände haben Höhen bis 600 m. Sicherung hauptsächlich mit Klemmkeilen. Privatmitt. Zdenek Lukeš, Prag

Himalaya

Die Reihenfolge der Berichterstattung hält sich an die alte Chronik-Tradition der Ost-West-Richtung.

Ost-West-Durchquerung

Eine indisch-neuseeländische Gruppe unter Peter Hillary durchquerte den Himalaya-Karakorum-Gebirgsbogen von Sikkim bis zum Concordiaplatz auf dem Baltorogletscher, mehr oder weniger entlang des Haupt-

kammes (Südseite). Auf der über 7000 km langen Strecke wurden viele Hochpässe zwischen 5000 und 6000 m überschritten – u. a. Sherpani Col (6575 m) und Amphu Laptsa (6220 m) – und an die hundert Gipfelpunkte zwischen 5500 und 7300 m betreten. Es war die erste und bisher längste Durchquerung des Gebirges, auch wenn Assam- und Bhutan-Himalaya nicht einbezogen wurden.

Graeme Dingle/Peter Hillary: „*Traverse of the Himalaya*“, Indian Mountaineer 7 und 8/1981

Lawinen

Der Tod von Reinhard Karl am 19. 5. 82 in der Cho-Oyu-Südwand durch Abgang einer Eislawine machte uns einmal mehr die außergewöhnliche Lawinengefahr im Himalaya bewußt. Expeditionsbergsteiger sollten sich mehr mit der Geschichte der Lawinen-Unglücke im Himalaya beschäftigen. Im AAJ 1981 (S. 138–143) erschien eine statistische Untersuchung aller erfaßbaren Lawinenunglücke von 1895 bis 1979. Insgesamt fanden 198 Bergsteiger den Tod (Kopie im IBA).

Bergsteigen und Trekking in Pakistan

Auf Einladung der pakistanischen Regierung tagten vom 12. – 15. 10. 1981 in Rawalpindi Vertreter aus 14 Ländern zu Problemen des Berg-Tourismus. Der Kongreß hat folgende Punkte beschlossen (Auszug):

1. Trekking-Gruppen können ab sofort Gipfel bis 5800 m besteigen;
2. künftig kann der Regierungsvertreter in Gilgit und der für Skardu Touristen die Genehmigung zum Befahren des Karakorum-Highway bis Karimabad erteilen, falls es nicht möglich war, diese in Rawalpindi zu erlangen;
3. in Gilgit wird eine Bergsteigerschule errichtet; man hofft auf die Mithilfe ausländischer alpiner Vereine;
4. Angleichung der Besteigungsgebühren an die anderer Himalaya-staaten;
5. Hubschrauberrettungen werden zum niedrigst möglichen Preis durchgeführt;
6. die Regierung wird ein Programm zum Brückenbau durchführen. Ausführliche Einzelheiten in einem Kongreßbericht von Karl M. Herrligkoffer im IBA.

Nepal-Himalaya

Winter 1980/81

Von den 7 Expeditionen der ersten aktiven Wintersaison war nur eine erfolgreich.

Es hat sich herausgestellt, daß die Winterbedingungen härter sind, als allgemein angenommen. Ein wichtiger Grund für den Mißerfolg muß aber auch gewesen sein, daß fast alle Expeditionen zu spät dran waren, indem sie das Basislager erst Mitte Dezember oder noch später errichteten und im Januar mit dem Aufstieg begannen. Es ist bekannt, daß die Bedingungen im Dezember viel besser als im Januar sind. Die Lehre, die daraus gezogen werden muß, ist die, daß es sich lohnt, wenn man das Basislager so früh aufstellt, einrichtet und sich akklimatisiert, daß man so früh wie möglich im Dezember mit der Besteigung beginnen kann.

Eine weitere Erfahrung: es muß ein komfortables und gut ausgestattetes Basislager vorhanden sein, damit sich die Bergsteiger von den extremen Verhältnissen, die das Winterbergsteigen in großen Höhen mit sich bringt, erholen können.

Angemerkt sei noch, daß der Everest bereits voll ausgebucht ist für die Wintersaisonen bis 1985/85. Das Wetter war während der Monate Dezember/Januar besser als der Durchschnitt, viel weniger Schnee als gewöhnlich. Ob das „besser als normale“ Wetter dafür mehr Stürme zur Folge hatte, muß sich in den kommenden Wintern erst noch herausstellen.

Kangchenjunga Himal

Jannu, 7710 m

4. Besteigung durch eine spanische Expedition unter Mary Abrego am 7. 5. 81 auf der Südostgratroute der französischen Erstbesteiger von 1962. Acht Mitglieder der Gruppe, darunter zwei Hochträger, erreichten den Gipfel. Es wurden insgesamt sechs Hochlager errichtet und 2000 m fixe Seile angebracht. Obwohl das besetzte Camp 3 von einer Eislawine zerstört wurde, kam keiner der Bergsteiger ernsthaft zu Schaden.

5. Besteigung durch eine tschechoslowakische Expedition unter Ivan Gály: am 23. 5. 81 Laurenc Divald, Róbert Gály und Ivan Vozárik über die Franzosenroute (Südostgrat). Ein Versuch der gleichen Expedition am Westgrat scheiterte 100 m unterhalb des Gipfels; ausführliche Berichte im IBA. Józef Nyka, Warschau; Javier Garayo, Pamplona

Kangchenjunga, 8598 m

7. Besteigung am 9. 5. 81 durch die Japaner Noburo Yamada, Kazumi Fujikura, Shigeru Zuzuki, Akinori Hosaka, Kunio Kataoka und Sherpa Nima Temba über die Südwestflanke (Erstbesteigung). Die Gruppe gehörte zu einer 22köpfigen Expedition unter Kin'ichi Yamamori, deren ursprüngliches Ziel die Überschreitung des Kangchenjunga-Westgrates zum Yalungkang (siehe dort) war.

Mike J. Cheney, Kathmandu; AAJ 1982, S. 199

Die 8. Besteigung des dritthöchsten Berges der Erde glückte am 20. 5. 1981 einer tschechoslowakischen Expedition unter Ivan Gály, von der eine Teilgruppe auch am Jannu (siehe dort) erfolgreich war. Die Besteigung erfolgte über die Japaner-Route (1980) durch die über 3000 m hohe Nordwand (2. Begehung). Die Japaner-Route ist relativ sicher vor objektiven Gefahren, mit Ausnahme des Eisabbruches oberhalb Lager 2; hier hatte ein Eisbruch viel Material verschüttet und die Gruppe zu einem Umweg bis in die Nähe des Einstiegs zur Engländer-Route gezwungen. Technische Schwierigkeiten waren im Eisabbruch zwischen Lager 2 und 3 und oberhalb Lager 3 zu überwinden (in Fels Schwierigkeiten III–IV, eine Stelle V; steilste Eispassagen 60–70 Grad). Zwischen Lager 3 und 4 wurden 500 Fixseile angebracht.

Am 20. 5. erreichten Jozef Botka und Ludovit Záhoranský nach über neunstündigem Aufstieg von Lager 5 (7900 m) den Gipfel. Künstlicher Sauerstoff wurde nicht eingesetzt. Eine zweite Seilschaft, Andrej Belica und Jaromir Steyskal, die vorher schon eine Höhe von 7600 m erreicht hatte, kehrten auf Grund einer Schlechtwettermeldung am 21. 5. wieder um. BM 2/82, S. 52 (Foto, Skizze)

9. Besteigung im Herbst 1981 durch eine kleine französische Expedition mit Michel Berruex, Gilles Gaby, Michel Parmentier, Michel Pellé und Jean-Jacques Ricouard über die Südwestflanke (1955). Den Gipfel erreichten ohne künstlichen Sauerstoff Jean-Jacques Ricouard und Michel Parmentier am 15. 10. Beim Abstieg über die leichten Gipfelfelsen kam J.-J. Ricouard durch Absturz ums Leben; die beiden Alpinisten waren nicht angeseilt. Ausführlicher Bericht im IBA. Michel Berruex

Yalung Kang, 8450 m

5. Besteigung des Kangchenjunga-Westgipfels auf der deutsch-österreich. Route (1975) am 9. 5. 81 durch die Japaner Meanwhile Yoshio Ogata, Hiroshi Yashima, Fuji Tsunoda, Kuniaki Yagihara und Kazuo Tobita; sie waren Teilnehmer einer 22köpfigen Expedition unter Kin'ichi Yamamori, die ursprünglich die Yalung Kang-Kangchenjunga-Überschreitung vorhatte (siehe Kangchenjunga).
AAJ 1982, S. 199

Barun Himal

Ama Dablam, 6856 m

6. Besteigung durch eine katalanische Expedition: am 28. 4. 1981 glückte Jordi Pons, Emilio Civis, Josep Barrachina mit den Sherpa Dorje, Donung und Tensing eine Besteigung über den Südwestgrat (3. Beg.). Am 1. 5. folgten ihnen Jean Clemenson aus Chamonix, Luis López, Alex Alom und Ramón Bramona.

7. Besteigung und 3. Begehung des Nordgrates auf teilweise neuer Route am 15. 5. 81 durch eine neunköpfige australische Expedition unter Ken McMahon. Der erste Teil des Anstiegs führt durch den linken Bereich der Nordwand, an deren oberen Ende der Nordgrat seinen Anfang nimmt. Über diese Variante soll die fehlgeschlagene englische Expedition von 1959 den Aufstieg versucht haben. Nach Überwindung extremer Schwierigkeiten bei denkbar ungünstigen Wetterbedingungen erreichten Andrew Henderson, Lincoln Hall und Tim McCartney-Snape den Gipfel. (Ausführlicher Bericht im IBA)
Ken McMahon, Ramón Bramona

8. Besteigung am 5. 10. 81 durch die US-Amerikaner John Michaud, John Tuckey, Scott Johnson, Ken Morr, Ben Greene, Karen Simmonds, Joe Burleson, Ron Crotzer und Gary Neptune (Leiter) über den Südwestgrat (4. Beg.).
AAJ 1982, S. 211–212

Baruntse, 7220 m

5. Besteigung am 24. 4. 81 durch Nobukazu Toiumi mit einem Sherpa, am 25. 4. gefolgt von Haruo Kuroki und Fumitaka Sakurai, über den Südostgrat (Route der Erstbesteiger 1954, Neuseeland). Mike J. Cheney

Chamlang Central, 7010 m

1. Besteigung am 25. 9. 81 durch den Briten Doug Scott, den Südtiroler Reinhold Messner mit den Sherpa Pasang und Ang Dorje über die etwa 1000 m hohe Nordflanke, ausgehend von Chamlang Glacier; Abstieg auf der gleichen Route. Die Chamlang-Gipfelkette befindet sich südwestlich des Makalu. Der Hauptgipfel (7317 m) wurde 1962 von zwei Sherpa einer japanischen Expedition erstmals über den Südgrat erstiegen.
Doug Scott, AAJ 1982, S. 208–210

Kusum Kangguru, 6369 m

Vermutlich 3. Besteigung 21. 10. 81 durch eine fünfköpfige japanische Expedition unter Minoru Kato über die Südostflanke. Der Berg befindet sich südlich des bekannteren Tramserku. Der Nordpfeiler wurde am 19. 9. 79 von Doug Scott (GB), Georges Bettembourg (F) und Michael Covington (USA) erstmals begangen (Erstbesteigung?). Am 22. 10. 1979 erfolgte von 5 Japanern unter Takeshi Kanazawa von Süden eine Besteigung.
AAJ 1980, S. 609–612; 1982, S. 212

Makalu, 8481 m

8. Besteigung des fünfthöchsten Berges der Erde am 25. 4. 1981 durch den Grazer Robert Schauer auf der Normalroute über die Nordflanke. Robert Schauer war Teilnehmer einer kleinen Expedition unter Hanns Scheil und ab Hochlager 3 (7480 m) allein unterwegs. Im Abstieg geriet er im Dämmerlicht in Nebel und mußte einen 150-Meter-Absturz und anschließend ein Biwak in Kauf nehmen.

Grazer ÖAV-Nachrichten 4/1981, S. 111–113,
Bericht von Robert Schauer (im IBA).

9. Besteigung und 1. Begehung des Nordwestgrates am 15. 10. 81 durch den Polen Jerzy Kukuczka. Nach einem Versuch der beiden Polen Wojciech Kurtyka und Kukuczka mit dem Briten Alex MacIntyre, die Westwand erstmals zu durchsteigen – er scheiterte am 9. 10. 1981 –, bezwang Kukuczka den ca. 1100 Meter hohen Nordwestgrat am 15. 10. erstmals im Alleingang; ideale Route, eine Stelle Schwierigkeitsgrad IV+.

Ausführlicher Bericht von Józef Nyka in BM 4/1982,
S. 21–22 (Skizze, Fotos)

Khumbu Himal

Mount Everest, 8848 m

42. Besteigung am 21. 10. 81 durch Christopher Kopczynski mit Sherpa Sundare über Südostgrat, gefolgt von Peter Hackett und Christopher Pizzo mit Sherpa Yong Tenzing (24. 10.); Mitglieder einer 21köpfigen amerikanischen Expedition, die sich medizinische Forschungen in großen Höhen zur Aufgabe gemacht hatte.
Ausführlicher Bericht AAJ 1982, S. 53/68

Besteigungsversuche fünf weiterer Expeditionen sind am Westgrat (2), am Nordostgrat, an der Ostflanke und auf der Normalroute gescheitert.

Lhotse, 8511 m

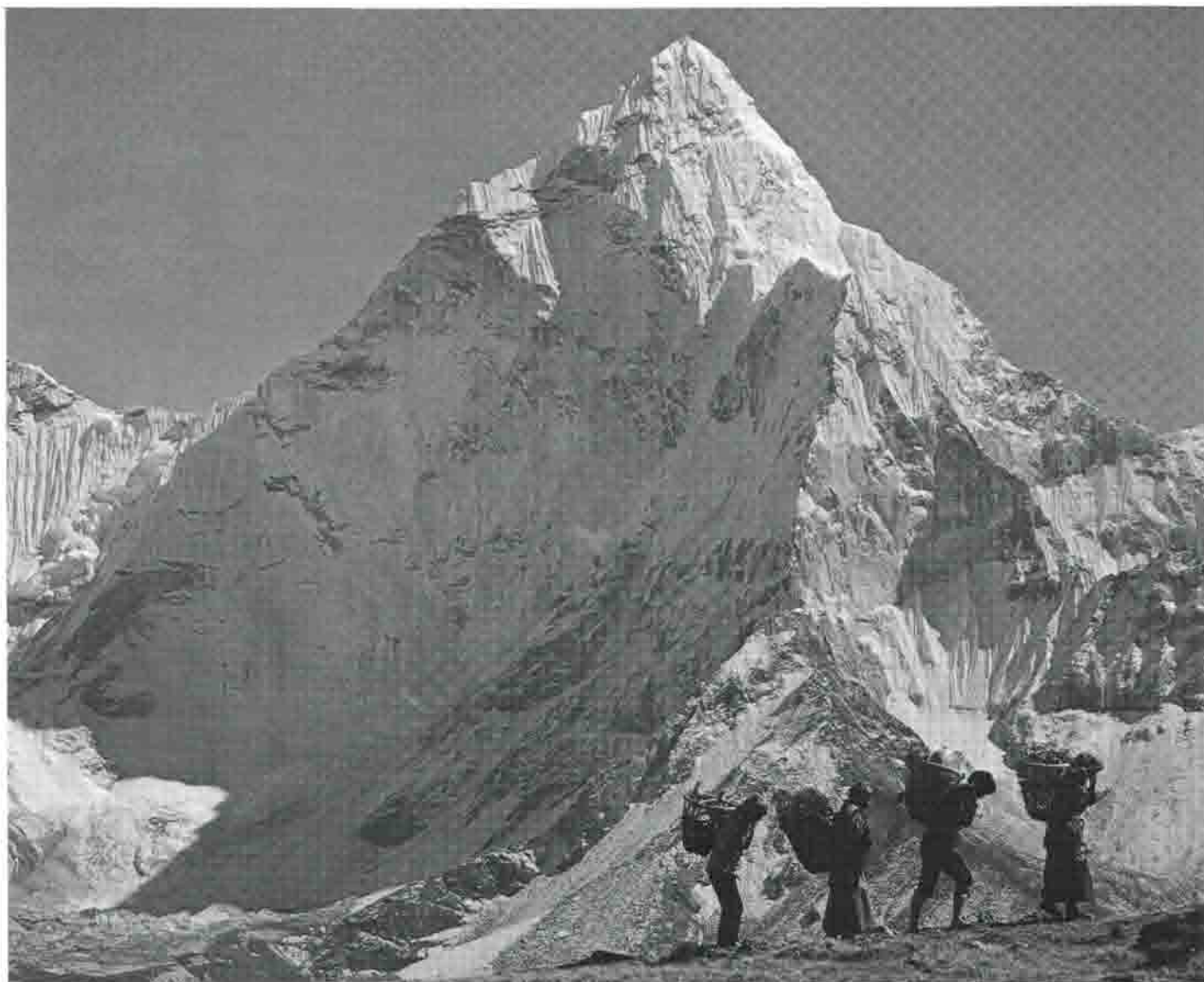
4. Besteigung 30. 4. 1981 Christo Iwanow Prodanow, NW-Route (ohne künstl. Sauerstoff), Leiter der vierzehnköpfigen bulgarischen Staats-Expedition.

Eine großartige Leistung vollbrachte 1981 die jugoslawische Expedition unter Aleš Kunaver: erstmals wurde die 3000 m hohe Südwand vom Lhotse Glacier im zentralen Teil erfolgreich angegangen, nachdem Japaner (1973, 1976) und Italiener (1975) die weniger steile S-Wand des Westgrates erfolglos versucht hatten. Nach Errichtung von 6 Camps (5800 m, 6800 m, 7350 m, 7850 m, 8000 m) gelangten Vanja Matijevec und Francek Knez in Gipfelfalllinie bis 8250 m, von wo sie wegen starken Windes zurück mußten. Am 8. 5. erreichten sie über den linken Ast des großen V-förmigen Eisfeldes die Westschulter (ca. 8100 m) etwa 300 m westlich des Gipfels; das Wandproblem ist damit gelöst.
Bericht von Christo Prodanow in „Bulgarien heute“ 12/81, S. 28–29 (IBA); Aleš Kunaver in BM 1/82, S. 14–17.

Lhotse Shar, 8398 m

2. Besteigung am 16. 10. 81 durch die Schweizer Jean Huiser und Daniel Bruchez über den Südostgrat wie bei der Erstbesteigung 1970 (Österreich).

Die Schweizerische Lhotse-Expedition 1981 war von mehreren tragischen Unfällen überschattet. Es war das Ziel der Expedition, den Lhotse



(8511 m) über den Lhotse Shar zu besteigen. Vier Mitglieder der Schweizer Expedition befanden sich am 16. 10. 81 auf dem Weg zum Gipfel: Jean Huiser, Daniel Bruchez, Philippe Petten und Pierre Favez. Bis etwa 8150 m waren sie zusammen; Jean Huiser und Daniel Bruchez erreichten den Gipfel, während Philippe Petten und Pierre Favez wieder abstiegen. Beim Abstieg sind sie – aus unerklärlicher Ursache – in der Westflanke des Berges tödlich abgestürzt. Ihre Leichen wurden zwar gesehen, sie konnten aber nicht geborgen und beerdigt werden. Joseph Fauchère (Leiter) verunglückte am 25. 10. auf dem Rückmarsch von Chuckhung nach Tengpoche: auf harmlosem Weg rutschte er aus und stürzte etwa 10 m ab; er war sofort tot. Seine Kameraden setzten ihn an Ort und Stelle bei. (Ausführlicher Bericht im IBA)

„Illustré“, Lausanne 4. 11. 81, S. 26/35

Jugal Himal

Dorje Lhakpa, 6989 m

1. Besteigung 18. 10. 81 durch Nepal-Japan-Expedition über den Westgrat: Pemba Tsering, Kazunari Murakami, Eiichi Shingyoji, Kataoka und Makoto Anbe; zwei Hochlager. Der schöne Berg (früher Dorje Lhagpa)

befindet sich am N-Rand des Jugal Himal an der Nepal-Tibet-Grenze und bildet den östlichsten Abschluß des bekannten Langtang-Tales.

AAJ 1982, S. 221; DA 1964, S. 192;
Karte 1 : 250 000 „North of Kathmandu“ (1970)

Langtang Himal

Langtang Lirung, 7246 m

3. Besteigung durch Teilnehmer einer japanischen Expedition unter Toshiyuki Yoshida am 26.4.81 über den Südostgrat (2. Begehung): Hajime Abe mit Sherpa Phuri Lame; drei weitere Teilnehmer am 28.4. Bei dem Südostgrat handelt es sich um die Route der Zweitbesteiger 1980.

AS 6/1979, S. 50; AV-Jb. 1981, S. 160; AAJ 1982, S. 221

Langtang Ri, 7239 m

1. Besteigung 10. 10. 81 durch Teilnehmer einer Japan-Nepal-Expedition unter Hidayuki Kematsu über den Südgrat:

Nobori Yamada, Makihiro Wakao, Soichi Nasu und Sherpa Ang Rinji, am 11.10. gefolgt von Minoru Iizawa und Isashi Nakaota (in „Mountain“ ist vom „Südwestgrat“ die Rede). Der Berg befindet sich an der Nepal-Tibet-Grenze und ca. 11 km nordwestlich der Shisha Pangma (8046 m).

M. Kurz, Chronique Himalayenne, Bd. II (Langtang-Kammverlaufskizze, Deckblatt); AAJ 1982, S. 223; Mountain Nr. 83, S. 10

Links unten:
Ganesh III mit der Route
der Erstbesteiger.
Lager 3 in ca. 6300 m,
Nordwand ca. 600 m,
Felsriegel ca. 70 m, V.
Foto: H. Warth

Phola Gangchhen, 7661 m

1. Besteigung am 14. 5. 81 durch die Neuseeländer Bruce Farmer und Dick Price über die Nordflanke, gefolgt von W. Anderson und R. McLeod (16. 5.), G. Gabites, B. Clark, P. Chapman und T. Charlton (20. 5.); 5 Hochlager.

Phola Gangchhen gehörte zu den höchsten unerstiegenen Bergen. Er befindet sich 3 km östlich der Shisha Pangma im tibetischen Teil des Langtang Himal und wird von den Chinesen als „Molamengqing“ bezeichnet (mit 7703 m).
AAJ 1982, S. 288

Shisha Pangma, 8046 m

4. Besteigung 30. 4. 81 durch die Japanerin Junko Tabei, Leiterin einer Frauenexpedition, auf der Chinesen-Route (1964, 1. Best.).

5. Besteigung 28. 5. 81 durch die Südtiroler Reinhold Messner und Friedl Mutschlechner auf einer Variante zur Chinesen-Route über den östlichsten Teil der Nordflanke.

AAJ 1982, S. 287; Alpin-Magazin 5/82, S. 36–62 (Fotos, Skizze)

Ganesh Himal

Ganesh III, 7132 m

1. Besteigung 16. 10. 81 durch eine deutsch-nepalische Expedition unter Hermann Warth auf einer kombinierten Route über Nordgrat-Nordflanke-Nordwand. Der Expedition gehörten an: die Sherpa Ang Chappal, Nga Temba und Nyma Tensing sowie Hermann Warth, Frau Dietlinde.

Das noch sehr wenig erschlossene Gebiet des Ganesh Himal wurde von Süden angegangen; der Anmarsch erfolgte über Benighat – Arughat – Jagat – Shiptshe – Domje.

Das Basislager wurde am 19. 9. auf 3900 m errichtet, Camp I (5000 m) am 21. 9., Camp II (5700 m) am 26. 9. und Camp III (6300 m) am 7. 10. Zur gleichen Zeit war am Nordostsporn eine japanische Expedition unter Nobuhide Kuwabara unterwegs. Die Japaner stießen bei Camp III mit der Warth-Expedition zusammen; von dort wurde am 16. 10. die Nordwand bis zum Gipfel gemeinsam durchstiegen. Den Gipfel erreichten Ang Chappal, Nga Temba, Nyma Tensing, Hermann Warth, Nobuhide Kuwa-

bara, Gerge Nakamura, Nobuhiro Hase, Tendi Sherpa und Kirke Sherpa. Der erfolgreichen Besteigung waren sechs Versuche zwischen 1953 und 1981 vorausgegangen: 1953 Neuseeländer am Nordgrat bis 5500 m, 1954 Japaner am Nordwestgrat (Höhe unbekannt), 1971 Deutsche am Nordostsporn bis 5400 m, 1980 (Frühjahr) Japaner am Südgrat bis 6750 m, 1980 (Herbst) Japaner am Nordostsporn bis 5600 m und 1981 (Frühjahr) Japaner am Südgrat bis 6800 m. (Ausführlicher Bericht von Hermann Warth in diesem Jahrbuch.) BM 4/82, S. 53 (Anstiegsfoto)

Gurkha Himal

Manaslu, 8156 m

8. Besteigung am 19. 5. 81 auf der Normalroute (Nordostflanke) durch 15 Teilnehmer und 2 Sherpa einer Trekking-Expedition des Münchner Unternehmens Hauser-Exkursionen unter Hans von Känel mit Ski.

9. Besteigung und 1. Begehung der Westwand 7. 10. 81 durch eine vierköpfige Mannschaft aus Grenoble: Pierre Béghin und Bernard Muller erreichten den Gipfel. In einem ersten Vorstoß (12.–27. 9.) im rechten Teil der Westwand errichteten Pierre Béghin, Gérard Bretin, Dominique Chaix und Bernard Muller zwei Hochlager und erreichten über extrem schwieriges Gelände eine Höhe von 7000 m. Schlechtwetter zwang sie dann vorerst zur Umkehr. Einen zweiten Versuch starteten Bernard Muller und Pierre Béghin am 6. 10. Am gleichen Tag erreichten sie das 3 km lange Gipfelplateau (7400 m), wo sie ihr Biwak einrichteten. Am 7. 10. erreichten die beiden Franzosen den Gipfel. Nach einem weiteren Biwak auf dem Gipfelplateau stiegen sie am 8. 10. zum Basislager ab. Die ca. 3000 m hohe Westwand – im unteren Teil mehr eine Flanke – wurde bereits 1971 von einer japanischen Expedition unter A. Takahashi durchstiegen, allerdings an ihrer rechten (südlichen) Begrenzung über eine ausgeprägte Eisrippe, über die der südliche Eckpunkt des Gipfelplateaus erreicht worden war.

Peter Wörgötter über die Skibesteigung in BM 2/82, S. 28–30 (Fotos); Bericht von Pierre Béghin AAJ 1982, S. 69–76 (Routenfoto) und „La Montagne et Alpinisme“ 1/82, S. 268–272; BM 4/82, S. 54.

10. Besteigung am 12. 10. 81 auf der Normalroute durch den Japaner Takashi Ozaki, gefolgt von Yasuo Kato und Masaaki Tomita (10. 10.).

AAJ 1982, S. 226



Annapurna Himal

Annapurna I, 8091 m

12. Besteigung am 20. 10. 81 durch die Japaner Yukihiko Yanagisawa und Hiroshi Aota auf einer neuen Route durch die 3000 m hohe Südwand mit 5 Hochlagern. Der Anstieg führt über einen schwach ausgeprägten Pfeiler zwischen Engländeroute von 1970 (westlich) und Polenroute 1981 von Annapurna Central. Am 31. 10. waren Haruyuki Endo und Yasuhji Kato in Richtung Gipfel gestartet, wobei Kato tödlich verunglückte.
Iwa To Yuki 86 und 87 (ausführliche Berichte)

Annapurna I Central, 8064 m

2. Besteigung am 23. 5. 81 durch die Polen Maciej Berbeka und Bugoslav Probulski erstmals über den 3000 m hohen Südpfeiler mit 5 Hochlagern; die neunköpfige Expedition war von Ryszard Szafirski geleitet und war am Berg ohne Hochträger tätig – eine der größten Leistungen im Himalaya.
BM 4/82, S. 18 (Anstiegsbild); 6/82, S. 64 (Infobericht)



Die Erstdurchsteigung der 3000 m hohen Südwand des Annapurna-Mittelgipfels über den Licht und Schatten trennenden Pfeiler in Bildmitte gelang im Mai 1981 einer polnischen Expedition. Die neunköpfige Gruppe (zwei Teilnehmer erreichten den Gipfel) war am Berg ohne Hochträger tätig – eine der größten Leistungen im Himalaya!
Foto: J. Winkler

Annapurna IV, 7525 m

11. Besteigung am 25. 4. 81 durch Kröll und Achim Musiol auf der Normalroute über die Nordflanke; es war eine siebenköpfige Gruppe der Berg- und Skischule des DAV, geleitet von Franz Kröll, dem 1980 auch die 10. Besteigung glückte.
Berg- und Skischule des DAV

12. Besteigung und erste Winterbesteigung am 22. 12. 81 durch die Kanadier Adrian und Alan Burgess und Roger Marshall auf der Normalroute mit 3 Hochlagern; oberhalb Lager 3 herrschten durchschnittlich -30°C . Das Unternehmen bestand aus 8 Mann und war von Gordon Smith geleitet.
AAJ 1982, S. 231–232

Gangapurna, 7454 m

4. Besteigung am 30. 4. 1981 erstmals durch die etwa 2000 m hohe Südwand durch die Kanadier James Blench und John Lauchlan. Es ist dies die erste kanadische Route im Himalaya. Die Südwand hat eine durchschnittliche Neigung von 55° . Der Kleinexpedition gehörten zwei weitere Teilnehmer an, die Wand wurde im Alpenstil bezwungen. Die Gangapurna befindet sich ca. 13 km östlich von Annapurna I und ca. 3 km nordwestlich von Annapurna III. BM 5/82, S. 52; AAJ 1982, S. 233

Glacier Dome, 7069 m

3. Besteigung am 5. und 10. 5. 1981 durch je drei schwedische Bergsteiger einer Expedition unter Sandberg Painter. Die Besteigungen erfolgten vermutlich über den Südgrat, über den am 16. 10. 1964 dem Japaner M. Nishimura mit Sherpa Dorje die Erstbesteigung geglückt war; die 2. Besteigung erfolgte am 16. 5. 1965 auf der gleichen Route durch die Deutschen K. Ekkertein, L. Greissl, H. Wünsche, E. Reismüller, O. Seibold und Sherpa Kippa.

4. Besteigung 10. 10. 81 erstmals über die Nordflanke durch die Italiener Claudio Schranz, Marco Roncaglioni, Gianni Tagliaferri und Sherpa Gombu.

Der Glacier Dome befindet sich etwa 7 km östlich von Annapurna I im Hauptkamm.
Józef Nyka, Warschau; Lo Scarpone 8/82, S. 18

Hiunchuli, 6441 m

2. Besteigung am 8. 10. 81 durch alle neun Mann der amerikanischen Expedition unter Eric Simonson über die Südostflanke, auf der 1971 einer US-Expedition unter Craig Anderson die Erstersteigung glückte. Hiunchuli (verschiedentlich auch mit 6333 m angegeben) befindet sich etwa 4 km östlich vom Modi Peak und knapp 10 km südlich von Annapurna I.

Mountain Nr. 83, S. 10; AAJ 1982, S. 235



Die Chulu-Peaks von Südosten. Die dreigipfelige Chulu-Gruppe befindet sich nördlich der Annapurna-Kette. 1981 glückte die erste Überschreitung vom West- (ca. 6220 m, links) zum Central-Peak (ca. 6400 m, rechts) und zugleich dessen Erstbesteigung. Absolutes „Neuland“ sind die rund 2000 m hohen Südwände von Chulu West und Central. Foto: T. Hiebeler

Modi Peak, 7219 m

6. Besteigung 25. 10. 81 durch die Südkoreaner Han Sang Kook, Kim Chang Sung, Won Jang Tae und Sherpa Pinju über die Nordostflanke (1964, 1. Best.). Der Berg hieß früher Moditse und wird verschiedentlich auch als Annapurna South bezeichnet.

Mountain Nr. 83, S. 9; AAH 1872, 2. 235

Nilgiri North, 7061 m

2. Besteigung 7. 5. 81 erstmals über den Ostgrat durch die Japaner Ethuro Hino und Toyohumi Miyazaki, Teilnehmer einer 10-Mann-Expedition unter Nobue Shiraishi; 6 Hochlager.

Die viergipfelige Nilgiri-Kette befindet sich 14 km nordwestlich von Annapurna I.

AAJ 1982, S. 234; Mountain Nr. 80, S. 12

Manang Himal

Chulu

Die dreigipfelige Chulu-Gruppe befindet sich rund 10 km nordöstlich von Manang im obersten Marsyangdi-Tal, also nördlich der Annapurna-Kette, und war bisher von einigen Geheimnissen umwittert; die Gipfelhöhen sind heute noch nicht exakt bekannt. Es sind drei ausgeprägte Erhebungen: West (ca. 6220 m), Central (ca. 6400 m), East (ca. 6200 m). Die Erstersteigung des Ostgipfels glückte am 23.7.1955 den Deutschen Harald Biller, Fritz Lobbichler, Heinz Steinmetz und Jürgen Wellenkamp von Süden aus der Gegend von Pisang, worüber Steinmetz aber nur vier Zeilen schrieb (AV-Jb. 1956, S. 93). Chulu West wurde am 23.10.1952 von den Japanern M. Takagi, K. Hayashi, S. Nakao, S. Takebushi und

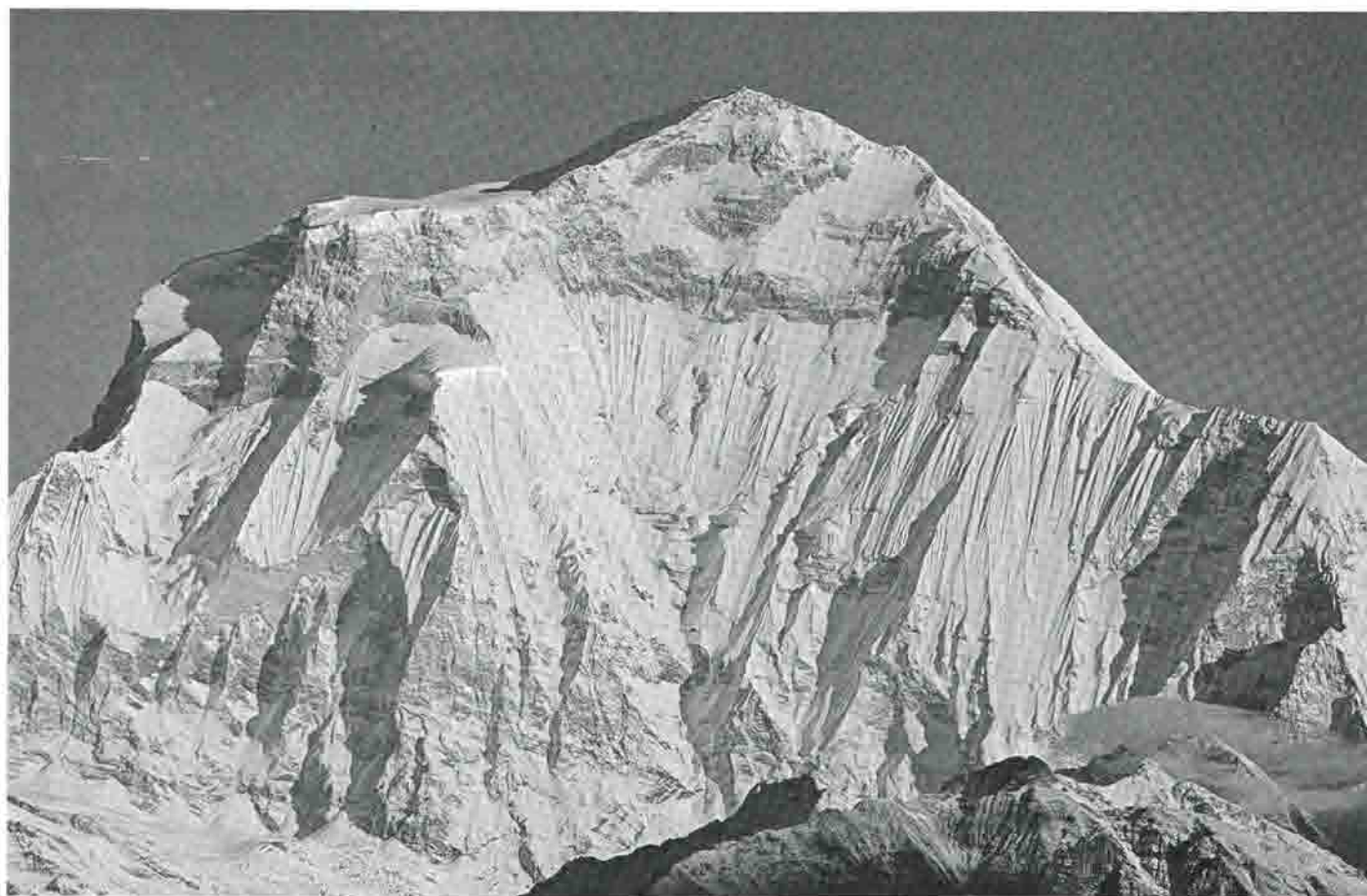
einigen Sherpa über den Südwestgrat erstbestiegen (HJ, Bd. 18, S. 177, und HH, S. 25). Die vermutlich 2. Besteigung des Westgipfels erfolgte am 4. 11. 1978 durch eine Mountain-Travel-Trekkinggruppe mit Peter Lev, Larry Zaroff mit den Sherpa Lhakpa Nuru und Ang Jangbo (AAJ 1979, S. 273) über den Südwestgrat. Schließlich glückte am 16. 10. 81 die erste Überschreitung vom West zum Central Peak und zugleich dessen Erstbesteigung durch Rudolf Scheitl (Österreich), Kevon O'Connell (Kanada) mit den Sherpa Sona Gyau und Sonam Chottar (Sardar). Absolutes „Neuland“ sind die rund 2000 m hohen Südwände von Chulu West und Central, deren Fuß von Manang problemlos in wenigen Stunden erreicht werden kann. Es hat unseres Wissens noch nicht einmal Versuche gegeben. Die Chulu's werden in jüngster Zeit auch von Trekking-Unternehmungen angeboten, ohne konkrete Hinweise. Wer mehr über die Chulu's erfahren will: IBA (Bilder, Skizze) oder Rudolf Scheitl, Bergheidegasse 4, A-1131 Wien.

Kang Guru, 7009 m

Die vermutlich 2. Besteigung des zweithöchsten Manang-Himal-Berges glückte einer achtköpfigen japanischen Expedition unter Shoichi Kabayashi über Südflanke und Südwestgrat. Der Gipfel wurde am 27. 4. 81 von Yoshichika Segi, Daizo Yamamoto, Hiroyasu Sugita, Nawang Chokuram und Ang Temba erreicht; am 28. 4. folgten Shoichi Kabayashi, Tadahiko Wada und Sherpa Nawang Chiri.

Das Basislager stand auf 4200 m; für die Besteigung sind drei Hochlager errichtet worden.

Der Kang Guru befindet sich ca. 15 km nördlich des Marsyangdi-Dorfes Thonje und wurde 1955 von den Deutschen Fritz Lobbichler, Heinz



Dhaulagiri I von Süden. Die erste Durchsteigung der 4000 m hohen Südwand (der untere Wandteil ist auf dem Foto nicht sichtbar) glückte im Oktober 1981 einer slowenischen Expedition. Der Aufstieg erfolgte rechts der Gipfelfalllinie durch den östlichen Wandteil und endete in 7300 m Höhe auf dem Südostgrat (etwa dort, wo die Grundlinie des felsigen Gipfeldreiecks den Grat anschneidet).

Foto: T. Hiebeler

Steinmetz und Jürgen Wellenkamp über Westflanke und Nordwestgrat erstmals bestiegen.

BM 1/82, S. 49; ausführlicher Bericht von Shoichi Kabayashi mit Fotos und Skizzen im IBA; AAJ 1982, S. 240

Dhaulagiri Himal

Dhaulagiri I, 8167 m

13. Besteigung auf der Normalroute über den Nordostgrat (1960) am 17. 5. 1981 durch die Kanadier Adrian und Alan Burgess.

14. Besteigung am 2. 6. 81 durch die Japaner Hironobu Kamuro im Alleingang auf der Polenroute (1980) durch die Ostwand ohne Hochlager (5 Biwaks). AAJ 1982, S. 236, 238; Iwa To Yuki Nr. 84, S. 108

Erste Durchsteigung der 4000 m hohen Südwand durch die Slowenen Stane Belak (Leiter), Vinko Berčić und Emil Tratnik vom 15. bis 20.10.1981 nach Vorbereitungen im unteren Wandteil, an denen auch die drei restlichen Mitglieder dieser Kleinexpedition ohne Hochträger mitgewirkt hatten: Rok Kolar, Janez Sabolek und Jože Zupan. Im unteren Teil, 4100 bis 5300 m, wurden ca. 500 m Fixseile angebracht, Schwierigkeit im Fels IV, V. Der Aufstieg erfolgte rechts der Gipfelfalllinie durch den östlichen Wandteil und endete in 7300 m Höhe auf dem Südostgrat (1978 von Japanern erstmals begangen). Auf den Gipfel mußte wegen starken Sturmes, Erfrierungen bei Berčić, fehlendem Brennstoff verzichtet werden. Für den Weiterweg über den Südostgrat bis Punkt 7950 m und den Abstieg bis zur ersten Siedlung wurden weitere neun Tage benötigt. Die

drei restlichen Teilnehmer, die entgegenkommen sollten, verfehlten die drei im Abstieg wegen eines längeren Schlechtwettereinbruches. Rückkehr nach Kathmandu erst am 9.11. Gesamtkosten für die Expedition: etwas über 50 000 Mark.

Ausführlicher Bericht von Stane Belak mit Fotos und Skizzen in BM 6/82, S. 20–27, 40–41.

Garhwal-Himalaya

Nanda-Devi-Gruppe

Changabang, 6864 m

7. Besteigung auf teilweise neuer Route über den sehr schwierigen Südwestgrat (Japaner 1976) am 18. 10. 81 durch die Italiener Ugo Manera und Lino Castiglia (UIAA V+, A1 und A2, Eis 70°–80°). Der Südwestgrat gabelt sich im unteren Teil in zwei Äste: die Japaner begingen 1976 den westlichen, die Italiener den südlichen; sie bezeichnen ihre Route als Südgrat, der sich im Mittelteil mit der Japaner-Route vereinigt.

AAJ 1982, S. 242–244; Lo Scarpone 1. 2. 82, S. 2; 1. 8. 81, S. 16

Devistan, 6678 m

Erste Begehung der Westwand am 8. 7. 81 durch die Inder Stimit Sri-many, Teilnehmer einer 9-Mann-Expedition unter Kalyan Chakraborty; es war die vermutlich 6. oder 7. Besteigung. AAJ 1982, S. 245

Dunagiri, 7066 m

8. (?) Besteigung und erste Begehung der Südwand über das 1500 m hohe „Eisbrett“ am 20. 9. 81 durch die Polen Andrzej Mirga und Tadeusz Preyzner; Neigung 50–60°. Es wurden auch mehrere Gipfel in der Umgebung bestiegen, darunter zwei erstmals: P. 6187 m, südlich vom Changabang – Andrzej Bieluń, Tadeusz Piotrowski und Jerzy Tillak am 25. 6. 1981; P. 8138 m, südwestlich von Dunagiri – Andrzej Agres, Waldemar Falczyński und Walenty Fiut am 24. 6. 1981.

Józef Nyka, Warschau

Kalanka, 6931 m

Vermutlich 3. Besteigung am 19. 9. 81 durch die Franzosen G. Martellotti, N. Kenus und Bernard Domenech auf der japanischen Südwand-Route.

AAJ 1982, S. 245

Maiktoll, 6803 m

Eine Besteigung gelang am 15. 10. 81 einer Gruppe der ÖAV-Sektion Austria (Jungmannschaft) unter Walter Sehnal über Nordwestflanke Nordwestcol (wie den Spaniern 1980; AV-Jb 1981, S. 164).

Ausführlicher Bericht (Fotos, Skizzen, jedoch ohne Namen der Teilnehmer) von W. Sehnal in Austria-Nachrichten 2/82, S. 11–13 (im IBA).

Nanda Devi, 7816 m

Einer tschechoslowakischen Expedition unter Milan Martaus gelang die erste Begehung des fast 3000 m hohen Nordostpfilers. Die Schwierigkeiten lagen bei V und VI. Am 16. 9. 1981 erreichten Otakar Srovnal, Bohumil Kadřóik, Ludvik Paleček, Leoš Horka und Kamil Karafa den Gipfel. Es war zweifellos eines der bisher schwierigsten Unternehmungen im Garhwal-Himalaya.

Ausführlicher Bericht mit Fotos von Vlastimil Šmida: AAJ 1982, S. 77–81

Drei indischen Bergsteigerinnen glückte am 19. 9. 81 eine Besteigung auf der klassischen Südgratroute: Rekha Sharma, Chandraprabha Aitwal und Harsha Bisht, von drei männlichen Bergsteigern begleitet: Rattan Singh, Lhatoo Dorjee und Sonam Pajor. Die Expedition wurde unter der Schirmherrschaft der Indischen Alpinismus-Stiftung organisiert und durch den Sanjay-Gandhi-Gedenkfonds finanziell unterstützt.

Der Ostgipfel (7434 m) wurde am 4. 10. 81 von Teilnehmern einer indischen Fallschirmjäger-Expedition unter Kiran I. Kumar erreicht; der anschließende Besteigungsversuch am Hauptgipfel endete mit einer Tragödie.

„Himavanta“ 8/82, S. 128

Nanda Khat, 6611 m

3. (?) Besteigung am 13. 6. 81 durch die Inder S. N. Dhar, F. K. Mondal und K. R. Chowdhury; der Berg befindet sich 8 km südlich von Nanda Devi.

Trisul, 7120 m

Die „normalen“ Trisul-Besteigungen sind kaum mehr erfaßbar. Im Rahmen einer indischen Frauen-Expedition erreichte Chaula Jagirdar am 15. 6. 81 den Gipfel. Die Berg- und Skischule des DAV brachte unter Bergführer Franz Kellner am 4. und 6. 6. 81 je 7 Teilnehmer auf den Gipfel.

3. Begehung der Westflanke auf der jugoslawischen Route am 26. 5. 81 durch den Allgäuer Bergführer Toni Freudig allein (Teilnehmer einer vom DAV unterstützten Kleinexpedition).

Bericht in BM 1/82, S. 18–19; weitere Ausführungen im IBA

4. Begehung der Westflanke am 2.10.81 durch die Japaner Kozo Sakano, Toshioh Arai, Hiroshi Nihei und Kimiaki Miura.

Mountain 83, S. 10; AAJ 1982, S. 246

Kamet-Gruppe

Kamet, 7756 m

Eine Besteigung auf der Normalroute glückte am 14. 5. 81 einer indischen Grenzpolizei-Gruppe; J. Roshanlal, Nima Tsering, Ang Tharkey, Nima Dorje und M. Singh erreichten den Gipfel; drei Mann fuhren auf Ski ab.

AAJ 1982, S. 246

Satopanth, 7075 m

2. Besteigung Mitte August 1981 durch den Polen Miroslaw Gardzielowski und einem Dänen auf der Erstbesteiger-Route über Nordostgrat und -flanke.

Józef Nyka, Warschau

Gangotri-Gruppe

Bhagirati II, 6512 m

Im AV-Jb 1981 (S. 165) berichteten wir – nach Informationen von Jürgen Winkler – über die „erste“ Besteigung 1979 und weitere Besteigungen 1980. Die 1. Best. erfolgte bereits am 9. 9. 1938 durch Edi Ellmauthaler und Toni Meßner, Teilnehmer der österr. Schwarzgrupper-Exp., über die Nordostflanke (AV-Jb 1939, S. 21–31; Fotos und Kammverlaufskizze).

1. Begehung der Nordwand am 10. 9. 81 nach drei Tagen durch die Briten Ian Rea, Dawson Steffox und Tommy Maguire; extreme Schwierigkeiten.

Mountain Nr. 83, S. 10

Chandra Parbat, 6728 m

Eine Besteigung glückte im August 1981 einer polnischen Kleinexpedition; Einzelheiten unbekannt.

Józef Nyka, Warschau

Chaturbhuj, 6655 m

1. Best. 5. 6. 81 durch die Franzosen Hubert Odier, Alain de Blanchaud und Jacques Giraud über den Nordgrat, ausgehend vom Swetarn-Gletscher im nördlichen Gangotrigebiet.

Harish Kapadia, Bombay

Kharchakund, 6640 m

Die Gangotri-Kundfahrt 1981 der DAV-Sektion Hochland unter Otto Moser hatte sich die Westgrat-Route der japanischen Erstbesteiger 1980 (AV-Jb 1981, S. 166) zum Ziel gesetzt; der Versuch scheiterte am 21. 9. durch Schlechtwetter und akute Lawinengefahr. Als Ausweichziel wurde der oft bestiegene Kedernath Dome (6831 m) angegangen; die Überschreitung glückte am 22. 9. Harro Zubowski und Hans Tschammler. Ausführliche und für künftige Gangotri-Besucher sehr informative Dokumentation von Otto Moser im IBA (Skizzen).

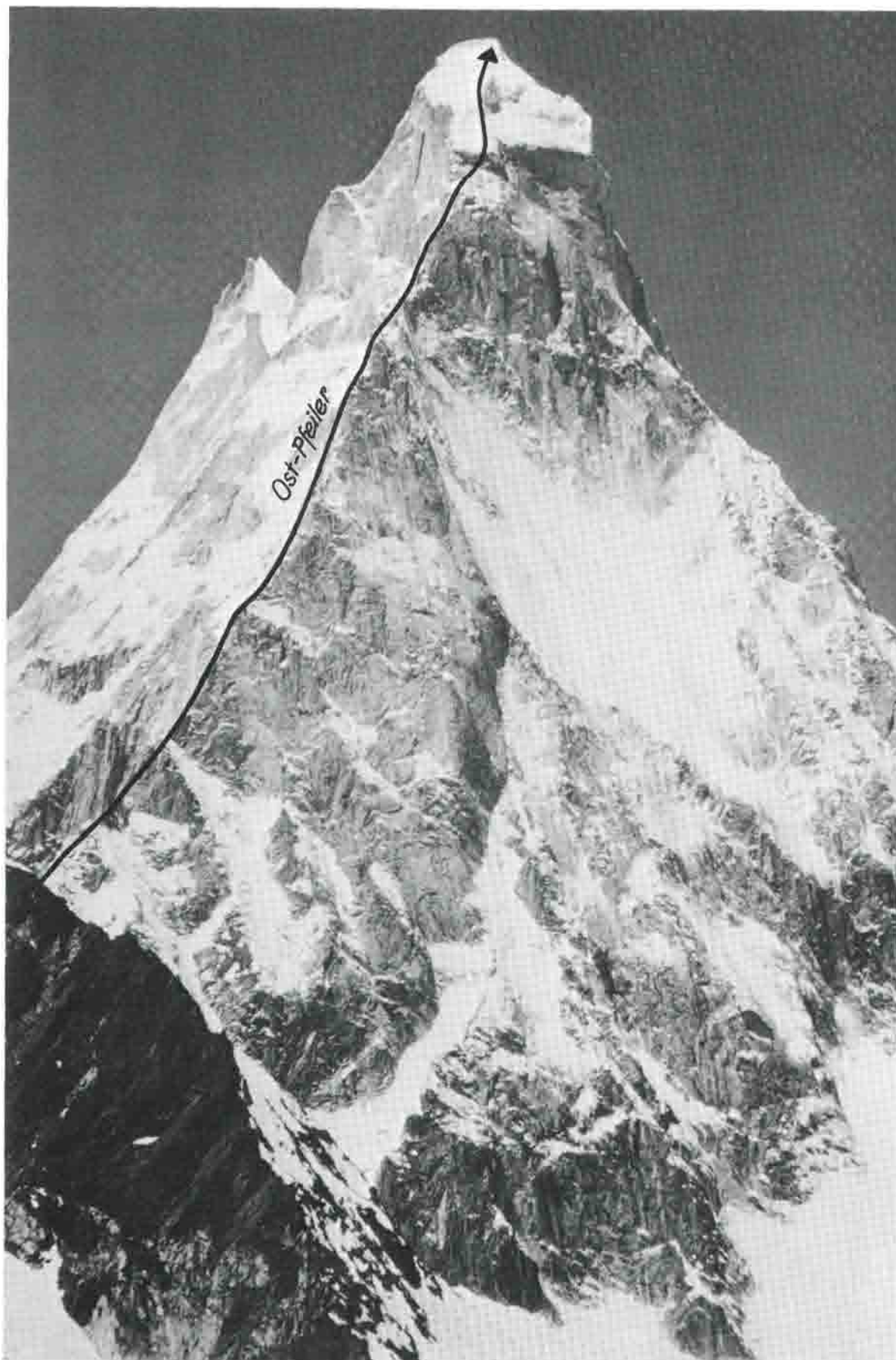
Koteshwar I, ca. 6080 m

Eine Besteigung glückte am 19. 5. 81 den Franzosen Alain de Blanchaud und Jacques Giraud über den Ostgrat.

Harish Kapadia

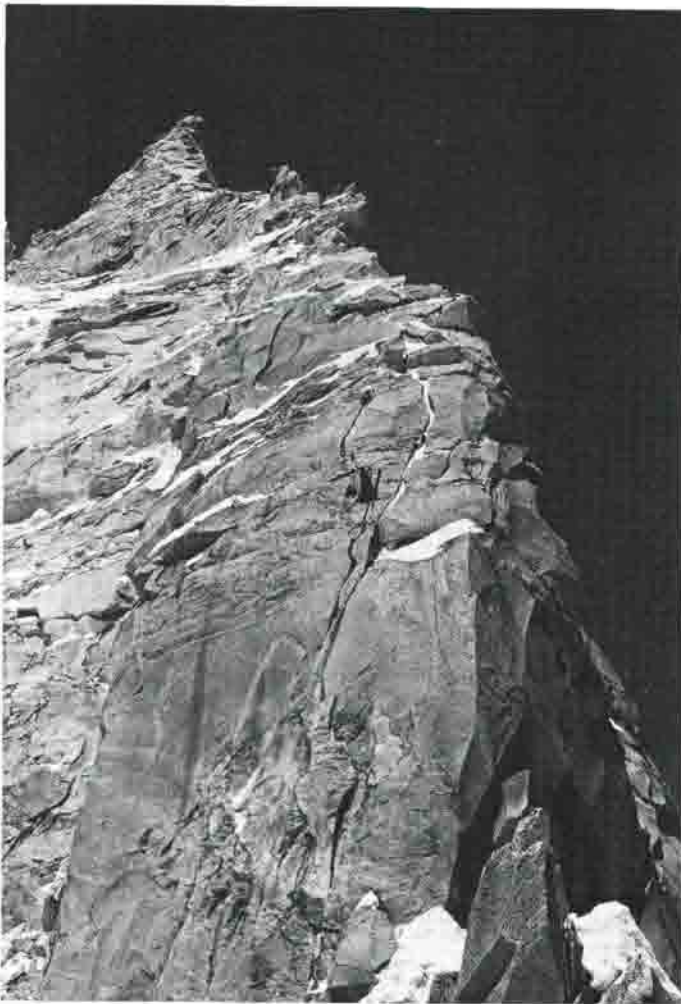
Manda, 6510 m

1. Best. Mitte Mai 81 durch die Amerikaner James Balog, David Sweet,



Der Shivling, das „Matterhorn des Himalaya“, mit der Route über den 1981 durch eine internationale Gruppe unter Leitung von Doug Scott erstbegangenen Ostpfeiler (s. S. 164).

*Foto: D. Scott/
Archiv Hiebeler*



Mark Udall und Anthony Herr über die Nordostwand (Eis 55–70°) vom Bamak-Gletscher aus; der Berg befindet sich 8 km nordwestlich des bekannteren Shivling.

2. Besteigung am 7. 6. 81 durch die Inder Nandan Singh und Rustom Antia über die vorwiegend felsige Westwand, die technische Kletterei erforderte. AAJ 1982, S. 256

Mandir, 6559 m

Einer indischen Gruppe unter Narayan Chandra Pramanik gelang im September 81 die Erstbesteigung; Einzelheiten unbekannt.

Himavanta 8/82, S. 124

Meru I, 6672 m

Im AV-Jb 1981 (S. 166) konnte über die 1. Best. noch keine Einzelheiten erwähnt werden; sie glückte am 10. 10. 80 den Japanern Tomoya Takahashi und Matsuo Ominato über den Südgrat, am 11.10. und 12.10. gefolgt von zwei weiteren Seilschaften. 2. Besteigung am 1., 4. und 7. 9. 81 auf der gleichen Route durch drei Seilschaften einer österr. 12-Mann-Expedition unter Josef Friedhuber. Der Berg befindet sich 3 km südwestlich des Shivling und wird auch mit Meru „North“ bezeichnet. „Garhwal Himalaya 81“, 62seitige Exp.-Broschüre der Naturfreunde Oberösterreichs von Sepp Friedhuber mit sehr wichtigen Infos, Fotos und Skizzen (im IBA).

Meru II, 6361 m

Wird auch als Meru „West“ bezeichnet; 1. Best. am 7. 9. 81 durch

Links:

Kletterei am Ostpfiler des Shivling.

Foto:

D. Scott

5 Teilnehmer der österr. Naturfreunde-Exp. unter Sepp Friedhuber (siehe Meru I).

Saife, 6161 m

2. Best. durch 3 Seilschaften am 19. und 30. 5. sowie 7. 6. 81 einer internationalen Exp. unter Harish Kapadia über Nordostwand und Ostgrat; der Berg befindet sich im nördlichen Gangotrigebiet.

Harish Kapadia, Bombay

Shivling, 6543 m

An dem fantastischen Granitobiliken am Westrand des unteren Gangotrigletschers gab es zwei bedeutende Unternehmungen:

1. Begehung des Ostpfilers (4. Best.) am 13. 6. 81 durch eine internationale Gruppe unter Doug Scott (GB): Greg Child, Rick White (Australien), Georges Bettembourg (F) und Scott.

1. Begehung des 1500 m hohen Südpfilers am 17. 10. 81 durch die Österreicher Karl Kosa, Ernst Machacek, Robert Glatter und Michael Fasan bis zur Gipfeleiskalotte, für deren Bezwingung nicht mehr genügend Eisaurüstung zur Verfügung stand; das eigentliche Südpfeiler-Problem ist gelöst.

BM 1/82, S. 50–51 (Fotos); 7/82, S. 20–23 (Bericht mit Fotos von Karl Kosa)

Panjab-Himalaya

Nun-Kun-Gruppe

Arjuna South, 6230 m

Eine vom polnischen Klub Wysokogórski Gdańsk organisierte Expedition unter Waclaw Otreba hatte am 4. 9. 1981 den Arjuna-Südgipfel (6200 m) in der südlichen Nun-Kun-Gruppe bei Kishtwar erstbestiegen. Die Expedition zählte ca. 7 Teilnehmer. Um von Süden an den Gipfel heranzukommen, mußte man durch das schwierig zugängliche Kijai-Nullah-Tal, dessen oberer Abschnitt von Menschen noch nicht betreten worden war, aufsteigen. Den Gipfel erreichten am 4. 9. 81 Janusz Bartos, Otreba und Piotr Puzyrewski über Südwestflanke und Ostgrat (III–V, Eis 60°).

BM 1/82, S. 51–52 (Foto und Lageskizze)

Kun, 7077 m

Der Berg wird in jeder Saison auch von Trekkinggruppen erfolgreich angegangen.

1. Begehung der teilweise überhängenden Westwand nach 13 Biwaks am 5. 7. 81 durch die Japaner Kunihiko Kondo und Minoru Nagoshi; Abstieg über den Ostgrat.

Nun, 7135 m

Auch der Nun, Hauptgipfel der gleichnamigen Gruppe, ist jährlich das Ziel mehrerer Expeditionen. Die sechsköpfige Münchner Nun-Expedition 1981 unter Norbert Menzel hatte sich die Westflanke zum Ziel gesetzt. Aus Wettergründen wurde der Berg dann auf der Normalroute über den Südwestgrat erstiegen; den Gipfel erreichten am 18. 9. 81 Norbert Menzel, Roland Ossovsky und Klaus Stark.

Ausführliche Dokumentation mit Fotos und Skizzen von N. Menzel im IBA; wichtige Infos für künftige Besucher der Gruppe.

Unten:

Links Masherbrum SW (7806 m),

rechts Hauptgipfel (7821 m)

— = Aufstiegsroute der Polen 1981

+ = Unfallstelle ○ = Biwak

... ▲ ... Route der Amerikaner 1960.

Foto: R. McCormack/Archiv Hiebeler

Kashmir-Himalaya

Nanga-Parbat-Gruppe

Nanga Parbat, 8125 m

9. Besteigung am 5. 8. 81 auf der Schell-Route über den Südwestgrat durch den Niederländer Ronald Naar, dessen 3 Freunde in 7500 bzw. 7800 m aufgaben.

10. Besteigung auf der Kinshofer-Route durch die Diamir-Flanke am 19. 8. 81 durch die Italiener L. Rota, B. Scanabessi und A. Fassi.

BM 3/82, S. 51; AAJ 1982, S. 281

Karakorum

Baltoro Mustagh

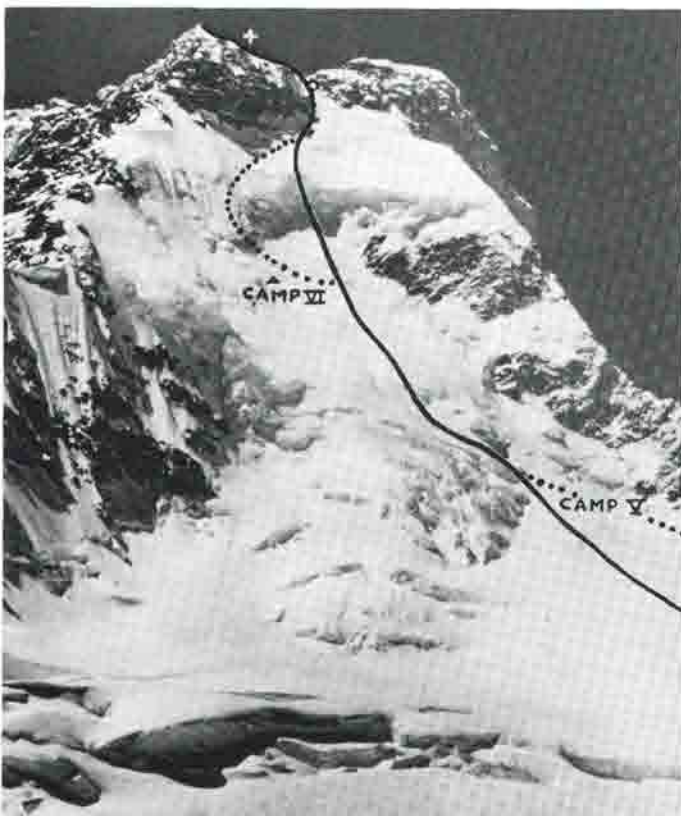
Broad Peak, 8047 m

4. Besteigung auf der klassischen Route (1957) am 5. 8. 81 durch die Spanier Manuel Hernández und Enric Pujol nach einem Biwak im Col des Gipfelgrates.

AAJ 1982, S. 273

Gasherbrum I (Hidden Peak), 8068 m

Eine japanische Gruppe unter Masahiro Maezawa war auf der Route der



Erstbesteiger (Südostgrat) erfolgreich; Hideaka Azuma und Koza Shimotori erreichten am 3. 8. 81 den Gipfel.

BM 5/82, S. 52

Gasherbrum II, 8035 m

9. Besteigung am 29. 6. 81 auf der klassischen Route (1956) durch die Österreicher Franz und Gerhard Neumayer, 3 Hochlager; die Expedition bestand aus 6 Teilnehmern (1 Frau).

10. Besteigung 3. 8. 1981 durch die Tessiner Romole Nottaris und Tiziano Zund auf der klassischen Route; die Expedition bestand aus sieben Teilnehmern. Die Besteigung erfolgte im Alpenstil, also ohne Hochlagerkette und Träger.

Aufsehen erregte in Frankreich die im Alpenstil durchgeführte 11. Besteigung auf der klassischen Route. Die Franzosen Philippe Grenier, Erich Beaud, Christine Janin sowie der Verbindungsoffizier Sher Kan erreichten alle ohne Schwierigkeiten am 6. 8. 1981 den Gipfel. Das Besondere an der Besteigung ist, daß die Franzosen keine Höhenerfahrung und auch keine großen Touren in den Alpen zu verzeichnen hatten. Die weibliche Teilnehmerin Christine Janin war ursprünglich nur als Ärztin vorgesehen und hatte vor dieser Achttausenderbesteigung nur das Bergwandern gekannt!

AAJ 1982, S. 274; BM 1/82, S. 52, 6/82, S. 65

K2, 8611 m

6. Besteigung durch eine japanische Expedition (Universität Tokio) unter Teruo Matsuura erstmals über die Westwand; den Gipfel erreichten Eiho Ohtani und Nazir Ahmad Sabir am 7. 8. 81. Die 14-Mann-Gruppe errichtete Mitte Juni das Basislager in 5350 m Höhe und anschließend fünf Hochlager.

AAJ 1982, S. 82–87 (ausführlicher Bericht mit Fotos von Teruo Matsuura)

Panmah Mustagh

Payu, 6605 m

2. Besteigung August 1981 durch die Italiener A. Enzio, Giovanni Calcagno, M. Pellizzaro und Tullio Vidone erstmals über die Südwand; im unteren Wandteil schwierige Granitklettern, dann kombiniertes Gelände.

AAJ 982, S. 270

Hispar Mustagh

Kanjut Sar, 7760 m

2. Besteigung am 4. 8. 81 durch die Japaner Masashi Teramoto und Hiroshi Sakai erstmals über die Westwand; am 6. 8. gefolgt von N. Miyano, K. Shibuya und M. Fujii (Leiter).

AAJ 1982, S. 276–277

Masherbrum Mustagh

Masherbrum Südwest, 7806 m

Der Südwestgipfel des Masherbrum – etwa 1,1 km vom Hauptgipfel (7821 m) entfernt – gehörte zu den höchsten noch jungfräulichen Erhebungen unserer Erde. Er wurde am 17. 9. 1981 von einer Expedition des Polski Klub Górski erstmals erstiegen: Zygmunt Andrzej Heinrich, Marek Malatyński und Przemyslaw Nowacki. Der Erfolg wurde aber gleich von einer Tragödie überschattet: Im Abstieg ereignete sich auf dem fast waagrechten Gipfelgrat ein Unfall, bei dem Marek Malatyński und Przemyslaw Nowacki ums Leben kamen.

BM 2/82, S. 53

Rakaposhi-Kette

Sosbun Brakk, 6413 m

1. Besteigung am 4. 7. 81 durch die Japaner Hisao Hashimoto und Norichika Matsumoto über den Südwestgrat, 5 Hochlager.

AAJ 1982, S. 275

Kun Lun

Amne Machin, 6282 m

Am 9. 6. 1981 glückte den Amerikanern Harold Knudson, Galen Rowell und Kim Schmitz eine Besteigung im Alpenstil über den Nordostgrat in drei Tagen. Zur gleichen Zeit befanden sich eine deutsche Gruppe unter Siegfried Hupfauer und eine japanische Expedition am Berg.

Amne Machin (auch „Anyemaqen“) wurde bereits im Juni 1960 von einer chinesischen Expedition, die das Gebiet geologisch untersuchte, erstbestiegen.

AAJ 1982, S. 88–99 (Bericht mit Fotos von G. Rowell); Infos über die deutschen Unternehmungen im IBA

Minya Konka, 7556 m

Die Expedition des AACZ (Akademischer Alpenclub Zürich) vom 15. 4. bis 10. 7. 1981 erreichte ihr Hauptziel nicht. Wegen zum Teil äußerst ungünstiger Wetterbedingungen und den damit verbundenen Lawinenniedergängen waren die Gefahren zu hoch. Trotzdem war das Unternehmen alpinistisch erfolgreich. Alle Teilnehmer (G. Furger, J. Hochstrasser, F. Müller, R. Spörry, R. Boutellier, F. Häfliger, G. Styger, M. Hurst und G. Benisowitsch) bestiegen mindestens einen der nachstehend aufgeführten Gipfel: T-Konka 6410 (mit extrem steiler Gipfelkalotte), Sunyat-Sen Konka Hauptgipfel 6884, Sunyat-Sen Konka Südgipfel 6600, Matsöko I 6150 (höchster Gipfel der Matsöko-Gruppe), Matsöko II 6100, Matsöko III 6100 (mit bis 80 Grad Eispassagen).

AS 4/82, S. 70

Pamir

Die Unternehmungen im sowjetischen Pamir, die vorwiegend touristischen Charakter haben, sind nicht mehr registrierbar.

Kongur, 7719 m

Der Kongur (Kongur Tagh) wurde am 12. 7. 1981 von einer britischen Expedition unter Christian Bonington erstbestiegen. Der Kongur ist der höchste Berg der Kaschgar-Kette im chinesischen Teil des Pamir. Mitglieder der Expedition waren Peter Boardman, Al Rouse und Joe Tasker; daneben gab es ein Team, das vor allem mit höhenmedizinischen Forschungen befaßt war.

BM 1/82, S. 52–53 (Fotos, Skizze)

Kongur Tiube, 7595 m

2. Besteigung am 18. 8. 81 durch die Japaner Yohichiro Yamaguchi und Koga Shigeyuki auf der chines.-russischen Route von 1956; 6 Hochlager.

AAJ 1982, S. 293–294

Mustagh Ata, 7546 m

3. Besteigung am 7. 8. 81 durch die Japaner Tadakiyo Sakahara und Kimiharu Matsui; Skibesteigung und Abfahrt.

4. Besteigung am 16. 9. 81 durch die Kanadier William Gallagher, Alan Morrow, Stephan Bezruckka und M. D. Anthony.

AAJ 1982, S. 294; Information des chinesischen Bergsteigerverbandes

Kaukasus

Die längst nicht mehr erfaßbaren Unternehmungen sowjetischer Alpinisten werden nach wie vor mit sehr viel künstlichem Aufwand ausgeführt. Ferner gibt es einen starken Trend zum Winterbergsteigen zu beobachten, auch von ausländischen Gruppen, vor allem tschechoslowakischen.

Kundfahrten und Expeditionen des DAV

Im Interesse der Übersichtlichkeit bringen wir hier eine tabellarische Aufstellung der DAV-Unternehmungen. Der Ausschuß für Auslandsberg-

fahrten hat folgende Unternehmungen für förderungswürdig erklärt und größtenteils aus dem Reinhold-von-Sydow-Stock bezuschußt:

Bezeichnung/Leiter	Teilnehmerzahl	Arbeitsgebiet	Ergebnisse
Allgäuer Makalu II Expedition Bernhard Günther, S. Allgäu-Kempton	4	Makalu II (7640 m) Barun Himal Nepal-Himalaya	Am Makalu II erreichte die Allgäuer Gruppe bei ihrem Anstieg über den NW-Grat eine Höhe von 7100 m, bevor sie wegen eines Wetterumschwungs zur Umkehr gezwungen wurde.
Ganesh III Expedition Dr. Hermann Warth, S. Augsburg	2 dt.	Ganesh III (7132 m) Ganesh Himal/ Nepal-Himalaya	Erfolgreich war Dr. H. Warth am Ganesh III, den er zusammen mit 3 Sherpa über den N-Grat der N-Wand besteigen konnte.

Bezeichnung/Leiter	Teilnehmerzahl	Arbeitsgebiet	Ergebnisse
Hochländer Kundfahrt Garhwal-Gongotri Otto Moser, s. Hochland	12	Karchakund (6632 m) Gangotri-Gruppe/ Garhwal-Himalaya	In der SO-Flanke des Karchakund gelangten die Hochländer bis zu einer Höhe von 6000 m, wo sie den Anstieg wegen Schlechtwettereinbruchs und akuter Lawinengefahr abbrechen mußten. Ein Teil der Gruppe bestieg den Kedernath Dome (6831 m).
Münchener Nun-Expedition Norbert Menzel, S. Oberland	6	Nun (7135 m) Nun-Kun-Gruppe Panjab-Himalaya	4 Teilnehmer der Münchener Nun-Expedition erreichten den Gipfel über den SW-Grat (Route der Erstbegeher). Die ursprüngliche Absicht einer Erstbegehung der Nun-W-Wand war wegen der herrschenden Verhältnisse und infolge Materialmangels geändert worden.
Nanga-Parbat-Expedition Dr. Herrligkoffer, S. München	13	Nanga-Parbat (8125 m) Nanga-Parbat-Gruppe/ Kashmir-Himalaya	Wegen schlechter Wetterverhältnisse wurde der ursprüngliche Plan der Herrligkoffer-Mannschaft, den Berg über den SO-Pfeiler der Rupal-Flanke zu ersteigen, aufgegeben. Der Besteigungsversuch auf dem Kinshofer-Weg blieb in 7500 m Höhe „im Schnee stecken“.
Franz.-Deutsch. K2-Expedition R. Karl/H.-M. Götz	2 dt.	K2 (8611 m) Baltoro Mustagh Karakorum-Himalaya	Auch das Vorhaben der Deutsch-französischen Expedition, am K2 die SW-Wand zum Abruzzengrat erstzubegehen, mußte wegen extrem schlechter und gefährlicher Verhältnisse in 7500 m Höhe aufgegeben werden.
Freudenstädter Karakorum Expedition Martin Albanus S. Freudenstadt	4	Saltoro Kangri II (7706 m) Saltoro-range/ Karakorum-Himalaya	Für das ursprüngliche Ziel Yukshin Garden Peak war von den Freudenstädtern keine Genehmigung zu erlangen, weshalb auf den Peak 35 (Saltoro Kangri N-Gipfel 7706 m) ausgewichen werden mußte. Nach Durchsteigung der S-Wand wurde die Unternehmung wegen Zeitmangel und wegen der wetterbedingten schlechten Verhältnisse abgebrochen.
Papua-New-Guinea Expedition Manfred Kugelmann, S. Gersthofen	6	Doma Peak (3592 m) Papua-New-Guinea	Nach Besteigung des Mount Wilhelm (4692 m) hat die Gersthofener Mannschaft den Doma Peak erstbestiegen. Der besondere Reiz dieser Kundfahrt lag weniger im alpinistischen Bereich, sondern vielmehr im An- und Rückmarschweg durch dichten Dschungel über steile Hänge mit riesigen Spalten, die dieses aus reinem Vulkangestein bestehende Bergmassiv kennzeichnen.
Bayer.-Salzburger Nordamerika-Expedition G. Fiedelius/ T. Strobl	2 dt.	Revelation Mountains Alaska Range	Der Bayerisch-Salzburger Nordamerika-Expedition gelangen in den Revelation-Mountains 6 Erstbesteigungen (Höhen zwischen 1900 m und 2470 m) mit Klettereien um den III. und IV. Schwierigkeitsgrad. Hinzu kam eine Skiüberschreitung des Mt. McKinley mit Besteigung des N- und S-Gipfels.
Oberbayerische Anden-Expedition Georg Seifried, S. Peißenberg	5	Vinchurara-Gebiet der Cordillera Real	Die Oberbayerische Anden-Expedition unternahm vom Lago Jankho Kkota bzw. von der Laguna Morokho aus über 40 Touren (Höhe der Gipfel zwischen 5200 m und 6100 m), darunter waren 30 Erstbesteigungen.
Süddeutsche Anden-Expedition Udo Knittel, S. Garmisch-Partenkirchen	3	Ojos del Salado Südwand (6863 m) Grenzkammgebiet Argentinien-Chile	Der Süddeutschen Anden-Expedition gelang die Besteigung des Ojos del Salado über die S-Wand und damit – auf neuer Route – die 10. Besteigung dieses Berges.

Von jedem Unternehmen befindet sich im IBA eine ausführliche Dokumentation.

Des Menschen Seele
gleicht dem Wasser.
Vom Himmel kommt es,
zum Himmel steigt es,
und wieder nieder
zur Erde muß es,
ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
steilen Felswand
der reine Strahl,
dann stäubt er lieblich
in Wolkenwellen
zum glatten Fels,
und leicht empfangen,
wallt er verschleiernd,
leisrauschend
zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
dem Sturz entgegen,
schäumt er unmutig
stufenweise
zum Abgrund.

Im flachen Bette
schleicht er das Wiesental hin,
und in dem glatten See
weiden ihr Antlitz
alle Gestirne.

Wind ist der Welle
lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
wie gleichst du dem Wind!

Johann Wolfgang von Goethe

*Rechts: Der
Staubbach-Wasserfall,
der Goethe zu dem Gedicht:
„Gesang der Geister über
den Wassern“ (oben)
angeregt hat.
Foto: Löbl-Schreyer*



Goethes Wanderungen in den Schweizer Alpen

Zur 150. Wiederkehr des Todestages am 22. März 1832

Hans Fuchs

Der „Wanderer“, wie Goethe sich selbst nannte und von Freunden genannt wurde, schreibt:

„Zu Fuß zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste.“
Brief aus Leuk, 10.11.1779

„Sonnenschein. Wilder Stieg das erste Tal hinauf. Großer Anblick des Rhönegletschers. Zweite Stunde leidlicher Stieg. Viel Schnee. Dritte Stunde aufwärts beschwerlicher. Am Kreuz (auf dem Paß) wechselnde Wolken. Sonne wie Mond. Stöberwetter. Abwärts weit tieferer Schnee. Abends 5 in Realp.“

Von Oberwald über den Furkapaß (2431 m) nach Realp.
Tagebuch, 12. 11. 1779

„Viel Bewegung nach der alten und neuen Religion, das ist mit Reiten und Laufen“ (d. i. Wandern).

Brief, September 1779

„Die Schlittschuhe sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl.“

Brief, Dezember 1775

„Eine sehr schöne Eisbahn bei dem herrlichen Wetter hat mich abgehalten, Ihnen diese Tage zu schreiben.“

Brief an Schiller, Dezember 1796

„Birschen auf Hermannstein und Gabelbach“ (bei Ilmenau).

Tagebuch, 9. 5. 1776

„Gelesen, gefochten, geschossen.“

Brief, 4. 2. 1777

„Abends anfangen schwimmen im Floßgraben.“ „Früh im großen Fluß geschwommen.“

Tagebuch, 7. und 8. 8. 1777

„Gestern war ich sechs Stunden zu Pferde, welches mir sehr wohl bekam.“

Brief, 28. 8. 1813 (mit 64 Jahren)



Goethe – Fragment
einer Tonbüste von M. G. Klauer
um 1790

Auch das ist Goethe: Wanderer, Bergsteiger, Reiter, Eisläufer, Jäger, Fechter, Schütze, Schwimmer.

Weimar; Goethe-
Nationalmuseum



Gewandert ist der Dichter bis in die letzten Tage seines Lebens. Mit 68 Jahren hat er seiner Schrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ das Motto vorgesetzt:

„Was ich nicht erlernt hab', das hab' ich erwandert.“ Er hat diesen Satz an dieser Stelle auf das Studium der Naturwissenschaften bezogen, auf das Erlernen und Erwandern seiner Kenntnisse, die er im Laufe eines langen und tätigen Lebens erworben hatte.

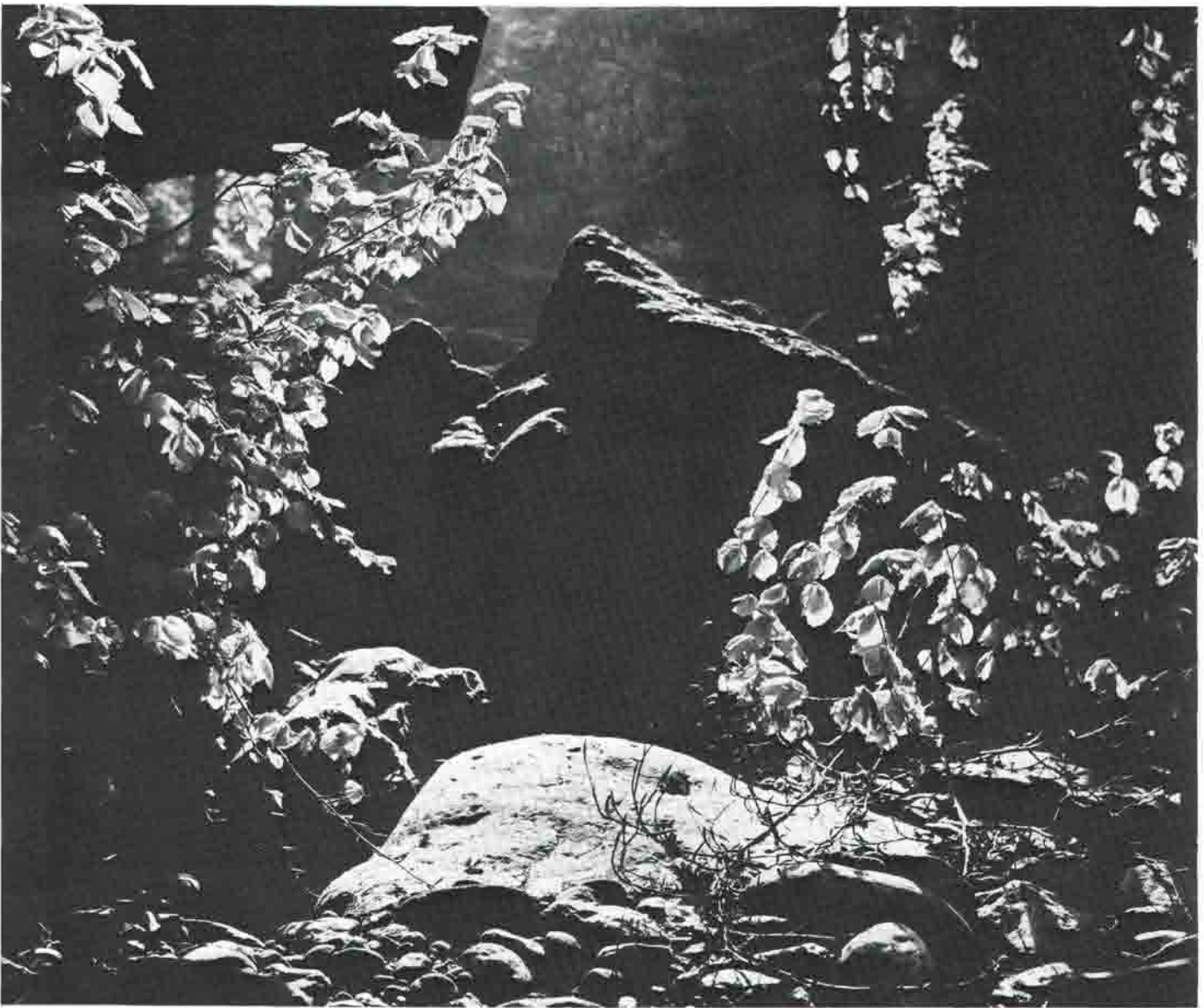
Das Wandern und Erwandern spielt aber im gesamten Leben Goethes eine entscheidende Rolle: es ist als ein innerer Drang anzusehen, der ihn zum „Wanderer“ gemacht hat. In einem Brief aus der Schweiz drückt er dieses Gefühl anschaulich aus, das ihn nicht nur in der Natur, sondern sogar bei einem Bild der Landschaft erfaßt: „Seh ich eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten.“

Aus diesem inneren Drang ist eine Lebenshaltung geworden. Wandern ist bei Goethe nicht nur eine körperliche Bewegung; es ist mehr als zu Fuß gehen, mehr als Wanderlust. Wandern schließt ein: Naturgefühl, Naturerlebnis.

„Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, läßt der alte Goethe seine Weltsicht Lynkeus dem Türmer (Faust II) sagen. Und vergessen wir nicht: Goethe war ein Augen- und Sinnenmensch. „Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte.“

So ist Wandern untrennbar verbunden mit der Betrachtung der Natur und – bei zunehmendem Alter – mit der Erforschung der Natur.

Schon als Kind streifte Goethe in der Vaterstadt Frankfurt am Main umher. Erst mit 15 Jahren – das war auch die Zeit, in der er Fechten und Reiten lernte – kam er in die Wälder der Umgebung Frankfurts, „ins Gebirge“ (Taunus, Feldberg 880 m), ja bis Wiesbaden und Mainz am Rhein, immerhin schon 30 km von Frankfurt entfernt. Als Student in Leipzig – wegen seiner „Galanterie“ Klein-Paris genannt – machte er Spaziergänge und Ausflüge in die Umgebung der Stadt. Nach einem Blutsturz mußte er „gleichsam als ein Schiffbrüchiger“ nach Frankfurt zurückkehren. Es quälte ihn die Befürchtung, die Schwindsucht zu haben. Fast eineinhalb Jahre dauerte die körperliche und seelische Gesundung.



In Straßburg, wohin Goethe 1770/71 zur Beendigung seiner juristischen Studien geht, wird geistig und körperlich ein neuer Mensch geboren. Seine Äußerungen werden lebensfroh und selbstsicher. Er wandert mit Freunden im Elsaß oft und weit zu Fuß oder zu Pferd, ausgerüstet nur mit Mantel, Schreibzeug und Fernrohr oder einer Decke hinter dem Sattel. Das Naturgefühl, das sich früh in Leipziger Gedichten angekündigt hat, bricht in Straßburg voll durch: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ singt er im „Mailied“, der Krone der Straßburger Dichtung. Und im selben Lied schwingt der Herzenston der Liebe – mit der Natur verglichen – zu Friederike Brion:

„O Lieb, o Liebe!
So golden schön
wie Morgenwolken
auf jenen Höhn!“

Frühlinghafte Natur und jünglinghafte Liebe strömen ineinander.
1771 – 22 Jahre alt – kehrte Goethe als Doctor juris in seine

Vaterstadt zurück und führte in den folgenden vier Jahren nur 28 Prozesse in der Kanzlei seines Vaters, der mehr arbeitete als der Sohn. Er wurde der „Wanderer“ genannt und nannte sich auch selbst so: „Der Wanderer war nun endlich gesünder und froher nach Hause gelangt“, schreibt er Jahrzehnte später in seiner Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“. Naturliebe, Jugendkraft und Unrast trieben den Stürmer und Dränger hinaus auf die Landstraßen am Main. „Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben (Loblieder), wovon noch eine, unter dem Titel ‚Wanderers Sturmlied‘, übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte.“ Häufig wanderte Goethe zu Fuß von Frankfurt zu Freunden nach Darmstadt (25 km) oder nach Homburg und an den Rhein, ja sogar von Homburg nach Darmstadt (45 km) mit Mittagspause in Frankfurt. Auch in Wetzlar, wo er einige Monate am Reichskammergericht praktizierte, wanderte er viel, oft bis nach Gießen und an den Rhein.



Goethe 1774/75:
Radierung nach einer
Zeichnung Schmolls

Erste Schweizer Reise (1775)

Als Goethe zu seiner ersten Schweizer Reise aufbrach, war er noch keine 26 Jahre und doch schon ein berühmter Dichter. Durch sein Drama „Götz von Berlichingen“ (1773) und den Briefroman „Die Leiden des jungen Werthers“ (1774) war er zum Abgott der jungen Generation geworden. Er dichtet nicht nur, er musiziert, er zeichnet, er malt, er ätzt in Kupfer. Sein Vaterhaus in Frankfurt wurde zum Wallfahrtsort aller „Genies“; so nannten sich damals die jungen Künstler, die in ihren Werken die Natur, das Gefühl, die Phantasie und die Leidenschaft verherrlichten. Goethe unternahm „Geniefahrten“, das waren nichts anderes als Wanderungen und Besuchsfahrten, fand überall neue Freunde und bezauberte sie durch sein Wesen.

Im letzten Frankfurter Jahr, 1775, lernte er die 16jährige Lili Schönemann kennen und verlobte sich sogar mit ihr. Es wurde eine quälende, beunruhigende Liebe. Wie so oft im späteren Leben versuchte er sich durch eine Trennung über seine Gefühle klar zu werden. Als die beiden Grafen Stolberg nach Frankfurt kamen und ihn einluden, an ihrer Schweizer Reise teilzunehmen, entschloß er sich schnell. Ohne Abschied reiste Goethe mit ihnen im Mai 1775 ab.

Es ist eine Flucht aus den Zwängen der Stadt und der Liebe in die heilende Natur. Schon zwei Tage später schrieb Stolberg: er ist ein „wilder, unbändiger, aber sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. In Frankfurt haben wir uns alle Werthers Uniform machen lassen, einen blauen Rock mit gelber Weste und Hosen; runde graue Hüte haben wir dazu.“

Über Karlsruhe und Straßburg gings durch den Schwarzwald nach Schaffhausen, wo Goethe zum ersten Mal den „schaumstürmenden Sturz des gewaltigen Rheins“ bewundert.

Auf dem Züricher See entsteht das Gedicht „Auf dem See“, das den schwankenden Seelenzustand des Dichters spiegelt. Wie der Kahn in der Welle des Wassers, so fühlt sich seine Seele in der Natur „so hold und gut“ geborgen. Die Erinnerung an die ferne Lili taucht auf.

„Weg du Traum! so Gold du bist;
hier auch Lieb und Leben ist.“

Mit einem Ruck reißt er sich von der Geliebten los, das Erlebnis der Natur ist stärker und verdrängt den „Traum“.

In Zürich hatte Goethe seinen „jungen Freund Passavant“ aus Frankfurt getroffen, der seit einiger Zeit in der Schweiz lebte. Kaum hatten sie sich begrüßt, als dieser vorschlug, die kleinen Kantone zu besuchen, die er schon durchwandert hatte. Passavant wußte Goethe „um so eher in die Gebirge zu locken, als ich selbst entschieden geneigt war,... diese längst ersehnte Wanderung zu vollbringen“, schreibt Goethe rückblickend. Am Vierwaldstätter See bestiegen die beiden den Aussichtsberg Rigi (1798 m), der heute von Zahnrad- und Seilbahnen eingekreist ist.





Der Eindruck wird festgehalten: „Rigi bestiegen, ½8 (Uhr) bei der Mutter Gottes zum Schnee. 3 Wirtsh. 5 Kap(elle) im Kloster. Im Ochsen (übernachtet). 18. (Juni) Sonntags früh gezeichnet vom Ochsen aus. Um zwölf nach dem Kalten Bad oder 3 Schwestern Brunn. Dann die Höhe ¼3 Uhr in Wolken und Nebel rings die Herrlichkeit der Welt. 8 Uhr (am Abend) wieder zurück. Vor der Ochsen Türe gebackener Fisch und Eier. Das Glockengebimmel (.) des Wasserfalls Rauschen (.) der Brunnröhre Plätschern (.) Waldhorn.“ So jagt die Sprache des Stürmers und Drängers dahin: Beistriche fehlen, manches muß man sich hinzudenken, manchmal auch den Sinn deuten.

Weiter geht die Wanderung mit Passavant nach Altdorf; in Amsteg wird rasch ein Bad in der kalten, tosenden Reuß genommen; die Teufelsbrücke in der wilden Schöllenschlucht zeichnet Goethe; und nach dem Urner Loch ist er angenehm überrascht, in welchem grünendem Tal Andermatt (1444 m) liegt. Über Hospenthal (1484 m) steigen die beiden im „steinichten“ Reußtal hinauf zum Gotthard (2108 m), der Wasserscheide von fünf jungen Flüssen (Reuß, Tessin, Rhône, Rhein, Aare) und zugleich kürzester Verbindung durch die Alpen nach Italien. Auf Saumwegen – die alte Gotthardstraße wurde erst um 1820 gebaut – betritt Goethe zum ersten Mal das Hochgebirge, die Landschaft der Alpen.

„Schnee nackter Fels und Moos und Sturmwind und Wolken das Gerausch des Wasserfalls der Saumrosse Klingeln. Öde wie im

Tale des Todes – mit Gebeinen besäet Nebel See. Das mag das Drachental genannt werden.“

Im Hospiz der Kapuziner wird übernachtet. Am nächsten Morgen findet sich Goethe „in engen, von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen“, die Gipfel ringsum sind tausend Meter höher, der Paß erweist sich als Felsental von einer Stunde Länge.

Vor ihm liegt der Süden, er hört den Wunsch des Vaters, endlich die Bildungsreise nach dem Süden zu machen (so wie dieser selbst eine gemacht hatte), das Bild Lilis taucht auf, der Gefährte drängt nach dem Süden.

Goethe zeichnet den „Scheideblick nach Italien vom Gotthard, 22. Juni 1775“ und – kehrt um!

Ende Juli war der Dichter wieder in Frankfurt, im September wurde das Verlöbniß mit Lili gelöst, und am 7. November 1775 traf er mit der Postkutsche in Weimar ein, als Gast des Herzogs, und blieb sein Leben lang dort.

Goethe war einer, nicht der erste, der deutschen Dichter, die in die Eidgenossenschaft gepilgert waren. Er war aber der erste, der in die Berge stieg und auf den Gotthardpaß wanderte, der damals – fast bis zur Erstbesteigung des Montblanc 1786 – seltsamerweise als die „oberste Spitze Europas“ und als „Gipfel der Alpenwägnisse“ galt. Bergsteigen hieß damals Jochwandern. Die hohen Gipfel – Montblanc und Jungfrau, Großglockner und Großvenediger, Ortler und Marmolata – und auch die schwierigen Spitzen waren 1775 alle noch unerstiegen.

Zweite Schweizer Reise (1779)

Gegen den Rat seines Vaters, der von Fürstengunst nicht viel hielt, hatte der junge Goethe die Einladung des Herzogs Karl August angenommen. Weimar war damals eine kleine Residenz, hatte 6000 Einwohner, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach zählten nur 90 000 Untertanen. Von der Weimarer Gesellschaft wurde Goethe als Dichter des „Götz“ und des „Werther“ begeistert aufgenommen. Welchen Eindruck er gemacht hat, erkennen wir aus einem Gedicht Wielands. Dieser, 16 Jahre älter als Goethe, war als Dichter seinerzeit ebenso berühmt wie Lessing, Herder und Klopstock.

„Mit einem schwarzen Augenpaar, zaubernden Augen voll Götterblicken, gleich mächtig, zu töten und zu entzücken, so trat er unter uns, herrlich und hehr, ein echter Geisterkönig, daher!“

Der begabte junge Herzog, selbst ein Stürmer und Dränger, mit 18 Jahren großjährig gesprochen und Herrscher geworden, und der nur um acht Jahre ältere Goethe fühlten sich gegenseitig angezogen. Zwischen dem Fürsten- und dem Bürgersohn entwickelte sich schnell eine Freundschaft, die – trotz mancher Belastung und Trübung – ein Leben lang hielt. Der Herzog suchte, nach einer allzu behüteten Jugend, ein Leben in der Natur; er wanderte – wie Goethe – gerne zu Fuß oder zu Pferd, war aber auch für die Kunst empfänglich. Goethe gab einen munteren Gesellschafter bei Festen und Gelagen, beim Eislaufen und bei Schlittenfahrten. Er nahm jedoch ebenso die täglichen Pflichten der Ämter sehr ernst, stieg in vier Jahren vom Gast über den Legationsrat zum Geheimen Rat auf: das war die höchste Stufe, die damals ein Bürgersohn in Deutschland erreichen konnte. Und 1782 wurde er von Josef II., dem Sohn Maria Theresias, geadelt.

Die zweite Schweizer Reise mit dem Herzog Karl August, dem Oberforstmeister von Wedel und fünf Bedienten dauerte vier Monate: vom September 1779 bis Jänner 1780. Sie fiel also in den Spätherbst und in den Winter. Pferde wurden mitgenommen, denn große Teile des Weges sollten geritten werden. Ursprünglich war eine Reise an den Rhein geplant, und die Entscheidung, in die Schweiz zu reisen, soll erst in Frankfurt gefallen sein.

Nach einem Aufenthalt bei den Eltern, die er vier Jahre nicht gesehen hatte, ging die Reise über Sesenheim, Straßburg, Basel, Bieler- und Neuenburger See und Bern nach Thun. Dort bot sich ein Bürgersohn namens Peter Kocher an, sie zu begleiten. Mit einem Leiterwägelchen führen sie nach Lauterbrunnen. Damit beginnen am 9. Oktober die Wanderungen und Touren in den Schweizer Alpen. Sie bewundern den berühmten Staubachfall, der über eine 300 Meter hohe Felswand in die Tiefe stürzt und übernachten im Pfarrhaus. Das dichterische Denkmal dieser Tage ist die Ode „Gesang der Geister über den Wassern“. Die Mitte des Gedichts ist ein malerisch geschautes Bild des Wasserfalles. Anfang und Ende geben ein Sinnbild für das Leben des Menschen. Der ewige Wechsel der Seele zwischen Himmel und Erde, zwischen hohem Ideal und irdischem Getriebe gleicht dem Wasser. Das Schicksal aber, das ins Leben des Menschen eingreift, gleicht dem Wind.

Tags darauf wandert die ganze Gesellschaft zwischen den steilen, bis zu 500 Meter hohen Kalkwänden im Tal der Weißen Lutschine bergauf. Langsam tauchen die Gipfel auf: Mönch, „Jungfrauhorn“, Breithorn. Von Wedel und ein Kammerdiener leiden an Schwindel und steigen ab. Am Oberen Steinberg (1769) liegt der einmalige Berg- und Gletscherkranz des Lauterbrunnentales vor ihnen. Nach einer lustigen Rast mit Essen und

Seite 175:
Goethe 1779
nach einer
Kreidezeichnung
von Heinrich Lips

Reproduktion:
Österreichische
National-
bibliothek

Rechts:
Eiger, Mönch
und Jungfrau
(von links)

Foto:
Löbl-Schreyer





Trinken steigen sie weiter und kommen zum Tschingelgletscher. Dort „machten (sie) Torheiten, Steine abzuwälzen.“ Sie gelangen bis zum Oberhornsee in der Felsmulde zwischen Tschingel- und Breithorngletscher (2065 m). Um drei Uhr steigen sie ab. „Es ward wolkig, regnete brav; wir hörten oft Gletscherprall, sahen auch einen.“ Nach drei Stunden, die Nacht bricht schon herein, erreichen sie das Pfarrhaus.

Am nächsten Tag fahren sie ins Tal der Schwarzen Lütchine nach Grindelwald (1034 m) und wandern noch die halbe Stunde an den unteren Gletscher zu der „herrlichen Eishöhle, woraus das Eiswasser seinen Ablauf hat, und suchten Erdbeeren in dem Hölzchen, das gleich daneben steht.“

Am letzten Tag ihrer Bergfahrt in diesem Gebiet brechen sie um 7 Uhr früh auf und wandern über die Große Scheidegg (1961 m) ins Hasli-Tal (Aare). Sie haben die Eisriesen des Berner Oberlandes gesehen, alle noch unerstiegen – Mönch, Jungfrau, Breithorn, Eiger, Wetterhorn – und sind an den Gletschern gestanden. „Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe“, schreibt Goethe. „Wäre ich allein gewesen, ich wäre höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich tun, was mäßig ist.“

Über den Briener See, Interlaken, den Thuner See, Bern und Murten führt die Reise wieder zurück zum Neuenburger und Genfer See und dann in das Jura-Gebirge. Sie reiten durch das unvergleichlich schöne Orbe-Tal auf einer Strecke von 30 km vom Lac de Rousses bis zum Lac de Joux und wieder zurück. Sie besteigen zwei der höchsten Gipfel, im NO den Dent du Vaulion (1487 m) und im SO La Dôle (1677 m), und blicken auf die Berge rund um den Genfer See und im Hintergrund auf den Montblanc, die Gipfel des Wallis und des Berner Oberlandes. Auf dieser Fahrt wurde viel von den „Merkwürdigkeiten der Savoyer Eisgebirge“ gesprochen. In Genf erkundigen sie sich bei dem Naturforscher de Saussure (1740–1799); er hat als einer der ersten die Schönheit der Berge gepriesen, sie erforscht und auch bestiegen; und acht Jahre nach Goethes Besuch (1787) hat er als

Zweiter unter Führung des Erstersteigers Balmat den Montblanc bezwungen. Saussure versichert, daß die Tour nach Chamonix auch jetzt noch, es ist Anfang November, zu machen sei und gibt ihnen verschiedene Ratschläge.

Mit einem Wagen fährt die Gesellschaft im Arve-Tal flußaufwärts bis Cluses. Am nächsten Tag lassen sich Goethe und der Herzog drei Stunden durch die Tropfsteinhöhle von Balme führen, dann fahren sie mit einer Kutsche 16 km bis Sallanches (554 m) und schließlich wandern sie 25 km zu Fuß bis Chamonix (1037 m). Das Gepäck trägt ein Maulesel. Noch am Abend schreibt Goethe: „Es wurde dunkler, die Sterne gingen nacheinander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge ein Licht, das wir nicht erklären konnten, hell, ohne Glanz, wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lang unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, wie eine Pyramide, von einem innern, geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanneswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war.“

Tags darauf steigen der Herzog und Goethe mit zwei einheimischen Führern die rund 900 Meter zum Montenvers hinauf. Die prachtvolle Aussicht von dort galt schon damals als Sehenswürdigkeit. Der höchste Berg Europas, erst sieben Jahre später erstmals erstiegen, ragt vor ihnen auf, ebenso die bizarre Gestalt der Aiguille du Dru. Sie steigen zum Eismeer (Mer de Glace) hinab und betreten den Gletscher. Sie fühlen sich auf dem „schlüpfrigen Boden“ ohne Fußeisen und beschlagene Schuhe unsicher. Sie steigen wieder ins Tal und gehen zeitig zu Bett.

Sie haben sich entschlossen, nicht zurück nach Genf zu wandern, sondern – geleitet von einem Führer und das Gepäck auf einem Maultier – über den Col de Balme (2204 m) ins Wallis vorzudringen. Sie folgen dem Tal der Arve fast bis zu ihrem Ursprung und müssen, zeitweise im Nebel, 1200 Meter bis zur Paßhöhe überwinden. „Von allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immerzu vermehren und aufzutürmen scheinen, so standen wir auf der Grenze von Savoyen und Wallis“. Von dort kommen einige „Contrebandiers“ (Schmuggler) mit Mauleseln herauf und erschrecken, weil sie zu dieser Jahreszeit hier niemand vermuten; sie schießen einmal in die Luft. Als sie den Führer erkennen, ziehen sie vorbei. Über Trient und den Col de la Forglaz (1527 m) erreichen sie „Martignach“ (Martigny, 475 m) im Rhônental. Ein alter Grieben-Führer rechnet für diesen Übergang 8½ Stunden. Und noch einmal staunen wir. Goethe will wieder auf den Gotthard. Es wäre das Einfachste, von Martigny die 50 km bis Montreux zu reisen, dann im Wagen nach Osten zu fahren und von Andermatt auf den Gotthard zu wandern. Die Fahrt 50 km nördlich wäre kaum länger als die 140 km im langen Rhônental, wozu dann noch 30 km bis Hospenthal kommen. Und dazwischen liegt der Furkapaß (2431 m), 200 Meter höher als der Col de Balme! Und das Mitte November! Trotzdem entschließen sich der Herzog und Goethe für diese Route. Im Rhônental wird zuerst geritten, dann zu Fuß gewandert, wobei das Gepäck wieder von einem Maultier getragen wird. In Oberwald (1370 m) im obersten Tal fragen sie, ob

Fotos:
H. Steinbichler

Einheimische sie über den Furka bringen können. „Es melden sich zwei Burschen wie Rosse. Um 10 Uhr ab. Sonnenschein, Wilder Stieg das Tal hinauf. Großer Anblick des Rhönegletschers. Zweite Stunde leidlicher Stieg, viel Schnee. Dritte Stunde aufwärts beschwerlicher. Am Kreuz (Paßhöhe, Grenze zwischen Wallis und Uri) wechselnde Wolken, Sonne wie Mond. Stöberwetter. Lappländische Ansichten. Grauen der unfruchtbaren Täler. Abwärts weit tieferer Schnee.“ Die zwei Führer spuren, der Herzog, Goethe und der Jäger folgen. Nach neun Stunden sind sie in Realp (1538 m). Bei den Kapuzinern übernachteten sie. Am 13. November steht Goethe zum zweiten Mal auf dem Gotthard, aber nicht im Juni wie 1775, sondern Mitte November. „Hier oben ist alles Schnee, seit gestern früh elf Uhr haben wir keinen Baum gesehen. Es ist grimmig kalt, Himmel und Wolken rein wie Saphir und Kristall. Der Neumond ist untergegangen mit seltsamem Lichte auf dem Schnee. Wir stecken im Hause beim Ofen“, schreibt Goethe in einem Brief. „Auch jetzt reizt mich Italien nicht.“

Im Hospiz übernachteten sie. Bevor sie am 14. November absteigen, schlagen sie sich „Nägel unter die Schuhe“, weil es sich auch noch für den Weg bergab lohnt. Um 9 Uhr verlassen sie den Paß und wandern in einem Gewaltmarsch von neuen Stunden bis Steeg. Dann ging es über Aldorf nach Zürich, wo wieder – wie 1775 – Freund Lavater besucht wurde.

Den Rheinfall bei Schaffhausen wollte Goethe dem Herzog zeigen. Sie ließen sich mit zwei zusammengebundenen Schiffen bis zum Mittelfelsen des Falles führen, stiegen aus und kletterten an diesem Felsen bis zur Hälfte empor. Lange betrachteten sie dann vom Schiff den Fall von unten: „so gesehen, war er überwältigend!“ Und sie hatten Glück: die Sonne schien auch noch durch die Wasserstrahlen. Am nächsten Tag begaben sie sich noch

einmal zum Rheinfall. „Immer glaubt man, er wäre stärker als gestern.“

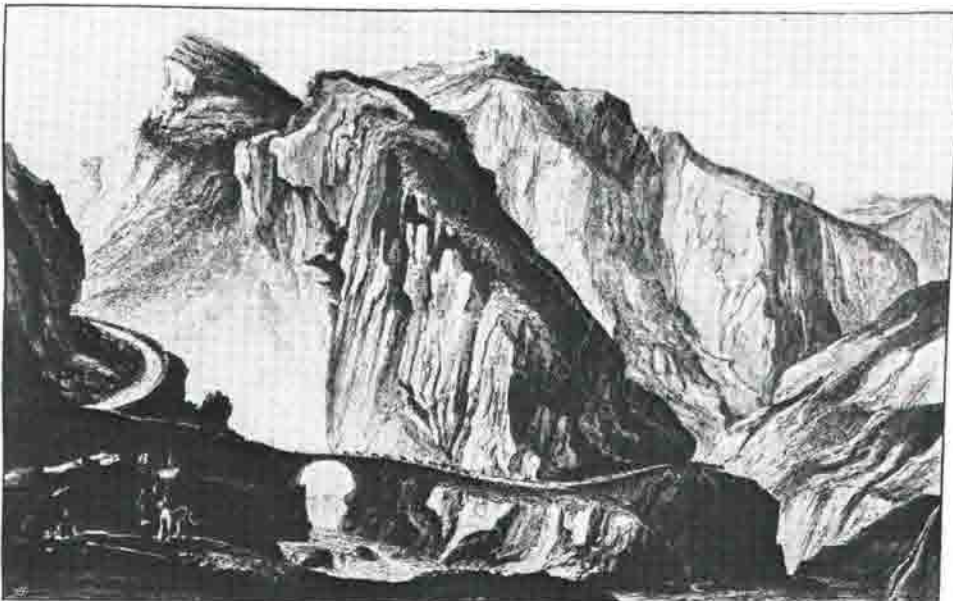
Die Heimreise führte die beiden Freunde nach Stuttgart, wo sie am 14. Dezember als Gäste der Schlußfeier der Herzoglichen Militärakademie beiwohnten. Dabei erhielt der 20jährige Friedrich Schiller, dessen „Räuber“ schon weitgehend verfaßt, doch ungedruckt waren, aus der Hand des württembergischen Herzogs Karl Eugen drei Preise. Als er sie entgegennahm, stand er vor dem Dichter des „Götz“ und des „Werther“, der kaum zehn Jahre älter war. „Wie gern hätte ich mich ihm bemerkbar gemacht!“ bekannte Schiller später.

Erst Mitte Jänner 1780 traf die ganze Reisegesellschaft nach vier Monaten wieder in Weimar ein. Am Hof waren „alle herzlich froh“, daß die Reise Goethes mit dem regierenden Herzog gut ausgegangen war.

Waren es bei der ersten Schweizer Reise elf Tage, die Goethe auf Wanderungen und bei Besteigungen (Rigi, Gotthardpaß) zugebracht hatte, so waren es 1779 rund fünf Wochen, in denen er große Teile der Schweizer Bergwelt kennengelernt hatte: das Lauterbrunnental, die Riesen des Berner Oberlandes, das Jura-Gebirge, die „Savoyischen Eisgebirge“, den Übergang über den Col de Balme ins Wallis, das Rhönetal von Martigny bis zum Ursprung, den Furkapaß (mit 2431 m die höchste Stelle) und wieder den Gotthard. Und alle diese Fußwanderungen wurden in einer dafür wenig geeigneten Jahreszeit gemacht, im Oktober und November, als schon viel Schnee gefallen war. Wie Goethe selbst diese Touren eingeschätzt hat, erkennen wir aus seiner Äußerung, „daß es wohl der Mühe wert war, die Berghöhen zu erklettern, diese Täler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen.“ Und er bekennt: „Ich habe die Furka, den St. Gotthard bestiegen! Diese erhabenen, unvergleichlichen Naturszenen werden immer vor meinem Geiste stehen.“ Der Dreißigjährige rechnet diese Zeit „unter die glücklichste meines Lebens“.

Die Teufels-
brücke auf dem
St. Gotthard;
Darstellung aus
der Zeit Goethes

Reproduktion:
Österr.
Nationalbibliothek





Dritte Schweizer Reise (1797)

Siebzehn Jahre waren seit der zweiten Reise vergangen. Goethe war nun 48 Jahre alt und weilte seit 22 Jahren in Weimar, das seine zweite Heimat geworden war. Nach der Italienischen Reise (1786–88) hatte er sich weitgehend von den Amtspflichten im Herzogtum befreien lassen. Die klassischen Dramen „Egmont“, „Iphigenie auf Tauris“ und „Torquato Tasso“ waren erschienen und die „Faust“-Dichtung war bis zum Fragment gediehen.

Was aber für die dritte Reise und seine Wanderung zum Gotthard am wichtigsten war: Goethe hatte sich seit 1780 eingehend mit den Naturwissenschaften befaßt. Er hatte sich den „mineralogischen Wissenschaften... mit einer völligen Leidenschaft ergeben“; er hatte Anatomie betrieben, und es war ihm die Entdeckung des Zwischenkieferknochens geglückt; er hatte botanische Studien gemacht und an einer „Gebirgs-Lehre“ gearbeitet; er hatte sich mit Optik, Akustik und der Farbenlehre beschäftigt. Daraus ergab sich eine ganz andere, neue Einstellung zur Natur. Am 30. Juli 1797 reiste Goethe mit seinem Schreiber Geist von Weimar ab. Nach einem dreiwöchigen Besuch in Frankfurt, wo er seine Mutter zum letzten Mal sah (sein Vater war schon 1782 gestorben), ging es über Darmstadt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen wieder nach Schaffhausen. Zweimal fuhr der Dichter am 18. September zum Rheinfall: am Morgen und am Nachmittag; und er verweilte dort viele Stunden.

Hatte er bei früheren Besuchen den „Sturz des gewaltigen Rheins“ bewundert und das Schauspiel der Natur auf sich wirken lassen, so versucht er nun, einerseits Worte zu finden für das, was wir sehen, andererseits mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Das erste erprobt er, indem er eine „Beschreibung des Wasserfalls“ gibt sowie „erregte Ideen“, „Beobachtungen und Betrachtungen“ festhält. Das zweite prüft er an einer Verszeile aus Schillers Ballade „Der Taucher“, die eben erst in diesem Jahr entstanden war. „Der Vers legitimiert sich: Es waltet und siedet und brauset und zischt.“ Am Rheinfall prüft er also den sprachlichen Ausdruck Schillers.

Über Zürich reiste Goethe nach Stäfa (am Nordufer des Züricher Sees). Dort besuchte er den Schweizer Maler und Kunstschriftsteller Heinrich Meyer (1760–1832), den er in Rom kennengelernt hatte und der seit 1791 sein Hausgenosse und „Kunstberater“ war. Mit ihm wollte er noch einmal auf den Gotthard wandern. „... kaum waren wir zusammen hier angelangt,... als die nahen Gebirge mir eine gewisse Unruhe gaben und das schöne Wetter den Wunsch unterhielt, mich ihnen zu nähern, ja sie zu besteigen“, schreibt Goethe – nach der Wanderfahrt – in einem Brief an Schiller. Ende September darf man sich nicht mehr viel Zeit lassen, in die Berge zu gehen; der Dichter hat ja seine Erfahrungen!

Am 28. September fahren Goethe, Meyer und der Schreiber mit dem Schiff von Stäfa über den Züricher See nach Richterswil und wandern dann nach Einsiedeln. Weiter geht es – wie 1775 – über Schwyz, Altdorf, Wassen, Göschenen, durch die Schöllenschlucht mit der Teufelsbrücke, das Urner Loch und Andermatt nach Hospenthal. Und am 3. Oktober steigt Goethe zum dritten Mal den Gotthard hinauf. „Glimmerschiefer mit vielem und schö-



nem Quarz. Den ersten Schnee neben uns. Schöner, breiter, gleichförmiger Wasserfall, Glimmerschieferplatten stürzen gegen den Berg ein, über die denn das Wasser hinüberströmen muß. Schöne Sonne. Kahles, leeres Tal, abhängige abgewitterte Seiten. Ungeheure, ganz glatte Wände des blättrigen Granites. Große Massen, Platten und Blöcke desselben Gesteines. Wasserfall. Ganz heiterer Himmel. Wir nahten uns nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmersand, Schnee. Alles quillt um einen herum. Seen.“

So sieht nun (der Mineraloge und Geologe) Goethe das „Drachental“ von 1775. Er klopfte auch da und dort Stücke ab, um „selten schöne Sachen“ nach Weimar zu bringen. Beim Einpacken in Stäfa werden sie ihm fast zuviel!

„Ich war ein anderer Mensch geworden, und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen“, erkennt Goethe selbst. Auf dem Gotthard hielten sie sich nicht lange auf. Um halb neun waren sie von Hospenthal aufgebrochen, 2½ Stunden muß man bis zum Paß rechnen. Also werden sie gegen 11 Uhr oben gewesen sein. „Nach Tische gingen wir wieder herunter und waren so leicht und bald in Hospenthal, daß wir uns verwunderten und der Bergluft diese Wirkung zuschrieben.“ Zu Fuß wird wieder zurückgewandert durch die Schöllenschlucht über Altdorf, dann über Stanz, Küßnacht, Zug, Horgen; nach elf Tagen sind sie wieder in Stäfa. An den Herzog schreibt Goethe: „Tausendmal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten“ (1779 vom Furka kommend,

Folgende Doppelseite: Das Lauterbrunnental – kolorierter Stich von Kaspar Wolff aus dem Werk „Vues remarquables des montagnes de la Suisse avec leur description“. Erschienen ist das Werk 1776 – also zwischen der ersten und zweiten Schweizer Reise Goethes.

von Hospenthal auf den Paß und dann nach Zürich etwa auf dem gleichen Weg).

Am 21. Oktober reisten Goethe und Freund Meyer von Stäfa ab. Über Zürich ging es wieder nach Schaffhausen und zum Rheinfall. Die Heimreise über Tübingen, Stuttgart, Nürnberg nach Weimar dauerte fast vier Wochen. Wie immer auf allen Reisen Goethes – das sei hier nachgetragen – wurden Freunde und Bekannte besucht, Dichter, Maier und Forscher, oft auch Einheimische, die ihm Ratschläge für die Reise gaben, weiters (selbstverständlich) Kunststätten und -sammlungen, Bibliotheken und Sehenswürdigkeiten.

Was hatte sich Goethe von der Reise und der Gotthardwanderung erwartet und wovon berichtet er?

Auch mit 48 Jahren wird der Dichter beim Anblick der nahen Gebirge von der alten Wanderlust ergriffen. Er möchte die „großen Naturszenen“ um den Vierwaldstätter See „wieder zum Anschauen bringen“. Er betrachtet den „Glanz der Wolken über dem Ende des (Zürcher) Sees“, die „Berge von Glarus, die übereinander greifenden Vorgebirge“, „anmutige, nicht allzu steile Matten mit schönen Bäumen und Büschen umgeben“ am Urner See, immer wieder Wasserfälle und Nebelgebilde. „Schatten der Berggipfel in den Wolken“, „Wolken auf den Bergen in Klippenform“ und den ersten Schnee.

Es wäre also falsch, wenn wir glaubten, der naturfühlige Künstler wäre vom Naturforscher vollkommen verdrängt worden. Es wohnen eben jetzt zwei Seelen in einer Brust.

Wir haben noch einen Beweis dafür: diese dritte Reise bringt eine große dichterische Anregung, nämlich die Idee zu einem Tell-Epos. Goethe hatte die Örtlichkeiten der Tellsage nun wiedergesehen und einen mächtigen Eindruck davon erhalten. Er liest die „Schweizer Chronik wegen der Tellischen Geschichte“ und redet mit Meyer über die Behandlung des Stoffes. Nach der Heimkehr wurde der Plan wiederholt mit Schiller besprochen. Schließlich trat Goethe den Stoff an Schiller ab, der dann den Freiheitskampf der Schweizer in einem volkstümlichen Schauspiel verewigt hat. Wenn Schiller die Landschaft und die Berge um den Vierwaldstätter See im „Wilhelm Tell“ so meisterhaft darstellt, dann haben – wie wir aus den Gesprächen Eckermanns mit Goethe wissen – die schriftlichen und noch mehr die mündlichen Schilderungen Goethes (neben Schillers sorgfältigem Quellenstudium) einen wesentlichen Anteil. Goethes Gotthard-Wanderungen klingen uns im Ohr, wenn Schiller den Weg zum Gotthard beschreibt, auch wenn er nur wenige Ortsnamen (Reuß, Gotthard) nennt: „die Brücke, welche stäubet“ ist natürlich die Teufelsbrücke, das „Felsentor“ das Urner Loch und das „heitre Tal der Freude“ das freundliche Urserental mit Andermatt.

Wanderer und Bergsteiger Goethe

Die drei Reisen Goethes in die Schweizer Alpen bilden das Kernstück seiner Touren im Hochgebirge. Sie zeigen, wie ausdauernd und hoch hinauf, auch zu schlechten Jahreszeiten, der Dichter gewandert ist. Sie beweisen, daß man ihn einen Bergsteiger nennen darf, natürlich in den Grenzen seiner Zeit: ohne

Schutzhütten, ohne heutiges Wegnetz, ohne heutige Ausrüstung usw. Gewandert ist Goethe sein Leben lang. Das hat mit 15 Jahren in Frankfurt begonnen, ist in Leipzig fortgesetzt worden und hat in den Straßburger und letzten Frankfurter Jahren einen Höhepunkt erreicht, wie schon eingangs geschildert wurde.

Nun ist noch kurz zu zeigen, daß Goethe auch zwischen den Schweizer Reisen und danach, bis ins hohe Alter gewandert ist. So ritt und fuhr er dreimal in den Harz. Im Dezember 1777 bestieg Goethe als erster die Kuppe des Brocken (1142 m) im Winter, die wegen des Nebels und des tiefen Schnees auch von Einheimischen noch nicht begangen war. „Schnee, eine Elte hoch, der aber trug. Ein Viertel nach eins droben. Heiterer, herrlicher Augenblick; die ganze Welt in Wolken und Nebel und oben alles heiter“, notierte er im Tagebuch. In den Septemberrn 1783 und 84 wiederholte er die Besteigung. Neben dem Gedicht „Harzreise im Winter“ fanden diese Touren später im „Faust“ (Walpurgisnacht) ihren dichterischen Niederschlag.

1785 benützte Goethe einen Aufenthalt im Fichtelgebirge, um auf den Ochsenkopf (1023 m) zu wandern.

In Italien bestieg er 1787 dreimal den Vesuv (1277 m), kletterte kaltblütig zwischen zwei Ausbrüchen an den Krater heran, um in die Tiefe des „Höllenstrudels“ zu schauen. In Rom erfuhr er übrigens die zweite Ersteigung des Montblanc durch Saussure und Balmat und teilte dies freudig seinem Freund Knebel mit.

Auf einer Reise mit dem Herzog ins Schlesische Feldlager im Jahre 1790 bestieg er im höchsten Teil der Sudeten, im Riesengebirge, die Schneekoppe (1603 m).

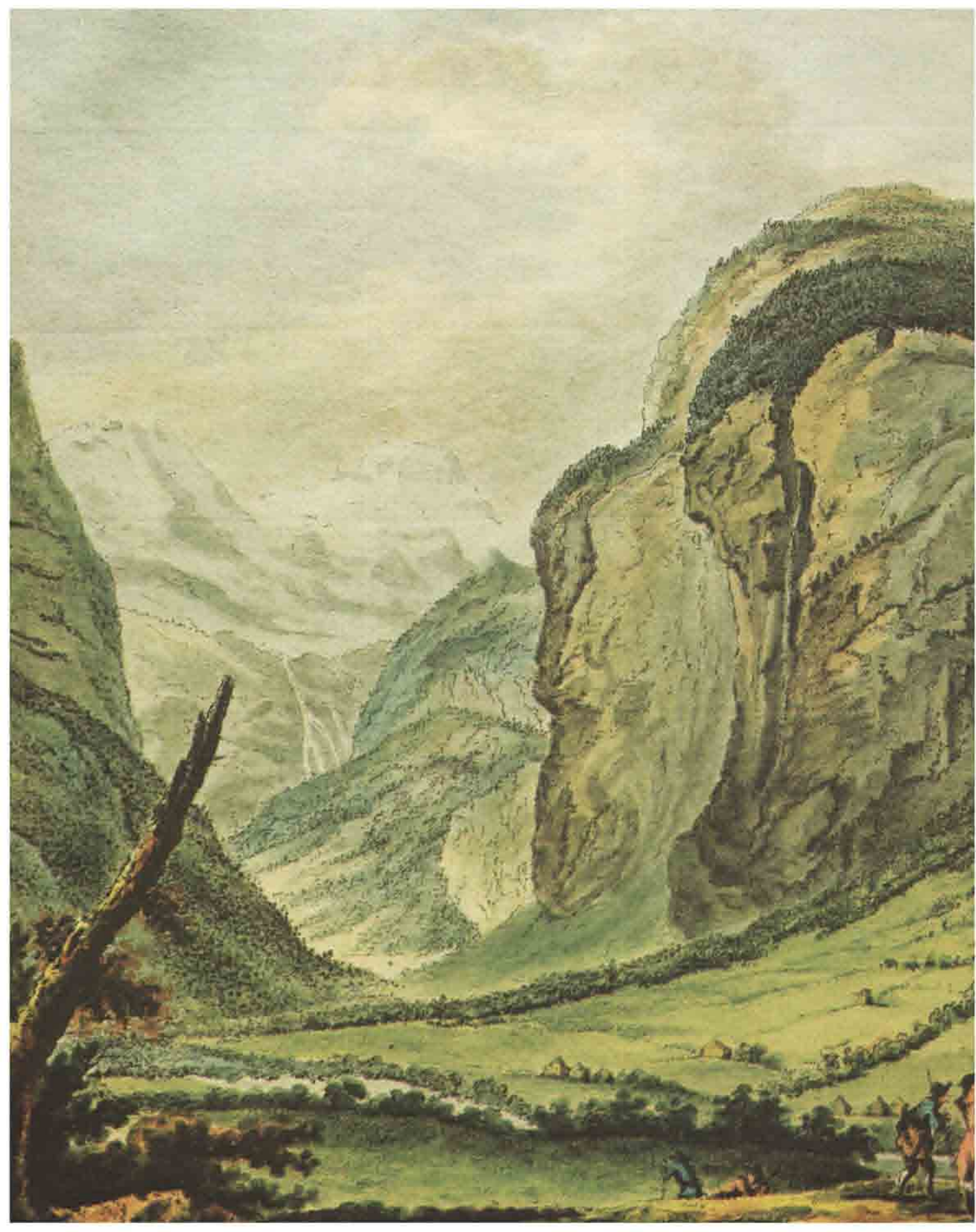
In den böhmischen Bädern, in denen er siebzehnmal weilte und insgesamt mehr als drei Jahre verbrachte, hat Goethe eine Unzahl von Ausflügen und Wanderungen – oft verbunden mit naturwissenschaftlichen Forschungen – gemacht.

Und daß der Dichter in Weimar seit seinem Eintreffen 1775 bis in die letzten Lebensjahre viel gewandert ist, wissen wir aus seinen sorgfältig geführten Tagebüchern.

Wie sah es mit dem *Klettern* aus?

Klettern ist natürlich nicht im heutigen Sinn gemeint, mit Seil, Haken, Kletterschuhen usw. Aus Tagebuchnotizen Goethes hat Carl Diem (Organisator der Olympischen Spiele 1936 in Berlin, 1947–62 Rektor der Sporthochschule in Köln) entnommen, daß wir uns Goethe um den Dreißiger als „übermütigen Kletterfreund“ vorstellen müssen. In Thüringens Bergen hat er viele Felsen erklettert und Schluchten begangen, was auch beim Jagen und Zeichnen oft nötig war. Und bei mineralogischen Forschungen waren Goethe „kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthisch genug“.

Bewegungsmäßig war Goethe ein Naturtalent: geschickt, trittsicher und mit einem hohen Gleichgewichtssinn begabt. Die fehlende Schwindelfreiheit hat er sich selbst anerzogen, indem er vom Turm des Straßburger Münsters immer wieder in die Tiefe blickte, bis er keine Angst mehr empfand. In den Bergen, auf hohen Gerüsten und Bauten befahl ihn später kein Schwindel mehr. Goethe hatte schon in der Jugend tanzen, fechten und reiten gelernt und mit etwa 23 Jahren Eislaufen. Mit 28 Jahren brachte er sich selbst das Schwimmen bei, und er war Jäger und





Felsklippen im Harz; links die Ziegenrückenklippe, Seite 183 oben der Treppenstein, die beide schon Goethe bestiegen hat.

Alle Fotos:
R. Goedeke



Schütze. Viele dieser Leibesübungen betrieb er Jahrzehnte mit großer Regelmäßigkeit.

Aus vielen Bemerkungen und Notizen spricht Goethes *Wanderlust und Bergfreude*. Wie wohl sich der Dichter im Freien und in den Bergen gefühlt hat – im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen –, sei an einigen Beispielen gezeigt. „Welcher entsetzliche Anblick, welche ungeheuerliche Höhe der Berge!“, schreibt Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), der Begründer der deutschen Kunstforschung der Antike, als er 1768 über den Brenner fährt.

Goethe dagegen schreibt während der Reise in die Schweiz 1779: „Wäre ich allein gewesen, ich wäre höher und tiefer gegangen.“ Und auf der Reise nach Italien 1786 notiert er, als er am Walchensee „den ersten beschneiten Gipfel“ erblickt: „Es war also der erste Schnee, den ich begrüßte!“ Goethes Hochgefühl in der Natur und in den Bergen beweisen zwei Äußerungen nach der zweiten Reise in die Schweiz: daß sie „wohl der Mühe wert war“ und daß er die Zeit „unter die glücklichste seines Lebens“ zählt.

Man fühlt sich fast in Menschen des 19. oder 20. Jahrhunderts versetzt, wenn man die Szene Wald und Höhle (Faust I) liest. Dort preist Faust im Selbstgespräch das Einswerden mit der Natur, den Zauber der Mondnacht und das Erwachen neuer Kräfte im eigenen Innern. Dann läßt Goethe Faust zu Mephisto sagen:

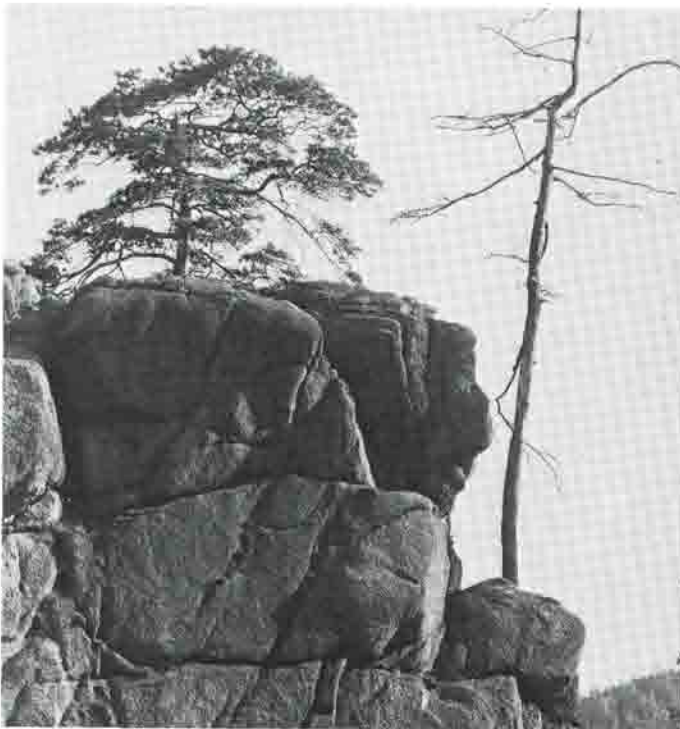
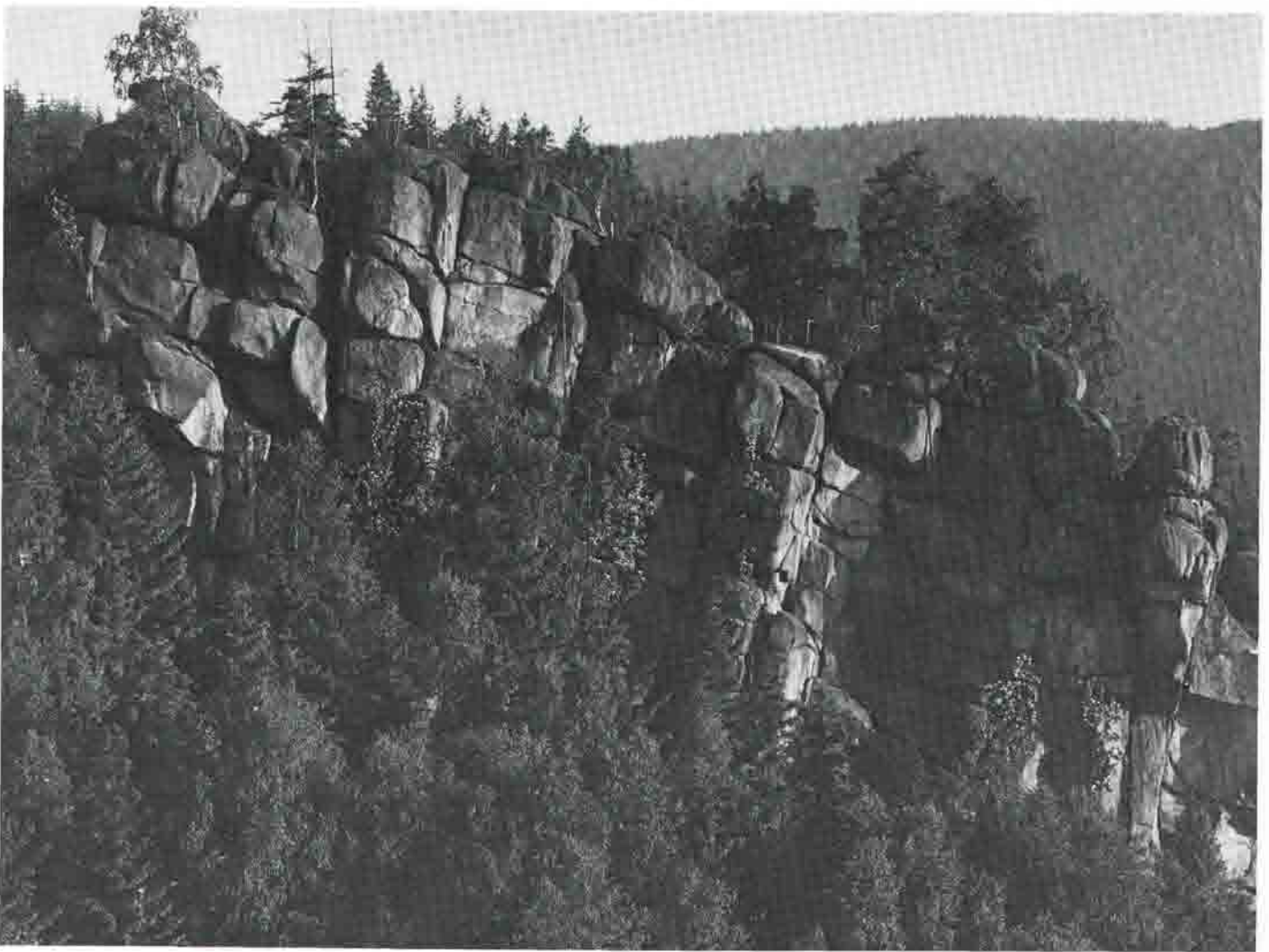
„Verstehst du, was für neue Lebenskraft
mir dieser Wandel in der Öde schafft.
Ja, würdest du es ahnen können,
du wärest Teufel genug, mein Glück mir nicht zu gönnen.“
Drauf spottet Mephisto:

„Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen,
und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
alle sechs Tagwerk' im Busen fühlen,
in stolzer Kraft ich weiß nicht was genießen...“.

An einer anderen Stelle (Faust II, Weitläufiger Saal) schaut Bergsteiger Goethe – Satyr voll Mitleid auf die Bewohner der Täler herab und bedauert ihr – angeblich – behagliches Leben:

„Und gemsenartig auf Bergeshöhn
belustigt er sich, umherzusehen.
In Freiheitsluft erquickt alsdann
verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
die tief in Tales Dampf und Rauch
behaglich meinen, die lebten auch,
da ihm doch rein und ungestört
die Welt dort oben allein gehört.“

Wandern und Bergsteigen waren für Goethe Zeit seines Lebens ein leibliches, seelisches und geistiges Bedürfnis und eine Lebenshaltung, die auch ihren Niederschlag in der Dichtung gefunden hat.



„...alles war naß. Man hat nachher (nach Werthers Freitod) den Hut auf einem Felsen, der an dem Abhänge des Hügels ins Tal sieht, gefunden, und es ist unbegreiflich, wie er ihn in einer finstren, feuchten Nacht, ohne zu stürzen erstiegen hat.“

*(Aus Goethe: „Die Leiden des jungen Werther“)
Daß das „Bewegungstalent“ Goethe den Reiz des Felskletterns gekannt hat, erwähnt Prof. Dr. Fuchs auf diesen Seiten. Verbieft ist, daß er z. B. den Treppenstein (oben) und die Ziegenrückenklippe (S. 182) erstiegen hat.*

Der Liebesroman „Werther“ ist auch eine Reaktion Goethes auf seine unglückliche Liebe zur Charlotte Buff. Daß er aber Werther beim Nachhauseweg vom letzten Besuch bei Lotte die gefährliche Kletterpartie auf einen Felsen unternehmen läßt, könnten vielleicht Experten, die sich gerne mit der Psyche der Kletterer befassen, als Indiz werten.

„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“

Rechts: „Verstehst du was für neue Lebenskraft mir dieser Wandel in der Öde schafft“
(siehe auch Seite 182)

Foto:
J. Winkler



„Den Wassersturz
das Felsenriff durch-
brausend,
ihn schau ich an
mit wachsendem
Entzücken“
(siehe auch S. 186)



Fotos: R. Lindner



*Links: „Kein Berg
zu hoch, kein Schacht
zu tief, kein Stollen
zu niedrig und
keine Höhle laby-
rinthisch genug“
(siehe Seite 179) –
„Elefantenohren“ in
einer Tropfstein-
höhle.*

*Foto:
G. Ginzel*

Goethes Schweizer Reisen und die Faust-Dichtung

„Diese erhabenen, unvergleichlichen, Naturszenen werden immer vor meinem Geiste stehen“, bekennt der Dichter nach der zweiten Reise in die Schweiz, die ihn am weitesten in die Alpen geführt hatte. Daß dieser Ausspruch nicht nur einer augenblicklichen Begeisterung entstammt, die bald vergessen war, erkennen wir, wenn sich Goethe Jahrzehnte danach (so 1817, 1821, 1827 und noch zehn Wochen vor seinem Tod) mit Zeichnungen, Aquarellen, Kupferstichen und Panoramen der Schweizer Alpen beschäftigt, sich an ihnen erfreut und sie Besuchern zeigt.

Auf eine Bemerkung Eckermanns im Jahre 1827, daß es ihm vorkomme, „als ob die in Terzinen geschriebene prächtige Beschreibung des Sonnenaufgangs in der ersten Szene vom zweiten Teile des ‚Faust‘ aus der Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldstätter Sees entstanden sein möchte“, hat Goethe geantwortet:

„Ich will es nicht leugnen, daß diese Anschauungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die frischen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der erwähnten Terzinen gar nicht denken können.“

Welch wichtige Stellung diese Szene in der Faust-Dichtung einnimmt, wird von dem bekannten Goethe-Forscher Reinhard Buchwald bestätigt, wenn er schreibt: diese Brücke zwischen dem ersten und zweiten Teil der Tragödie ist „psychologisch eine der entscheidenden Szenen der ganzen Dichtung und durch ihre ethische Grundauffassung neben den letzten Abschnitten der ‚Wahlverwandtschaften‘ das am tiefsten Aufregende und Umwälzende, was Goethe überhaupt hinterlassen hat.“

Faust – durch den Tod Gretchens zutiefst erschüttert und verzweifelt – wird nach einem heilenden Schlaf von Naturegeistern in eine anmutige Gebirgsgegend gebracht und soll dem „Tag“, d. h. dem Leben, und dem „heiligen Licht“, d. h. der Sonne, wiedergegeben werden. Der Ort, wo er Genesung finden soll, ist die *Natur*. „Die Erde hat mich wieder!“ ruft Faust im ersten Teil der Tragödie aus, nachdem ihn die Osterglocken vom Selbstmord abgehalten haben. Auch jetzt, am Anfang des zweiten Teiles, hat ihn die Erde wieder. Er begrüßt das „Regen“ und „Rühren“ der Natur als heilende Kräfte, der faustische Drang erwacht wieder in ihm, und er beschließt „zum höchsten Dasein immerfort zu streben.“¹⁾ Faust erlebt den Sonnenaufgang, wie ihn Goethe in den Schweizer Alpen und auch in Thüringen erlebt hat.

„Ein Paradies wird um mich her die Runde.
Hinaufgeschaut! – Der Berge Gipfelriesen

verkünden schon die feierlichste Stunde;
sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
das später sich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grünesenkten Wiesen
wird neuer Glanz und Deutlichkeit gesendet,
und stufenweis herab ist es gelungen –²⁾
sie tritt hervor! – und, leider schon geblendet,
kehr ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.“

Faust kann das „Flammenübermaß“ der Sonne nicht ertragen, er blickt wieder nach der Erde und wendet sich einem Wasserfall zu.

„So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
dann abertausend Strömen sich ergießend,
hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,
wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,³⁾
bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

Das Licht der Sonne, deren „Flammenübermaß“ Faust nicht erträgt, ist das Sinnbild des menschlichen Strebens nach Erkenntnis. Das war ja das Ziel, das Faust schon im Anfangsmomente (Faust I) ausgesprochen hat:

„Daß ich erkenne, was die Welt
im Innersten zusammenhält.“

Diese höchste Erkenntnis ist dem Menschen nicht erreichbar. Daher wendet sich Faust der Naturerscheinung des „bunten Bogens“ zu, der das Sonnenlicht gebrochen zeigt und – wie Goethe selbst sagt – „das menschliche Bestreben spiegelt.“

¹⁾ Das höchste Dasein – das sei hier vorweggenommen – faßt Faust am Ende seines Lebens mit folgenden Worten zusammen: „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn“ und „nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.“ Zwei Wörter wiederholen sich immer wieder: frei und tätig, wozu oft das „Bemühen“ kommt, ein Schlüsselwort Goethes ebenso wie das „Streben“.

²⁾ gelungen = gelangt

³⁾ Der bunte Bogen = der Regenbogen; Wechseldauer: die Wassertropfen wechseln, der Bogen dauert. Die Regenbogenfarben entstehen durch die Brechung der Sonnenstrahlen in den stürzenden Wassertropfen. Wir wissen, daß Goethe Regenbogen früh beobachtet, oft erwähnt und später zu ergründen versucht hat. Bunte Bogen bei Wasserfällen hat er vor allem bei vielen „Staubbächen“ in der Schweiz gesehen.

Bergfilm '82

Ein Gespräch mit Norman Dyhrenfurth,
Herbert Raditschnig und Gerhard Baur

von Michael Pause

Michael Pause: Der direkte Weg zum Film ist eher die Ausnahme von der Regel; viele Filmemacher oder auch Kameralleute sind aufgrund von Zufällen zu diesem Medium gekommen. Bei Bergfilmern müßten eigentlich alle Umwege und Zufälle im Bergsteigen zu suchen sein. Wie war das bei Ihnen, wie sind Sie zum Film gekommen?

Norman G. Dyhrenfurth: Ich bin schon sehr früh, durch meine Eltern, zum Film gekommen. Als sie 1934 ihre zweite internationale Expedition ins Karakorum durchführten, produzierten sie einen Spielfilm, um das Unternehmen überhaupt finanzieren zu können. Hauptkameramann war damals Richard Angst, und auch Hans Ertl war dabei. Nach Rückkehr der Expedition mußten im Winter 34/35 noch einige Szenen am Jungfrauoch nachgedreht werden, und da haben mich meine Eltern aus der Schule genommen, damit ich bei den Arbeiten assistieren konnte. Hans Ertl hat mich daraufhin nach Garmisch-Partenkirchen mitgenommen, wo wir einen Film über die Vorbereitungen für die Olympischen Winterspiele drehten. So habe ich angefangen. Ich ging dann in die USA, habe in New York an allen möglichen Filmen mitgearbeitet, wurde als Leiter der Film-Fakultät Professor an der Universität von Kalifornien. Das habe ich fünf Jahre mitgemacht, dann hatte ich genug vom akademischen Leben. 1952 drehte ich am Mt. Everest auf eine Einladung der Schweizer hin deren Expeditionsfilm, wobei das Material von mir und von André Roch von der ersten Schweizer Unternehmung gemeinsam verarbeitet wurde. Dieser Film hat dann beim Bergfilm-Festival in Trient den Großen Preis erhalten. Das war mein Weg zum Bergfilm. Allerdings möchte ich mich nicht als reinen Bergfilmer bezeichnen, ich habe ja auch an vielen anderen Filmen mitgewirkt.

Herbert Raditschnig: Bei der Frage, wie ich zum Film kam, fällt mir auf, daß ich jetzt genau 20 Jahre beim professionellen Film bin. Vorher war ich Heeresbergführer und Bergsteiger (Anmerkung M. P.: Zusammen mit Michel Vaucher durchstieg Herbert Raditschnig in den 50er Jahren die Dru-Westwand in zehneinhalb Stunden); bei den Expeditionen und den Touren in den Alpen habe ich immer viel fotografiert, auch Lichtbildervorträge gehalten, und habe mich auf diese Weise sozusagen bildmäßig ausgebildet. 1959 habe ich mit Hans Zach die Matterhorn-Nordwand durchstiegen – es war etwa die dreizehnte Begehung – und mit einer geliehenen 16-mm-Kamera einen Schwarz-Weiß-Film

gedreht, den ich an das Fernsehen verkaufen konnte. Das positive Echo hat mich damals sehr angeregt. Drei Jahre später brauchte ein Film-Unternehmen aus Wien, das für das Bundesheer einen Film im Gebirge drehte, übers Wochenende einen dritten Kameramann. Man hat mich dorthin beordert, mir eine 35-mm-Kamera in die Hand gedrückt, kurz erklärt, wie sie funktioniert, und die Aufnahmen sind tatsächlich ganz gut geworden; so gut jedenfalls, daß ich schon 14 Tage später ein Angebot dieser Firma erhielt, dort einzusteigen. Lockmittel war die garantierte professionelle Ausbildung. Seit 1964, als ich während der Olympischen Winterspiele in Innsbruck viele Kontakte zu ausländischen Produzenten und Filmleuten knüpfen konnte, drehe ich Filme rund um die Welt; am Anfang waren es vor allem Bergfilme, aber da habe ich schnell gemerkt, daß man davon allein schwer leben kann. Seit zehn bis zwölf Jahren drehe ich Filme jeder Art, von Zeit zu Zeit – wenn es sich gerade ergibt – auch einmal einen Bergfilm; das letzte Mal war das im vergangenen Jahr der Fall, als ich mit dem Regisseur Fred Zinnemann und mit Norman Dyhrenfurth in der Schweiz an dem Spielfilm „Fünf Tage im Sommer“ mitgearbeitet habe.

Gerhard Baur: Ich bin tatsächlich eher durch Zufall zum Bergfilm gekommen, als ich in den Schulferien Jürgen Gorter einmal beim Rucksack-Schleppen geholfen habe. Nach der Schule wußte ich nicht so genau, was ich eigentlich wollte, und habe zunächst einmal ein Ruhejahr eingelegt, oder besser gesagt, ein Bergsteiger-Gammeljahr. In dieser Zeit habe ich Lothar Brandler kennengelernt und ihm etwas geholfen, was mich das erste Mal in direkten Kontakt mit der Filmerei brachte. Da tauchten dann Überlegungen auf, ob das nicht ein Beruf für mich sein könnte, und so habe ich angefangen. Ich habe schnell gesehen, daß ich da meine – früher recht romantischen – Vorstellungen vom Leben im Gebirge verwirklichen kann, und im Lauf der Zeit hat die Arbeit einen festeren Rahmen bekommen. Ich hatte damals recht niedrige Ansprüche, und konnte fünf Jahre gut von der Filmerei leben.

Michael Pause: Nach Deiner Ansicht dürfte es ja den Bergfilm gar nicht geben, genausowenig wie Bergmalerei oder Bergliteratur...

Gerhard Baur: Ja, ja, denn ich rede ja auch nicht vom Wüstenfilm oder Meerfilm. Der Begriff „Bergfilm“ ist in den 30er Jahren entstanden, als das etwas ganz Neues war und viele Zuschauer begeistert hat. Nur: die allgemein gültigen Grundkriterien für Film,



*Untere Bildleiste:
„Windmacher“ (links),
Schauspieler (Mitte)
und Kameramann (rechts)
bei der Arbeit für
den Film „Umbra“
(= Schatten)*



Umбра

Ein Bergfilm – nicht Bergsteigerfilm – des Regisseurs Jörg Moser-Metius. Der Film erzählt die Geschichte eines Mannes, den eines Tages ein Licht von unwiderstehlicher Anziehungskraft in seinen Bann zieht. Über alle Hindernisse hinweg geht der Mann dem Licht entgegen. Endlich entdeckt er seine Quelle in Gestalt einer silbrig leuchtenden Blume auf der Spitze eines Berges... Im selben Augenblick aber, als der Mann nach der Blume greifen will, um sie zu pflücken, knickt sie um (Bild links). Das Licht verlöscht. Schatten kommen auf, die den Mann fortan verfolgen (Bild unten).



Alle Fotos:
J. Winkler

die sind beim Bergfilm genau dieselben wie in allen anderen Sparten.

Michael Pause: Wodurch definiert sich der Bergfilm: sind es überwiegend optische Momente oder ist es der Inhalt?

Norman G. Dyhrenfurth: Ein Bergfilm ist für mich ein Film, dessen Handlung zu einem großen Teil in den Bergen spielt, wo Bergsteigen ein Teil der Handlung ist. In meinen Augen ist es kein Bergfilm, wenn der Zuschauer ein Dorf in den Bergen sieht und die Bewohner ihre Spielhandlung haben; es muß schon ein Film sein, in dem Bergsteigen vorkommt.

Herbert Raditschnig: Ich stimme Norman völlig zu. Ein Bergfilm muß im Gebirge spielen und mit Bergsteigen etwas zu tun haben. Unsere Vorstellung vom Bergfilm setzt voraus, daß die Macher mit Alpinismus, Technik und Landschaft vertraut sind.

Michael Pause: In den ersten Bergfilmen konnten Produzenten und Regisseure noch auf Spielhandlungen bzw. auf jeglichen Handlungsablauf verzichten; das wurde dem Publikum – das nur wenig Verständnis für das Bergsteigen hatte – bald zu langweilig, und die Filme bekamen ihre „Story“ verpaßt. Die Bilder der Filme – von hervorragenden Kameralenten aufgenommen – waren weiterhin ausgezeichnet, Handlung und Aussage der Filme waren jedoch oft mit Pathos überfrachtet. Über diese „Schinken“ lacht man heute. Dennoch sieht man auch heute immer wieder Filme, die diese Grenze zum Pathetischen hin überschreiten. Muß das sein?

Norman G. Dyhrenfurth: Die Berge werden in diesen Filmen immer anthropomorphisch, also menschenähnlich, dargestellt: der Berg ist ein Feind, der Berg ruft, der Berg tobt... Die meisten von uns denken ganz anders: man kann den Berg nicht bezwingen oder besiegen; wenn man Glück hat, kann man ihn besteigen, man darf einmal für kurze Zeit oben sein; wenn wir wieder heruntersteigen, ist der Berg genauso da, nichts hat sich verändert. Nur: für Lieschen Müller muß der Berg halt bezwungen werden. Es gibt noch sehr viele Leute, vor allem im deutschen Sprachraum, die den Berg nur unter diesem Aspekt betrachten.

Gerhard Baur: Der Berg wird dabei überhöht, bekommt Leben eingehaucht, aber ich kann ihn nicht einfach dem Menschen überordnen. Im Bergfilm muß es um das Erlebnis des Menschen gehen, er muß sozusagen ein „Menschenfilm am Berg“ sein.

Michael Pause: Bei Deinem Eiger-Film – „Der Weg ist das Ziel – die Eiger-Nordwand-Tragödie 1936“ – spürt der Zuschauer deutlich, wie Du versucht hast, dieses pathetische Moment herauszuhalten. War das nicht – gerade bei diesem Thema – sehr schwierig?

Gerhard Baur: Mein Problem bestand von Anfang an darin, soviel wie möglich zurückzunehmen, weil die Geschichte selbst schon so tragisch ist. Alles, was da noch hineinkonstruiert worden wäre, wäre völlig widersinnig gewesen; das, was damals passiert ist, war eben sehr dramatisch. Genau daher kommt diese gefährliche Gratwanderung zwischen zuviel Dramatik und realistischer Darstellung; beides liegt manchmal sehr nahe beieinander.

Herbert Raditschnig: Man muß auch sehen, daß die Zeit, in der die alten „Schinken“ entstanden, eine ganz andere war als

unsere heutige. Deshalb ist die Darstellung des Berg-Dramas damals so romantisiert worden, im Unterschied zu unserer realistischen Betrachtungsweise. Mit den Zeiten haben sich die Auffassungen gewandelt und auch das Bergsteigen, und das zeigt sich in den heutigen Filmen. Jede Tätigkeit, deren Ausgang nicht bekannt oder garantiert ist – und dazu zählt mit Sicherheit das Bergsteigen – beinhaltet eine Grund-Dramaturgie. Dieses Drama versuchen die heutigen Filmemacher entsprechend herauszuarbeiten; manchmal wird es überzogen, manchmal unterspielt.

Man muß aufs Menschliche zurückgehen; die menschliche Dramatik bleibt immer dieselbe, gleichgültig ob Ehrgeiz, Wettbewerb, Liebe oder sonst etwas im Spiel ist. Darum und um nichts anderes geht es doch im Leben. Wenn man die Dramaturgie des Theaters hernimmt und auf das Bergsteigen umsetzt, dann stimmt das immer. Es ist ganz einfach: es muß ein Grund da sein, damit sich etwas abspielt, und dann verfolgt man diese Handlung zu ihrem Höhepunkt.

Früher dagegen wurde die gesamte Handlung so dramatisiert, daß alles unbekannt und geradezu göttergleich war, was sich in den Bergen abspielte. Wenn es auch heute das Gegenteil ist, wesentlich realistischer, will man doch die Dramaturgie so herausarbeiten, daß sie beiden Auffassungen gerecht wird: der Film soll einen Hauch Romantik spüren lassen, im dramatischen Ablauf jedoch einigermaßen der Realität entsprechen.

Norman G. Dyhrenfurth: In den alten Filmen hat man die Realität oft zugunsten optischer Effekte vollkommen über Bord geworfen. In den Fanck- und Trenker-Filmen war es grundsätzlich so, daß Rettungsmannschaften immer nachts unterwegs waren, immer in Gletscherbrüchen, und immer mit Fackeln; das wirkte dramatisch und war fotogen, aber völliger Unsinn. Nur: das Publikum hat das nie erfaßt; es dachte immer, so würde es wirklich gemacht.

Herbert Raditschnig: Das Problem ist eben, daß die große Masse der Menschen nicht in die Berge geht. Für den Produzenten stellt sich daher die Frage: Mache ich einen Film für einen kleinen Kreis, für Leute, die von sich aus schon großes Interesse am Alpinismus zeigen, oder mache ich einen Film für das breite Publikum. Die große Masse aber hat keinerlei Verständnis für die Motivationen der Bergsteiger, und die Bergsteiger lehnen es ab, von Filmleuten eine Motivation aufgesetzt zu bekommen. Die einen wollen einen ehrlichen, wirklichkeitsgetreuen Film machen oder sehen, die anderen wollen einen Film machen, den sie verkaufen können.

Michael Pause: Inhaltlich scheinen dem Bergfilm keine Grenzen gesetzt zu sein. Welche Entwicklungsmöglichkeiten bestehen im optischen Bereich?

Gerhard Baur: Im optischen Bereich läßt sich nichts Neues machen. Da haben auch schon die Fanck-Filme fast alle Möglichkeiten ausgenutzt. Bei optischen Experimenten besteht die Gefahr, daß man in Manierismen verfällt, die zum Thema überhaupt nicht passen.

Norman G. Dyhrenfurth: Im Bereich der Kameraführung habe ich einen großen Unterschied festgestellt zwischen reinen Bergfilmen und Spielfilmen, die in den Bergen gedreht wurden: bei

den besseren Bergfilmen sehe ich die Tendenz, sehr viel mit der Kamera zu arbeiten. Bei solchen Kamerafilmen bewegt sich die Kamera ständig, sie läuft mit, macht Schwenks, Weg- oder Zufahrten mit dem Teleobjektiv. Der Zuschauer paßt unentwegt auf die Kameraführung auf. Das ist das glatte Gegenteil von dem, was zum Beispiel ein Spielfilm-Regisseur wie Fred Zinnemann will. Er möchte, daß der Zuschauer gar nicht an die Kamera denkt. Bei dem Film „Fünf Tage im Sommer“ durften wir auch nicht scharf filmen, das heißt, wir verwendeten hinter der Optik immer ein Netz, das wie ein Weichzeichner wirkt. Aber das ist bei einem Spielfilm, wo der Berg nur Kulisse ist, eben anders.

Michael Pause: Unterscheidet sich der reine Bergfilm möglicherweise auch dadurch vom Spielfilm, daß man ihn eher in der Nähe des Kultur-, Natur- oder Dokumentarfilms sucht?

Norman G. Dyhrenfurth: Was heißt Dokumentarfilm? Schon durch die Wahl der Kameraposition, der Höhe des Stativs, durch die optischen Möglichkeiten habe ich ja einen gewissen Einfluß auf die Sehweise; wenn man nur die Kamera aufstellt und die davor ablaufende Handlung auf den Film bannt – das wäre rein dokumentarisch –, dann wäre das vollkommen uninteressant. Als Filmemacher muß man ja schon kreativ interpretieren und ändern.

Gerhard Baur: Natürlich ist jeder Film, den ich mache, etwas rein Subjektives. Die Objektivität, die man sich vom Dokumentarfilm erwartet, gibt es überhaupt nicht.

Herbert Raditschnig: Schon durch kleine Veränderungen mit der Kamera kann viel geschehen. Die zwei Augen des Menschen sehen jede Sache auf eine bestimmte Art. Man hat ein bestimmtes scharfes Blickfeld und ein Umfeld, das auch noch irgendwie mitlebt; in dem Augenblick aber, wo der Kameramann eine lange Linse, also ein Teleobjektiv, verwendet, ist er bereits in einer ganz anderen Welt, die die anderen Leute gar nicht mehr sehen können – und damit ist die Sache schon vollkommen subjektiv.

Michael Pause: Was die Kameraführung und den Schnitt betrifft, so ist beim Bergfilm-Festival in Trient heuer ein Film besonders aufgefallen, „Speleogenese“ von den Engländern Lindsay Dodd und Sid Perou; dieser 25minütige Streifen über Höhlen kam ohne eine einzige Silbe Kommentar aus. Ist das die Idealvorstellung, die man als Filmemacher von einem Naturfilm hat?

Gerhard Baur: Ja, in jedem Fall. Nach meiner Ansicht hat dieser Film fast das Ziel erreicht, das man anstreben sollte. Daß man gerade ein so schwieriges Thema wie Höhlen ohne Personen, nur durch die Darstellung von Wasser, Fels und Tropfen, Schnittrhythmus und Musik bewältigt hat, das war großartig. Ohne ein einziges wichtiges Wort hat der Film gezeigt, was eine Höhle ist. Der Kommentar ist ja nur eine Krücke; der Text – wie auch die Musik – müßte immer so passen, daß sich der Zuschauer nicht mehr daran erinnert. Film ist halt Bild, sonst ginge ich ja zum Rundfunk... Wenn die Musik ein Eigenleben führt, Bilder und Text jeweils auch noch, dann habe ich drei Einzelwerke, aber keinen Film. Ein Film spiegelt auch die Arbeitsweise wider, wo vom Regisseur und Kameramann bis zum Cutter

alle Beteiligten zu einem homogenen Team zusammenwachsen müssen; genauso müssen die drei Komponenten Bild, Geräusch und Text eine Einheit werden. Ein Projekt wie dieser textlose Höhlenfilm erfordert einen Riesenaufwand an hochqualifizierten Leuten, an Zeit und Arbeit, und damit an Geld. Genau aus diesem Grund gibt es so wenige solcher Filme. Das Fernsehen, für die meisten Filmemacher in Europa Hauptauftraggeber, muß eben wirtschaftlich arbeiten. Das bedeutet, daß man schnell arbeiten muß, und fehlende Bilder mit einem Kommentar ersetzt. Ein Punkt, den ich in diesem Zusammenhang für wichtig halte, ist das Verleih-System. Ich bin sicher, daß viele Filme auch wirtschaftlich ein Erfolg wären, wenn man die Absatzmöglichkeiten einmal anders durchdenken würde. Viele Bergsteiger würden Filme, die zufällig einmal im Fernsehen gesendet wurden – zu einer Zeit, in der diese Leute jedoch nie fernsehen – gerne anschauen. In einer Zeit, wo es die Möglichkeit gibt, Filme nicht nur im Abendkino zu vertreiben, sondern auch über Vereine und Sektionen, sollte der Alpenverein diese Chance nutzen. Zum einen unterstützt er damit die Filmemacher, zum anderen böte sich den Bergsteigern die Gelegenheit, ein breiteres Angebot an Bergfilmen zu sehen.

Michael Pause: In diesem Bereich dürfte der Video-Markt für Impulse sorgen.

Gerhard Baur: Der Video-Markt schafft das nur begrenzt. Da ist es dann auch nur wieder ein kleiner Kreis, der sich vor der Mattscheibe versammelt. In diesem Zusammenhang habe ich eine interessante Erfahrung gemacht: Filme, die ich zunächst im Fernsehen und später bei irgendeinem Vereinsabend innerhalb einer größeren Gruppe und auf einer Leinwand gesehen habe, haben plötzlich ganz anders gewirkt. Bilder mit eindrucksvoller Landschaft verlieren zuviel im Fernsehformat. Ich hoffe, daß man über die Möglichkeit von 16-mm-Vorführungen und dem Kino-Vorfilm-Programm zu einer gewissen Unabhängigkeit vom Fernsehen gelangt. Hier sehe ich die einzige Chance, daß der Bergfilm bei uns einen eigenen Weg gehen kann, da er sonst durch die genormte, schnelle Arbeit beim Fernsehen zu sehr eingeengt ist.

Michael Pause: Es war jetzt viel vom Geld die Sprache. Da sollte man doch einmal genaue Zahlen nennen, was so ein Film eigentlich kostet.

Gerhard Baur: Bei einem Fernsehfilm von 45 Minuten Dauer kann man von einem Durchschnittspreis – da ist die gesamte Fertigstellung eingerechnet – von 100 000 Mark ausgehen. Da ist es dann klar, daß ein Spielfilm, der weitreichendere Probleme mit sich bringt, schnell bei einer halben Million landet, wie zum Beispiel bei meinem Eiger-Film. Routinierte Filmemacher lächeln allerdings über solche Spottpreise. Kosten in Millionenhöhe schrecken natürlich viele Produzenten ab, da ein Bergfilm viel mehr Risiken birgt als ein Film, den man im Studio dreht. Das erklärt auch, warum der Bergfilm so schwerfällig vorankommt.

Michael Pause: Der personelle und technische und somit finanzielle Aufwand – vor allem bei Spielfilmen – ist enorm. Wie kann man sich da gegen die äußeren Einflüsse im Gebirge schützen?

Der Weg ist das Ziel...

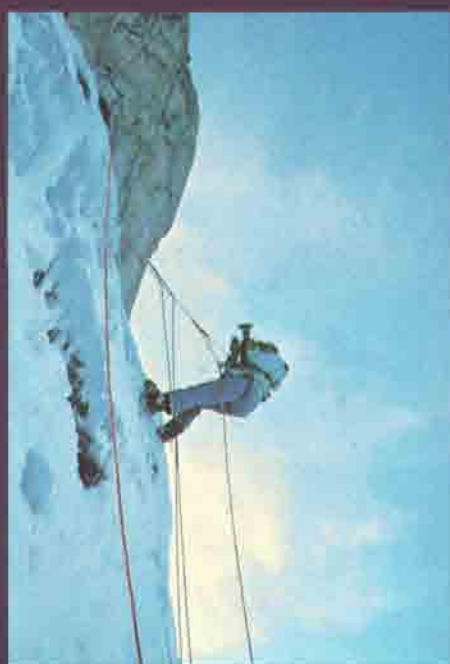
*...Das bekannte
Wort von Henry Hoek wählte
Gerd Baur als Titel für
seinen Bergfilm. Dieser zeigt
die dramatische Geschichte –
auch Vorgeschichte –
die zur Eigernordwand-
tragödie 1936 führte.
Beim gemeinsamen Versuch, die Wand
erstmalig zu durchsteigen,
kamen damals A. Hinterstoiber,
T. Kurz, E. Rainer
und W. Angerer ums Leben.*



*Oben links
und untere
Bildleiste:
Akteure und –
sportlich
nicht weniger
geforderte –
Kameraleute bei
Filmarbeiten
in der Eiger-
Nordwand.*



Einzel-Filmteam unter
der Eiger-Nordwand.
Unten: Die Filmseilschaft in der Wand.
Die Akteure tragen die historische Aus-
rüstung über einer modernen –
z. B. den Schiapphut über einem Helm



Alle Fotos:
G. Baur

Norman G. Dyhrenfurth: Bei einem Film wie „Fünf Tage im Sommer“ kostet ein Drehtag etwa 80 000 Dollar. Insgesamt arbeiteten ungefähr 250 Leute an dem Film mit. Da muß man natürlich zum Beispiel bei schlechtem Wetter immer eine Ausweichmöglichkeit haben. Wir hatten beispielsweise Atelier-Sets, so daß eines der beiden Aufnahmeteams dann Innenaufnahmen drehen konnte. Allerdings standen auch Schlechtwetter-Aufnahmen im Drehbuch; Fred Zinnemann wollte nicht ständig einen Postkarten-Himmel haben.

Michael Pause: Die Arbeitsbedingungen gestalten sich bei solchen Filmen, die in den Bergen gedreht werden, weitaus schwieriger als im Studio. Was die Kameraleute betrifft, so kann man sich ja die wenigen heraussuchen, die gewohnt sind, in diesem Gelände zu drehen; wie aber bewältigen die Schauspieler dieses Problem?

Norman G. Dyhrenfurth: Sämtliche an den Dreharbeiten beteiligten Mitarbeiter hatten vorher an einem Schnellkurs im Bergsteigen teilgenommen; dann hat es ganz gut geklappt. Was die Schauspieler betrifft, so können sie noch so gut sein, aber sie werden sich niemals wie ein Bergsteiger bewegen können, der diesen Sport schon jahrelang ausübt. Die schwierigen Klettersequenzen müssen also mit einem geübten Kletterer, sprich Double, gedreht werden.

Herbert Raditschnig: Ein routinierter Alpinist hat die geschmeidigen Bewegungen in Fleisch und Blut, er ist völlig natürlich und sicher, man spürt weder Angst noch große Vorsicht. Dagegen ist der Schauspieler von einer unbewußten Angst befallen, was dann auch seine Bewegungen verändert. Wenn ich beispielsweise mit einem Double eine schwierige Kletterpassage drehe, dann muß ich den Schauspieler in dieselbe Gegend bringen und Großaufnahmen machen vor dem gleichen Hintergrund; das paßt dann schon zusammen. Ich darf allerdings den Schauspieler nur bei solchen Stellen verwenden, wo er zum Stehen kommt, einen Standplatz erreicht, oder sonst eine Tätigkeit verrichtet, wo er sich nicht weiterbewegen muß.

Michael Pause: Beim Eigerfilm spielten nun keine Schauspieler, sondern reine Bergsteiger, die nie Schauspielunterricht erhalten hatten. War das ein Risiko?

Gerhard Baur: Es hängt vom Thema ab. Beim Eiger-Film wußte ich, daß der Schwerpunkt der Aufnahmen bei den dramatischen Geschehnissen in der Wand lag; in diesen Situationen ist dann jeder so beschäftigt gewesen, daß er auch realistisch gewirkt hat. Das war eine Erfahrung, die ich während der Arbeiten gemacht habe. Bei sensibleren Themen braucht man jedoch unbedingt Schauspieler wie bei großen Produktionen, und dann auch Doubles.

Michael Pause: Im ersten Teil unserer Unterhaltung sprachen wir auch schon am Rand die Symbolik in Bergfilmen an, wenn zum Beispiel der Berg in älteren Filmen das Böse oder den Feind schlechthin verkörperte. Welchen Stellenwert haben Symbole im modernen Bergfilm?

Gerhard Baur: Symbole sind in jedem Film wichtig, denn durch Bilder will ich etwas aussagen; im Film muß Symbolik enthalten

sein. Ob sie überhöht oder übertrieben ist, das ist eine andere Frage, nur muß ich mit möglichst einfachen Mitteln möglichst viel ausdrücken.

Herbert Raditschnig: Wenn man heute realistisch empfindenden Leuten gegenüber Symbolik anwendet, muß sie ganz unauffällig und raffiniert eingesetzt werden, darf sie kaum spürbar sein; sollte sie mehr im Unterbewußtsein wirken.

Michael Pause: Seit 1952 wird in Trient alljährlich das Internationale Festival für Berg- und Forschungsfilm veranstaltet. 1953 erhielt Norman G. Dyhrenfurth zusammen mit André Roch den großen Preis für den Everest-Film, 1976 Gerhard Baur für seinen Film über die deutsch-österreichische Kantsch-Expedition. Dreimal wurde Lothar Brandler mit diesem Preis ausgezeichnet. Wie wichtig ist dieses Festival für die Filmemacher? Bietet es mehr als Small-Talk?

Gerhard Baur: Ich messe dem Festival einen großen Stellenwert bei. Allerdings hoffe ich noch auf Verbesserungen in der Zukunft. Beim letzten Mal ist mir aufgefallen, daß man von seiten der Organisatoren mehr Möglichkeiten bieten sollte, damit sich die Filmemacher im Gespräch treffen können, und solche Kontakte nicht dem Zufall überlassen werden. In der Funktion als Gesprächsforum sehe ich für Trient die große Zukunftschance.

Norman G. Dyhrenfurth: Mich hat in Trient immer gestört, daß die Filme dort immer weniger nach ihrem künstlerischen Wert als vielmehr nach ihrem Inhalt bewertet wurden. Wenn zum Beispiel die Erstbegehung einer schwierigen Route gefilmt wurde, dann wird der Film in Trient aufgrund der alpinistischen Leistung beurteilt, und nicht aufgrund der filmischen. Das Wichtige bei einem Filmfestival sind aber die Filme!

Michael Pause: Obwohl bereits der Bergfilm eine untergeordnete Gruppe im großen Filmthemenkatalog ist, hat auch er noch seine Spezialgebiete: Kultur-, Landschafts-, Dokumentar-, Ski-, Kletter-, Spiel- und schließlich auch Expeditionsfilme. Kaum eine Expedition kann es sich leisten, nach ihrer Rückkehr nicht einen großen Film zu präsentieren; der Zuschauer ist in letzter Zeit damit überfüttert worden. Sind derartige Filme nicht oft ein Nebenprodukt bei den Unternehmen, deren Ziel es ja ist, den Gipfel zu erreichen?

Gerhard Baur: Diese Filme werden gedreht, weil Expeditionen viel Geld kosten, und das Fernsehen die Streifen manchmal für gutes Geld aufkauft. Außerdem beißt die Industrie eher an, wenn die Expeditionsleitung auf ein Filmprojekt verweisen kann. Neben der persönlichen Eitelkeit ist eben vorrangig das Geld im Spiel.

Norman G. Dyhrenfurth: Ich halte es für einen Unfug, daß so viele Expeditionsfilme von Amateuren gedreht werden. Man drückt einfach einem Mitglied der Mannschaft eine Kamera in die Hand und ein paar tausend Meter Material, und dann glaubt er, das Werkzeug zu besitzen, um einen guten Film zustande zu bringen; das ist Unsinn. Wenn man nicht Musiker ist, wird man sich auch nicht hinsetzen und eine Symphonie schreiben. Niemand sollte erwarten, daß irgendein guter Bergsteiger, nur weil er eine Filmkamera hat, auch einen guten Bergfilm machen kann. Zu einem guten Film gehört doch mehr.

Das Bergbild

Fotografie und Malerei im Gegeneinander und Füreinander

Helmuth Zebhauser

Die Fotografie hat seit ihrer Erfindung im Jahr 1839 die Malerei stets mal befruchtet und mal verscheucht. Und umgekehrt hat die Fotografie sich immer wieder von der Malerei anregen lassen und sich auch immer wieder weit von ihr entfernt.

Dieses Thema wäre eine große Untersuchung wert. Sie müßte über die Zeit der 160 Jahre Entwicklung Fotografie und insbesondere der letzten 100 Jahre Bergfotografie gehen.

Eine solche Untersuchung nähme viel Raum ein. Hier sind in einer kurzen Darstellung einige grundsätzliche Aspekte für ein solches Nachdenken beleuchtet.

„...in unnachahmlicher Treue“ schrieb Alexander v. Humboldt, als er seinen Eindruck von der neuen revolutionären Erfindung aus Frankreich an die Herzogin Friederike von Anhalt-Dessau berichtete. Er war fasziniert von der Erfindung des fotografischen Verfahrens durch Daguerre in Paris, nämlich, daß nun „...mit Hilfe der camera obscura und einer besonderen Art von Platten“ Bilder nach der Natur geschaffen werden konnten. Eine Veröffentlichung aller Einzelheiten dazu am 19. August 1839 in einer feierlichen Sitzung der Akademien der Wissenschaften und der Schönen Künste brachte Aufklärung über diese neue Methode: Eine versilberte Kupferplatte, wie man sie im Handel beziehen konnte, wurde mit Joddämpfen lichtempfindlich gemacht. Dadurch bildete sich auf der Platte eine Silberjodidschicht. Nach der Belichtung der Kamera wurde das latente Bild durch Quecksilberdampf entwickelt, der über einer Spirituslampe erwärmt wurde. Das Quecksilber schlug sich auf den belichteten Stellen der Silberjodidplatte nieder. Das Bild wurde in Natriumthiosulfat fixiert und in destilliertem Wasser gewässert.

Ich wiederhole diese Beschreibung deshalb so ausführlich, weil dadurch klar wird, wie schwierig und langwierig der Vorgang war, bis ein detailreiches positives Bild, das damals noch mit einer Glasplatte geschützt werden mußte, entstand. Das war keine bequem zu handhabende Sache. Man bedenke: Platten putzen, jodieren, belichten in der Camera obscura, quecksilbern, waschen und vergolden. Eine mehrseitige Beschreibung des Verfahrens mußte streng befolgt werden, bevor man das Bild in der Hand hatte.

Die Kamera selbst, d. h. der Apparat, war nicht viel anders, als die zu dieser Zeit schon altehrwürdige Camera obscura, nur daß sie eben ein Objektiv, d. h. eine geschliffene Linse anstatt eines

Loches hatte. Man benutzte einfache Kastenkameras mit Entfernungseinstellung durch Verschieben eines inneren Schubkastens, an dessen Ende sich eine Mattscheibe bzw. die Fotoplatte befand.

Daguerres Fürsprecher in Deutschland, Alexander v. Humboldt, schrieb einem der wichtigsten Maler der damaligen Zeit, dem Romantiker Karl Gustav Carus, also einem Freund Caspar David Friedrichs: Diese Erfindung ist jedenfalls eine „der freundlichsten und bewunderungswürdigsten Entdeckungen unserer Zeit“ und er preist „die schönsten Abstufungen der Halbschatten“.

Der Reiz, den die Wirklichkeitssuggestion der auf fotografischem Weg gewonnenen Bilder ausübte, wurde sehr genossen. Man übertrieb in der ersten Freude und meinte, die Fotos wären die Natur und der Gegenstand selbst, soweit dies im Bilde überhaupt möglich sei. Man war begeistert von den unendlich vielen Feinheiten und Nuancierungen, die dem unbewaffneten Auge des Malers und noch viel mehr dem Auge des nun so gemeinhin Schauenden entschlüpften. Der Reichtum an Einzelheiten und die Möglichkeit, irgendeine Situation in der Ruhe genau studieren zu können, waren das Wichtige. Man wagte sogar, von großer Wahrheit der Wiedergabe zu sprechen. In Wirklichkeit meinte man aber nur den Detailreichtum.

Einige Maler lehnten sich zunächst an diesen Detailreichtum an. Sie versuchten dieselbe Feinstruktur durch Details, wie sie in Fotos auftraten, nun auch in Gemälden niederzuschreiben. Die fotografische Präzision in der Detailwiedergabe entsprach der in der Malerei zum Ausdruck kommenden „Naheinstellung“ gegenüber der Wirklichkeit. Und das Kunstblatt der Zeit meinte, daß nun „gewisse Ansprüche der Kunst in einem hohen Grade“ durch die Fotografie erfüllt wären.

Die Malerei stand damals an der Schwelle zu einem tiefgreifenden Realismus. Es waren Bilder gewünscht, die möglichst genauer Ausdruck eines bürgerlichen Weltverständnisses waren. Die Welt wurde aus dem nahen alltäglichen Lebenszusammenhang des Menschen heraus erlebt, und so begann man die Umwelt aus ihren Ausschnitten zu verstehen. Dieser gesellschaftlichen und ästhetischen Einstellung kamen die Möglichkeiten der Fotografie entgegen.

„Den Fluß der Zeit zu unterbrechen“

Fotorealistische
Schauspieler

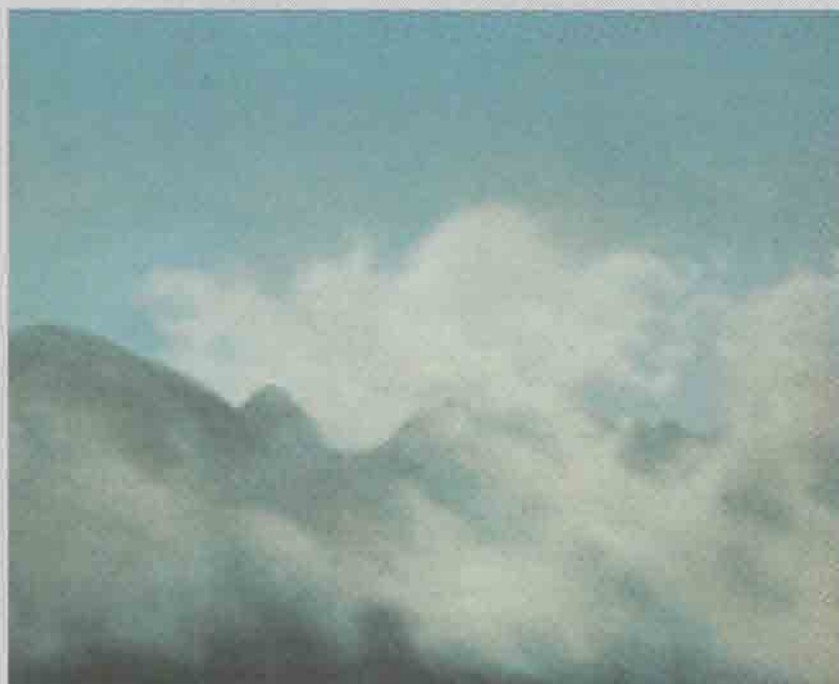
*E. T. Compton
Überwindung
einer Grat-
wächte*





Oben:
Rudi Leitner: Schneereste

Links:
Aldo Canins:
Wolkenumspielter Grat



*R. Leitner und A. Canins
waren auch an der Ausstellung
„Berge '81“ beteiligt*

Aber die Technik der Fotografie blieb bis in die 80er Jahre hinein kompliziert und konnte nur von Berufsfotografen ausgeübt werden. Die Vorgänge waren langsam. Fotografierte Ansichten von Gegenden, also auch von Gebirge, waren noch lange nicht von jedermann herzustellen. Zeichnen dagegen konnte noch jedermann. Damit war aber auch das Auge von Herrn und Frau Jedermann noch auf den zeichnerischen Stil gemünzt.

Franziska Möllinger, die Schweizer Fotografin, ließ eine fotografische Ansicht des Thuner Schlosses aus dem Jahre 1874 schon auf lithografischem Weg vervielfältigen. Da schien der neuen Möglichkeit ein Weg in die Alpenlandschaft bereitet. Aber das war nur ein Einzelfall.

Ein entscheidendes Moment der frühen Fotografie war, daß Motive nur mit langen Belichtungszeiten, also im Zustand der absoluten Unbewegtheit, aufgenommen werden konnten. Man war auch auf helles und ruhiges Licht angewiesen. Ein bedeckter Himmel, diffuses Licht oder schnell ziehende Wolken machten Außenaufnahmen unmöglich. Was wir heute so schätzen, diese Stille auf den Bildern der frühen Fotografie, auf denen das atmosphärische und biologische Leben verbannt zu sein scheint, war damals als Mangel empfunden. Die überscharfe Deutlichkeit wurde bald als starre Zuständlichkeit verstanden. Man spürte, daß diese Darstellungsweise den Bild- und Sehgewohnheiten des Menschen entgegenstand.

Selbst die Malerei der Biedermeierzeit, die sich auf den Ausschnitt und die Stille fixierte, wollte die Dinge nicht so sehr aus dem Raum-Zeit-Kontinuum genommen wissen. Sie wollte schon wahrhaftig wiedergeben. Die Biedermeier-Maler vermieden zwar die atmosphärische Bewegung, die Dinge sollten im klaren Licht so erscheinen, wie sie sind. Sie wurden gerne in ein unbewegliches Bild gebannt. Doch blieb ein Unterschied zur Fotografie. Dies war eine Seite.

Andererseits schätzte man die eigentümliche Starre, mit der die Haltung des Motivs bestehen zu bleiben schien. Der ästhetische Moment wurde für eine kurze Zeit gestoppt. Es machte Freude, das so Vorgefundene genau zu betrachten.

Erstaunlich ist, daß 100 Jahre später im Fotorealismus der 70er Jahre unseres Jahrhunderts genau dieselbe Schauweise wieder auftaucht, genau derselbe Ästhetizismus nochmal Freunde gewann und Freuden auslöste. So wenig dieses Festhalten die ganze Wirklichkeit wiedergab, so sehr faszinierte es, den Fluß der Zeit zu unterbrechen, um dem Vergänglichen im Ausschnitt eine Dauer zu verleihen.

Im 19. Jahrhundert war der Wunsch nach immer besserer Erfassung der Wirklichkeit allmählich zu einer wahren Gier nach Realität gewachsen. Da mitten hinein erschien die Erfindung des Herrn Daguerre. Sie mußte zwangsweise als das bildgemäße Wiedergabeinstrument zur Erfassung der Wirklichkeit verstanden werden. Die Kunst geriet in eine eigentümliche Bewegung. Die Fotografie wollte den Augenblick festhalten. (Sie will es noch immer.) Sie nahm dem Menschen, dem Tier, den Pflanzen, dem Wasser, den Wolken zunächst alle Bewegung. Sie erstarrte das Bild von der Welt. Die Impressionisten waren nur kurze Zeit begeistert von dieser höchst genauen Wiedergabe der Tatsäch-

lichkeit. Ganz schnell setzen sie sich von der Fotografie ab. Der Maler erkannte, wie falsch es war, zu meinen, hier wäre Wirklichkeit als Realität erfaßt. „Er wollte nicht den Moment erstarren lassen, damit er nicht gleich entgleite, sondern das Gleiten selbst wiedergeben, das nur im Vorüberrennen und farbigen Schimmer schön war“ (Rudolf Zeitler)

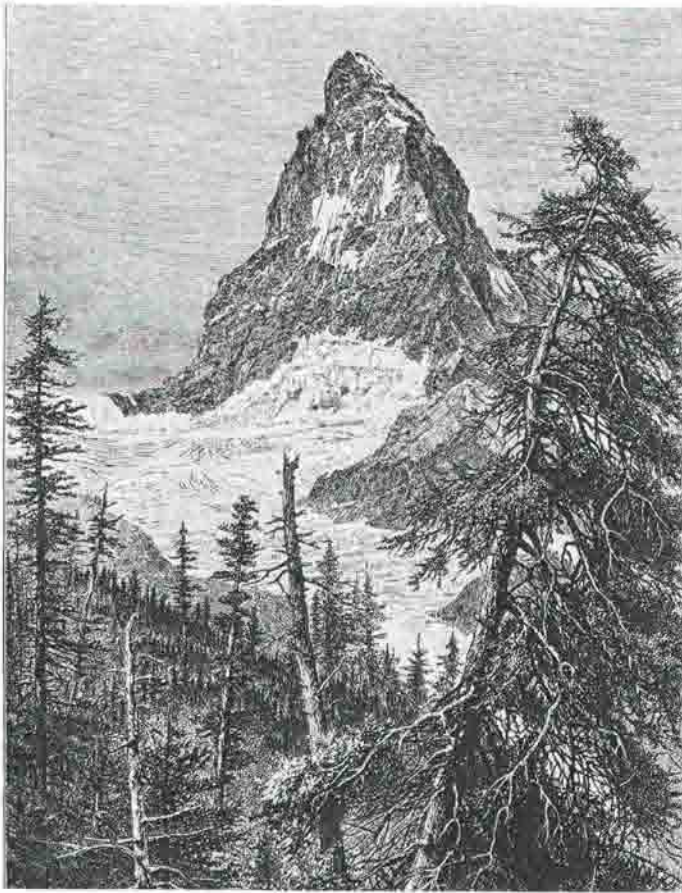
Unter dieser Spannung zwischen Gier nach Realität und dem Traum, das Flimmern und Entschwinden selbst zu fassen, muß man die Kunst der Landschaftswiedergabe jener Epoche sehen. Es ist die Spannung zwischen Augenblickswirklichkeit und Wahrheit. Die Frage war dann also, wie man beidem als einem auf die Spur kommen konnte.

Die Fotografie versuchte darstellende Aufgaben zu übernehmen, die zuvor der Malerei vorbehalten waren. Der Fotograf schien zunächst den pedantisch, naturalistisch malenden „Realisten“ der Malerei abzulösen. Das Dilemma, in das die Landschaftsdarstellung geraten war, dauerte dann über den Rest des 19. Jahrhunderts hin an – so lange, bis die Bilder das Laufen lernten, bis der Film mit der Genauigkeit der Fotografie den Moment nicht erstarren lassen mußte, sondern ihn entgleiten lassen konnte und das Gleiten selbst wiederzugeben vermochte, um die tatsächliche Wirklichkeit mit äußerster Detailtreue im Vorüberrennen und später dann sogar im farbigen Schimmer wirklich schön und wahr sein zu lassen.

Auf dieser Zwischenstufe, auf der Schneide dieses Spannungsfeldes zwischen Fotografie und malerischer Wirklichkeit stand z. B. der Maler E. T. Compton. Einerseits ist er wie kaum ein anderer von dieser wahren Gier nach Realität der alpinen Landschaft getrieben. Er schaut die Bergwelt genau und will sie wirklich und getreu wiedergeben. Er hält die Situation und den Augenblick fest. Andererseits wirkt in ihm eine der Triebkräfte der Impressionisten: Der Berg, der Fels ist nicht etwas Erstarretes auf seinen Bildern. Er hat das Unruhige, Verfallende. Sonnenlicht bricht durch die Wolken, läßt einzelne Partien des Berges oder der Bergzüge aufleuchten. Alles ist, selbst im ruhigsten Augenblick, voller Dynamik. Die potentielle Veränderung, auch die potentielle Gefahr ist allgegenwärtig.

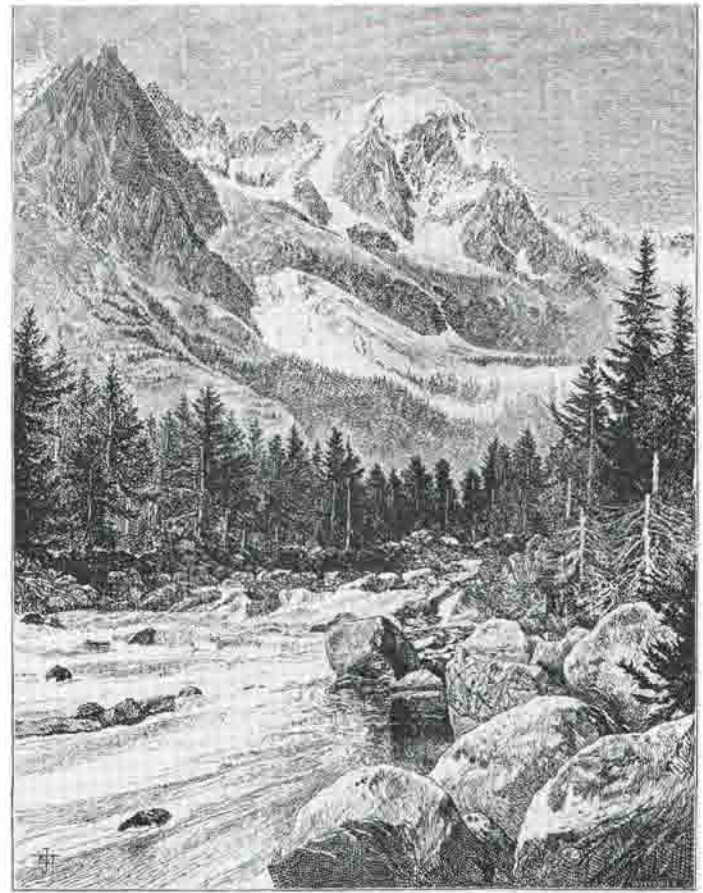
Wer die chronologische Folge der Bild Darstellungen eines Berges betrachtet, z. B. des Matterhorns, der findet schon bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts grafische Darstellungen, die sich von der Art einer fotografischen Darstellung kaum mehr unterscheiden. Z. B. die Farblithografie von Eug. Cicèri nach einer Fotografie von Martens, veröffentlicht von Lemer cier in Paris. Der ungewöhnliche Detailreichtum unterscheidet diese Darstellung von ähnlich exakten und bildhaften der gleichen Zeit.

Eine Radierung von 1860 mit Zermatt und Matterhorn gibt, vornehmlich bei neuartiger Reproduktionstechnik, kaum noch einen Unterschied zu einer fotografischen Darstellung. Die Lithografien von Müller, die Stahlstiche von Gruber (1865–68), die Aquatinta-Blätter von Dikenmann zeigen alle dieselbe, der Fotografie weit angenäherten Detailtreue. E. Whymper's Holzstich von 1866 läßt vermuten, daß eine Fotografie Pate gestanden hat oder zumin-



dest für Details zu Hilfe genommen wurde. Und je näher die Entwicklung auf 1870 zugeht, um so mehr wird die Fotografie Hilfsmittel für den Maler und Zeichner, für den Lithografen und Holzstecher. Der Stahlstich von Riegel um 1870 zeigt den Berg schon unverkennbar in fotografischer Perspektive. Hier wird gar nicht mehr versucht, die Fotografie als Vorlage zu verleugnen. Wegen der Langsamkeit des fotografischen Materials bleibt aber die reportagehafte Berichterstattung noch eine ganze Weile dem Zeichenstift und dem Aquarellpinsel vorbehalten. 1879 scheint die Farblithografie des Berges schon so genau von der Fotografie übernommen, daß man eher auf eine technische Übertragung auf den Lithostein denken mochte, als an die Umsetzung über die Hand. Man bedenke, es ist bereits die Zeit, in der Heliografien und Heliogravuren direkt von der Fotografie übertragen werden konnten. Dennoch wird noch weit über das Jahr 1880 hinaus vom Foto auf die Platte umgezeichnet. Ist das der Verdeutlichung wegen? Ist es, weil es technisch einfacher ging? Oder weil ein Berufsstand noch weiterbeschäftigt werden sollte?

Wenn man das Foto des Eibsees mit Zugspitze von Bernhard Johannes, etwa 1889 aufgenommen, betrachtet, oder die anderen Bilder desselben Mannes vom Karwendel und vom Kaiser, dann muten sie einen heute malerisch an. Der Bildaufbau, d. h. Standpunkt und Ausschnitt wählte der Fotograf, wie die Malerei das pflegte. Aber unverkennbar ist, daß die Hervorhebung wichtiger Passagen eines Berges im Foto noch nicht so weit entwickelt war, wie die Grafiker das konnten. Auch fehlten noch die Brillanz und die durchgehende Deutlichkeit. Erst als dann der Lichtdruck und die Fotogravüre Bilder von Kilger, Sella und Kerner von Marilaun und vielen anderen in bester Brillanz wiedergeben



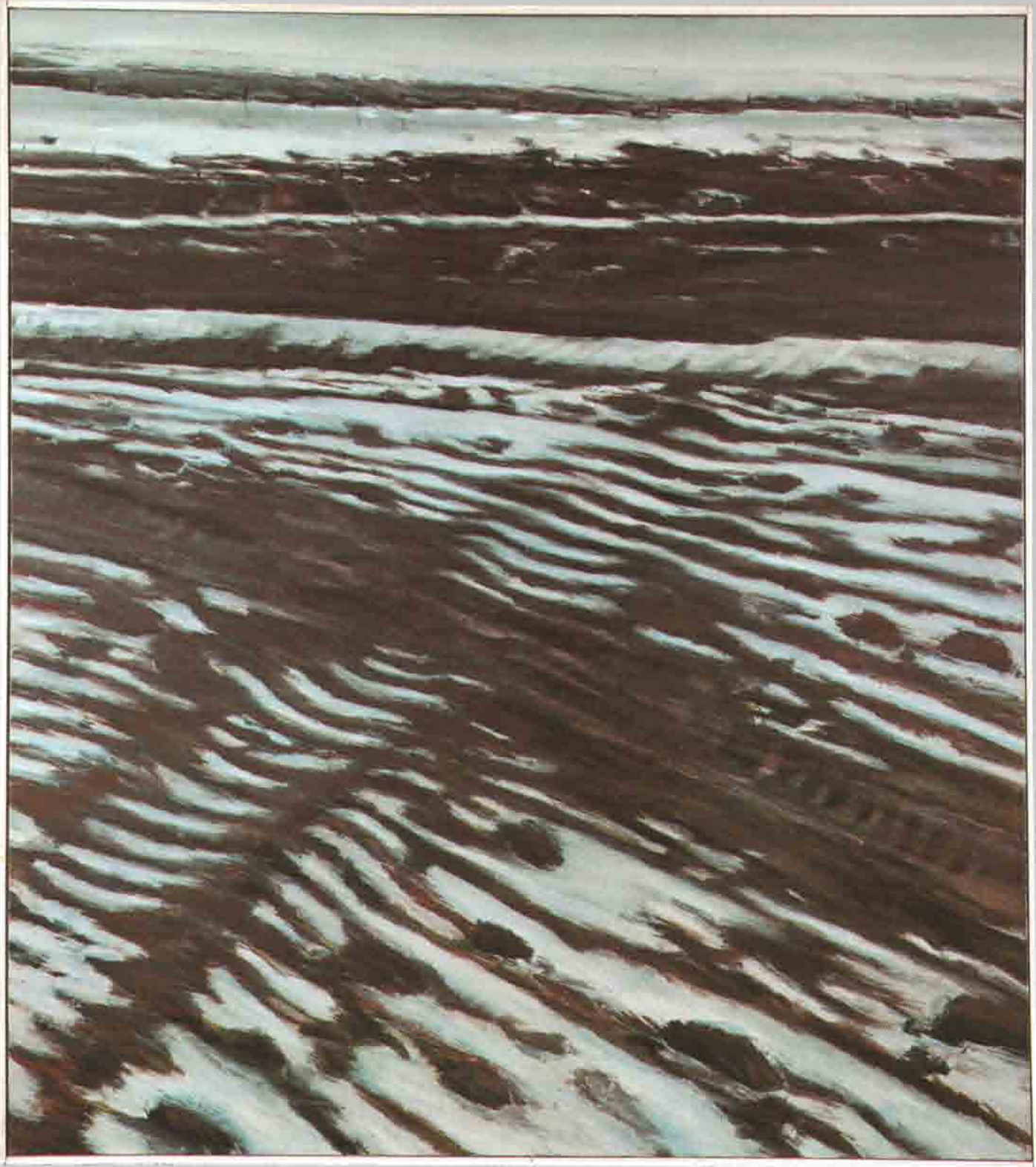
konnten, wurde die grafische Technik des Holzstichs in die Textillustration zurückgedrängt und begann auch ganz schnell zu verflachen und zu verfallen. Der Einfluß der Fotografie auf die grafische und malerische Darstellung schien damit zunächst zu erlöschen.

Warum standen nach 1900 in der Illustration der Zeitschrift des DÖAV neben Abbildungen nach Fotografien auch Abbildungen nach Aquarellen? Völlig gleichwertig nebeneinander die Fotos von Vitorio Sella und von Benesch einerseits und die Aquarelle von E. T. Compton, Platz und Reschreiter andererseits. Beide Darstellungsarten hatten offenbar gleichwertige Identifikationskraft. Sie hatten gleichen Belegwert. Der Wahrheitsgehalt von jeder der beiden Darstellungsarten, der beiden Wiedergabearten wurde gleichermaßen eingeschätzt.

Das deskriptive Aquarell von Compton mag mehr Beschreibungskraft gehabt haben als ein Foto von Sella. Auch war es nicht so objektiv kühl wie das Foto. Es hatte mehr die fibrierende Lebendigkeit der Bergwelt, wie es dem alpinistischen Sehen gefällt. Dennoch war es eine unbestechliche Gebirgswiedergabe von höchster Genauigkeit, quasi gemalt von einem fotografisch schauenden Menschen, aber mit dem Pinsel anstatt mit der Kamera.

Foto und malerische Grafik erfüllten die gleiche Aufgabe. Der Fotograf wählte Bildausschnitte wie ein Maler, und umgekehrt befeiligte sich der Maler derselben Detailtreue wie der Fotograf.

Das Foto beeinflusste im 20. Jahrhundert die Malerei wohl stärker als die Malerei das Foto.



*Victor Kraus
Landschafts-
strukturen*

Zum Bild auf Seite 200: Victor Kraus ist einer der jüngsten Maler, die an der Ausstellung „Berge 81“ beteiligt waren. Die Schauweise der Fotografie ist ihm geläufig und Anregung: z. B., wenn er einen leicht verschneiten Acker wie durch das Teleobjektiv sieht. In seinen Bildern abstrahiert er diese Schauweise, bis oft nur noch signifikante Landschaftsstrukturen stehenbleiben. Fotos von seinen Motiven macht der Künstler freilich erst, nachdem er sie gemalt hat – als Akt der Kontrolle also gewissermaßen.

Hier sind einige typische Darstellungs- und Ausdrucksarten der Fotografie:

1. Das große sachliche Landschaftsbild
2. Das Fotopanorama
3. Das reportageartige Bild, das einen Augenblick aus einem Geschehen festhält und damit das Geschehen als Ganzes dokumentiert
4. Das Situationsbild
5. Das aktuelle Bild
6. Das Bild festgehaltener Bewegung (Der Sturz oder die Lawine)
7. Die Collage
8. Das Sandwichfoto

Das alles sind ureigene Schauweisen der Kamera und nicht Schauweisen, die von der Malerei übernommen wurden.

Selbst das Fotopanorama ist kameraspezifisch. Denn die darstellende Kunst mit Feder und Pinsel am Ende des 17. Jahrhunderts hat das Panorama nicht primär als malerische Schauweise gefunden, sondern als Berichterstattung. Sie hat sich dabei allermeist der Camera obscura bedient und spezifisch deren perspektivische Möglichkeiten genutzt.

Die Fotografie ist zunächst festgezurr auf optische Perspektive, also immer auf eine Zentralperspektive. Sie nutzt in der Schwarzweiß-Fotografie eine unerhört feine Abstufungsmöglichkeit der Grauwerte, woraus sich z. B. stimmungsvolle Helligkeitsperspektiven erzielen lassen. In der Farbfotografie allerdings ist sie erst allmählich auf dem Weg, von der naturalistischen Buntheit zu Farbselektionen zu gelangen, wie sie der Malerei seit langem zu eigen sind. Da lernt die Fotografie von der Malkunst noch.

In anderen Bereichen, wie z. B. der Solarisation, hat hinwiederum die Malkunst, z. B. die Pop-Art, viel von der Fotografie übernommen. Da hat die Fotochemie Wege gewiesen, die der Maler allein kaum gefunden hätte. Auch das fotografisch elementare Gestaltungsmittel Bewegungsunschärfe und Tiefenunschärfe wird von der Malerei adaptiert.

Man sieht, der Austausch ist zwar unentwegt gegenseitig, aber zur Zeit scheint die Malerei mehr von der Fotografie befruchtet zu werden als der Fotograf vom Maler.

Die Gegenwartsmalerei, vor allem die amerikanische Malerei der 70er Jahre, brachte puristischen **Fotorealismus** hervor. Diese Malerei ging nicht von der Wirklichkeit der Natur und dem unmittelbaren Reiz der Natur auf die Sinne aus, sondern von der mittelbaren Wirklichkeit des Fotos, das die malerisch darzustellende Natur schon dargestellt zeigt.

Diapositive und Fotovergrößerungen führten den Maler bei seiner Übersetzung zu einem streng detaillierten und kühlen Hyperrealismus. Die Fotorealisten wollten, was die Genauigkeit des Details betrifft, nicht mit der Kamera wetteifern. Sie benutzten die Genauigkeit der Kamera als Basis für ihre malerische Übertragung auf die Leinwand. Ihre Hauptaufgabe sahen sie nicht in der Darstellung, sondern in der technisch-malerischen Übertragung. Die Stärke dieses Realismus liegt in seiner „leidenschaftslosen, objektiven“ Berichterstattung. Diese zeitgemäße Schauweise

steht im extremen Gegensatz zum expressiven Malen. In der europäischen Bergmalerei hat sich diese Strömung anscheinend kaum niedergeschlagen. In der AV-Ausstellung „Berge 81“ war nur ein einziges solches Bild angeboten.

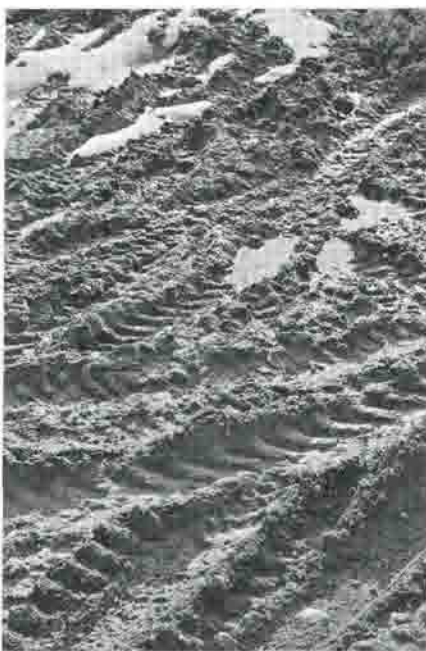
Es handelte sich dabei um Kopie und nicht um Realität. Der Zweck solcher Malerei ist nicht Täuschung, auch nicht Wirklichkeitersatz, und auch nicht Zeichen für Wirklichkeit. Der Zweck ist Illusion.

Die Fotografie fängt einen Augenblick aus dem Zeitablauf ein. Sie hält das Geschehen auf. Sie zeigt nur einen Lichtmoment, und nur einen Sichtschnitt, also nie die ganze Wirklichkeit. Das natürliche Licht wird auf eine schmalere Wertskala reduziert. Die geometrische Perspektive wird auf eine einzige Brennweite des Schauens festgezurr. Dem Auge wird seine natürliche Fähigkeit einer Gummilinse genommen. Unwichtige Zufälligkeiten werden neben wesentlichen Konstellationen im Bild gleichermaßen festgehalten. Auf solche Weise ist die Essenz der Information mit sehr viel Redundanz versehen. Durch Bannung und Herausschneiden ist ein Abstraktum von Realität gewählt. Der Fotorealismus negiert die Erkenntnis der Impressionisten, daß die ganze Wirklichkeit eben nicht im Fixieren des Augenblicks, sondern vielmehr im Wandel des Nu geschieht.

Die Fotografie zeigt also keine Annäherung an die existentielle Wirklichkeit.

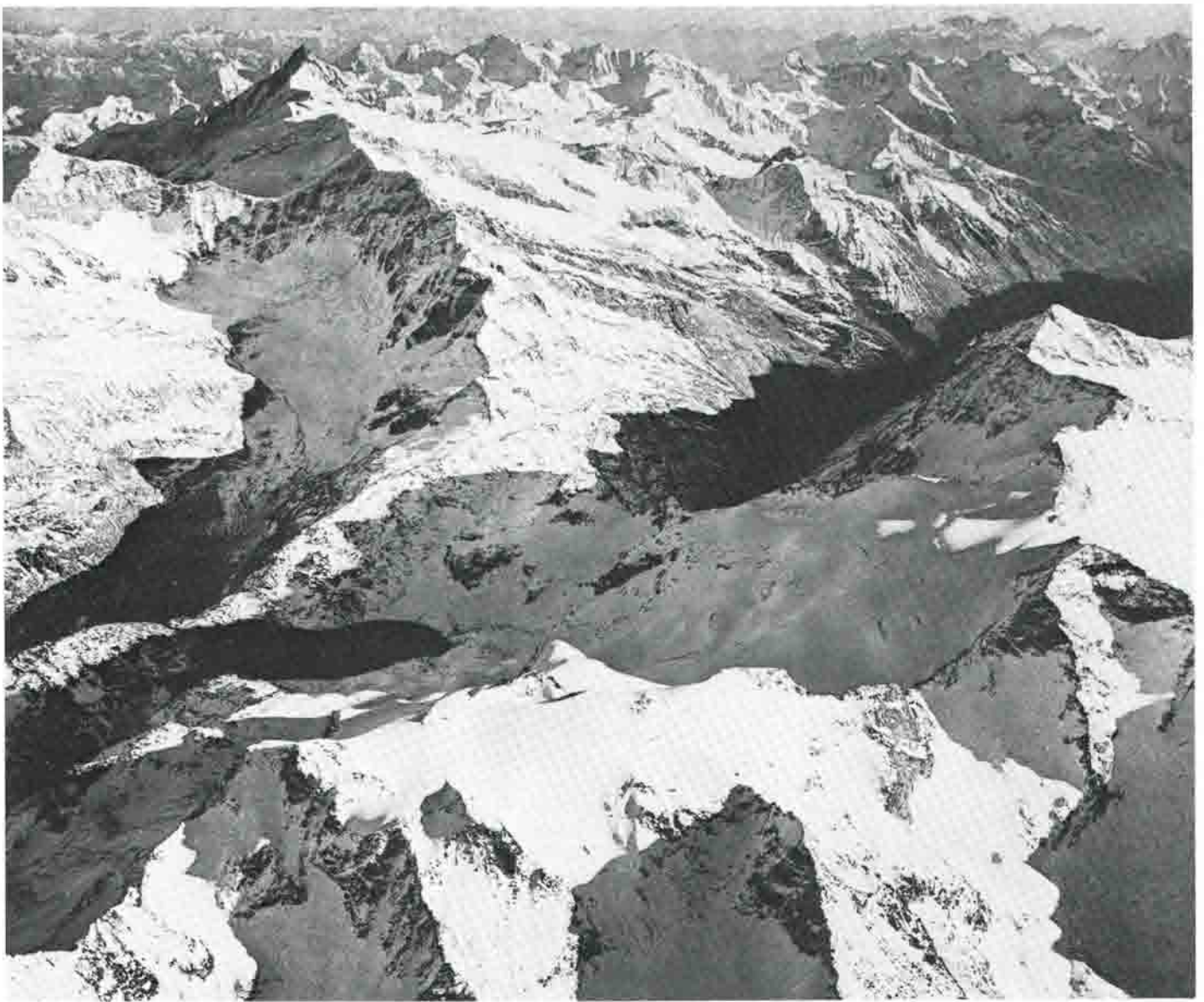
In der Abstraktion des Fotorealismus, also im erstarrten Ausschnitt, liegt aber immerhin die Möglichkeit für einen persönlichen Spielraum zur Illusion des Ganzen.

Vielleicht liegt darin die größte zeitgenössische Auswirkung der Fotografie auf die Malerei der Landschaft, d. h. auch der alpinen Landschaft.



Das Kontrollfoto zum Bild auf Seite 200: Lastwagenspuren, wie sie auf einer Baustelle entstanden sein könnten...

Foto: V. Kraus



Realisierung des Nationalparks Hohe Tauern – Ein Problem regionaler Unterschiede in der Fremdenverkehrsentwicklung

Peter Haßbacher

Univ. Prof. Dr. Franz Fliri – Vorstand des Institutes für Geographie der Universität Innsbruck – gewidmet zum 65. Geburtstag

Seite 202: Planungsraum Nationalpark Hohe Tauern. Blick von Nordwesten auf Granatspitzgruppe (Vordergrund) und Großglockner. (Luftaufnahme freigegeben vom BMFLV mit Zl. 13.080/240-1.6./79). Foto: W. Retter

Der Nationalpark Hohe Tauern wird vielfach als das „Lehrstück in Sachen alpiner Raumordnung“ bezeichnet, doch bei kaum einem anderen Beispiel konkurrierender Nutzungsansprüche gab es derart viele Realisierungsversuche, Konflikte und emotionsgeladene Diskussionen, die der Lösung durch klärende politische Grundsatzaussagen bedürfen.

Die Verordnung der Kärntner Landesregierung vom 15. September 1981 „womit der Nationalpark Hohe Tauern in Kärnten eingerichtet wird“ und die Regierungsbeschlüsse der Salzburger Landesregierung zur ehesten Verwirklichung des Nationalparks in Salzburg (5. April 1982) und die Unterbindung aller Kraftwerksprojekte im Oberpinzgau sind beispielgebende Zielsetzungen und Aufgabenstellungen. Denn die Erfahrung zeigt deutlich, daß sich die Gemeinden mit eindeutigen Vorgaben zur Nationalparkentwicklung, zu denen sich die politische Führung des Landes voll bekennt, sehr wohl identifizieren können und mit kreativer Phantasie und Begeisterung an der Entwicklungsplanung des Nationalparks mitarbeiten.

Im Gegensatz zu anderen Hochgebirgsräumen der Welt stellt nämlich die Region in den Hohen Tauern einen historisch gewachsenen Wirtschaftsraum dar, dessen Entwicklungsdynamik sich wohl am besten in der steigenden Bevölkerungsanzahl des 33 Gemeinden umfassenden Planungsraumes (laut Dreiländervereinbarung 1971) ausdrücken läßt:

Tabelle 1:
Bevölkerungsentwicklung in den Nationalpark-Gemeinden von Kärnten, Salzburg und Tirol im Zeitraum 1880 – 1981

BUNDESLAND	Wohnbevölkerung		Zunahme	
	1880	1981	absolut	in %
Kärnten	11 683	15 556	3 873	33,2
Salzburg	13 989	33 273	19 284	137,9
Tirol	9 921	16 076	6 155	62,0
Planungsraum Nationalpark Hohe Tauern	35 593	64 905	29 312	82,4

Quelle: Beiträge zur Österreichischen Statistik, H.630/1, hrsg. vom ÖSTZA, 1982, Wien.

Bei einer Gesamtzunahme von ca. 30 000 Menschen mußte nur die hochgelegene Gemeinde St. Veit i. D. (Osttirol) in den letzten hundert Jahren eine Abnahme der Bevölkerung hinnehmen.

Eine wesentliche Voraussetzung für die existentielle Basis und die wirtschaftliche Besserstellung der Wohnbevölkerung in diesen Gemeinden stellten bei zunehmender Abwendung von der agrarischen Nutzung gerade die im Mittelpunkt der Interessenskonflikte stehenden Wirtschaftszweige des Tourismus und der Energiewirtschaft dar. In den regionalen Entwicklungsvorstellungen der Talschaften nördlich und südlich des Alpenhauptkammes spielen touristische und wasserwirtschaftliche Ausbauziele bzw. deren technische und wirtschaftliche Kombinationen die dominierende Rolle, einmal um für die ansteigende Arbeitsbevölkerung neue Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen und zweitens zur Vorbeugung gegen Pendlerwesen und Entleerung.

Diese Diskrepanz zwischen hochentwickelten Räumen mit einer vornehmlich anzustrebenden Stabilisierung und Qualitätsabrundung und den entwicklungsschwachen Berggebieten mit einer Vielfalt von Entwicklungsinteressen stellen das Hauptproblem für die Realisierung des Nationalparks Hohe Tauern dar.

So sind in dem 1981 veröffentlichten Österreichischen Raumordnungskonzept (1981a:56) die drei Konzeptregionen Mittersill, Tamsweg und Lienz als entwicklungsschwache Problemgebiete im Planungsraum Nationalpark Hohe Tauern ausgewiesen (weitere im Planungsraum befindliche bzw. teilweise gelegene Konzeptregionen: Spittal a.d.Dr. ohne Nockgebiet, Bad Hofgastein, Zell a.S., St. Johann i.P.). Dabei ist insbesondere die südlich des Alpenhauptkammes gelegene Konzeptregion Lienz (= politischer Bezirk Lienz) durch die schlechten Erreichbarkeitsverhältnisse regionaler Zentren stark benachteiligt. Mit einem Anteil von 44,31 % der Wohnbevölkerung 1971 in extrem peripherer Lage (d. h., daß das nächstgelegene regionale Zentrum im Individualverkehr nicht in 30 Minuten erreicht wird) weist die Konzeptregion Lienz nach der allerdings nicht vergleichbaren Konzeptregion Mittelberg (Kleinwalsertal/Vorarlberg) die schlechtesten Voraussetzungen in Österreich auf. Die Konzeptregion Spittal a.d.Dr. mit 25,70 %, Zell a.S. 8,43 %, St. Johann i.P. 4,29 %, Tamsweg 3,78 % und Mittersill bzw. Hofgastein mit jeweils 0,0 % der Wohnbevölkerung in extrem peripheren Lagen liegen vergleichsweise weit günstiger.

Neunzehn von insgesamt 33 im Planungsraum Nationalpark Hohe Tauern gelegenen Gemeinden sind zudem als struktur- und entwicklungsschwache Orte zu Förderungsgebieten der „Sonderaktion des Bundeskanzleramtes zur Stärkung entwicklungsschwacher ländlicher Räume in Berggebieten Österreichs“ erklärt worden (Stand 1981). Das Bundesland Kärnten beabsichtigt, zusätzlich die drei Nationalpark-Gemeinden Heiligenblut, Döllach i.M. und Winklern über die salvatorische Klausel in diesen Förderungsgenuß zu bringen.

Eine Hauptursache für die wirtschaftlichen und insbesondere fremdenverkehrsbezogenen Disparitäten im Bereich der Hohen Tauern liegen u. a. in den „ungleichmäßig“ ökonomischen und in den „ungleichzeitig“ historischen Entwicklungsprozessen. Dabei spielten in dieser Region die zeitlich und räumlich sehr unterschiedlich einsetzenden Verkehrserschließungen für den Massentourismus, die Impulse durch energietechnische und skitouristische Infrastrukturmaßnahmen eine dominierende Rolle. Bis heute ist es nicht gelungen, diese wirtschaftsgeschichtlich mitbedingten Disparitäten abzubauen und eine endgültige Nivellierung der Ungleichgewichte ist unwahrscheinlich, wo doch einerseits die historische Dimension des Fremdenverkehrswachstums als unwiederholbar anzusehen ist und andererseits sich die Unterschiede im Wirtschaftswachstum zwischen Ballungsräumen und der Peripherie ständig vergrößern.

Disparitätenursache: Verkehrserschließung

Mit der Eröffnung des **Tauernbahn-Tunnels** zwischen Mallnitz und Böckstein/Badgastein am 5. Juli 1909 rückten die Hohen Tauern nach der Epoche der berühmten Tauernübergänge (Müller, 1969) endgültig wieder in den Blickpunkt des Verkehrsgeschehens sowie des Tourismus. Davon betroffen waren vor allem das berühmte und bekannte Gasteiner Tal und südlich des Alpenhauptkammes die Gemeinde Mallnitz. In der Zwischenkriegszeit folgte westlich der ersten Tauernlinie am 3. August 1935 die **Großglockner Hochalpenstraße** nach und damit die touristische Erschließung des oberen Mölltales, vor allem von Heiligenblut, mit der Verbindung in den Fremdenverkehrsballungsraum von Zell a. See. Im Jahre 1962 wurde schließlich durch die Eröffnung der **Gerlos-Paßstraße** die Verbindung vom Oberpinzgau in das Zillertal geschaffen, die insbesondere für den Sommertagesausflugsverkehr in die Oberpinzgauer Nationalpark-Gemeinden (z. B.: Krimmler Wasserfälle) von größter Bedeutung ist (Haßbacher, 1979).

Demgegenüber blieb der Bezirk Lienz durch die Abtrennung von Südtirol trotz mehrfacher Bemühungen, die erste Tauernbahnlinie nach einem Projekt 1883/84 über den Felbertauern zu realisieren bzw. eine Paßstraße nach Salzburg zu erlangen, weiterhin an der Peripherie wirtschaftlicher und touristischer Weiterentwicklung. Erst im Juni 1967 erhielt Osttirol durch die Nord-Süd-Verbindung des **Felbertauern-Tunnels** erstmals wieder einen Anschluß an das internationale Straßennetz und demzufolge an den bundesdeutschen Einzugsbereich. Trotz der unbestritten

großen Bedeutung der Felbertauernstraße für den Osttiroler Fremdenverkehr zeigt die Entwicklung der letzten fünfzehn Jahre nunmehr, daß allein die Schaffung einer hochwertigen Straßenverbindung dem Reiseverkehr in einer peripheren Region keine entscheidenden Impulse versetzt (Puwein, 1982:117). Dazu bewirkte der Endausbau der **Tauernautobahn** an der Ostflanke des Nationalpark-Planungsraumes eine starke Abnahme der Frequenz an der Felbertauernstraße: 1972 noch 1 210 825 Fahrzeuge, 1976 der Tiefpunkt mit 864 329 Fahrzeugen, im Berichtsjahr 1981 dann 947 675 – und dadurch erneut ein Zurückdrängen Osttirols an die Peripherie internationaler Transitlinien und Touristendurchzugsströme. Das Beispiel des Bezirkes Lienz zeigt einmal mehr die unüberbrückbaren Schwierigkeiten, eine entlegene Region unter den Rahmenbedingungen vorgegebener überregionaler Wirtschafts- und Verkehrsverflechtungen aus dem Schatten der Ballungsräume herauszuführen.

Trotz der insgesamt gesehen guten Anbindung des Tauerngebietes an das internationale Verkehrsnetz sind einige Bereiche im Süden des Alpenhauptkammes, z. B. Virgental, Defereggental, Kalser Tal, Fraganter Tal, doch noch recht entlegen und daher stark benachteiligt.

Disparitätenursache: Kraftwerksbauten und touristische Folgeeinrichtungen

Entsprechend der starken Vergletscherung der Hohen Tauern wurden sie bereits frühzeitig zur **Energiegewinnung** herangezogen. Insgesamt sind im Nationalparkgebiet 212,762 km² vergletschert, wobei 42,47 % auf die 163 nördlich des Alpenhauptkammes gelegenen Gletscher entfallen und 57,53 % auf die 196 Gletscher auf der Südseite. Im Kärntner Nationalpark-Planungsraum sind 48,915 km² vergletschert, in Salzburg 89,165 km² und in Tirol 74,682 km² (freundliche Mitteilung von G. Groß, Österreichischer Gletscherkataster, Institut für Geographie der Universität Innsbruck).

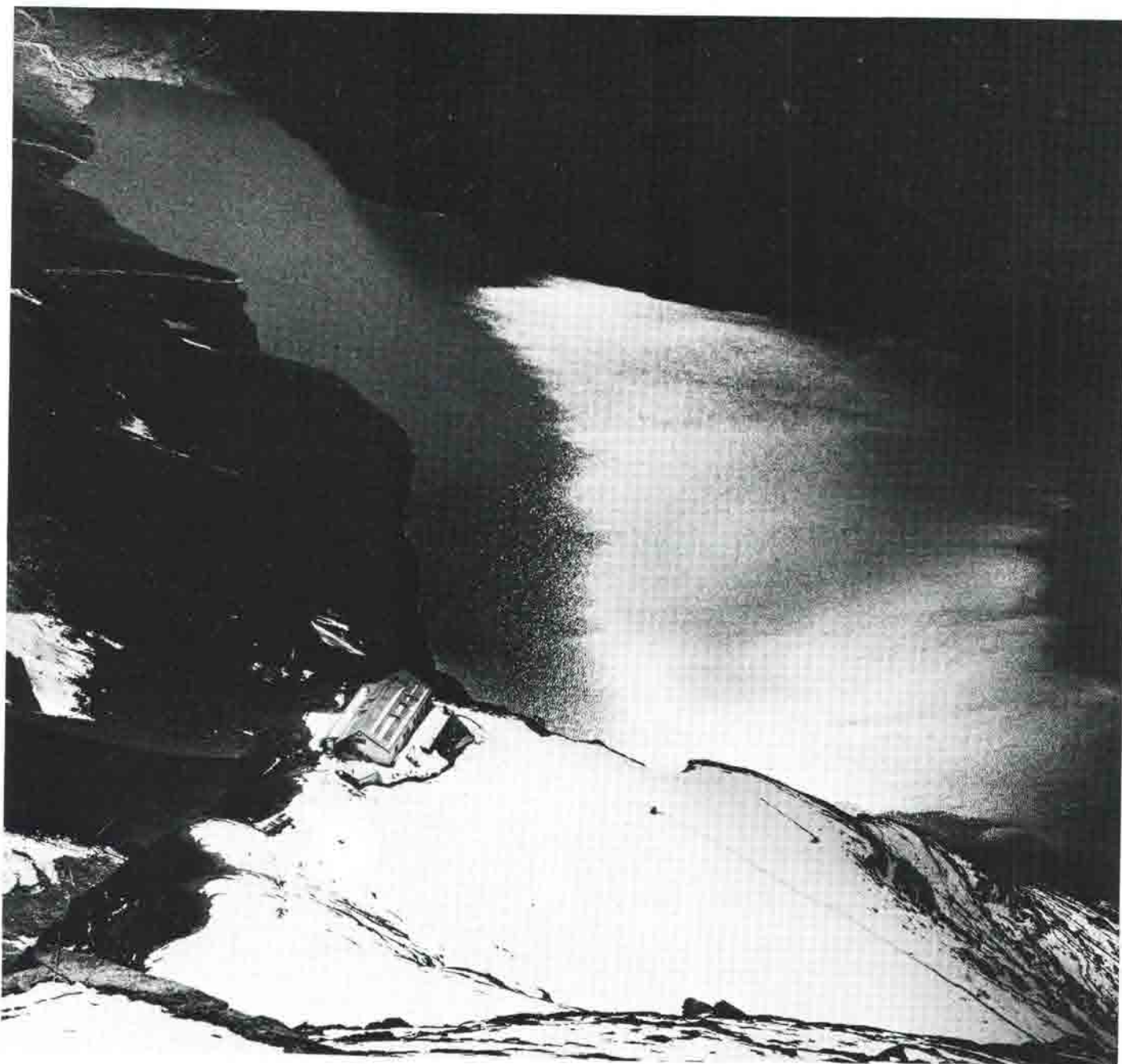
Kraftwerksanlagen in Salzburg:

- Kraftwerksgruppe Uttendorf–Enzinger Boden–Weißsee der Österreichischen Bundesbahnen (ÖBB); Baubeginn: 1921
- Kraftwerksgruppe Glockner–Kaprun der Tauernkraftwerke (TKW) mit Beileitung der obersten Möll aus Kärnten; Baubeginn: 1938
- Kraftwerk Rotgüldenensee im obersten Murtal im Osten des geplanten Nationalparks Hohe Tauern;

Kärnten

- Kraftwerksgruppe Malta–Reißeck/Kreuzeck der Österreichischen Draukraftwerke (ÖDK) mit Beileitung der Lieser; Baubeginn: Reißeck/Kreuzeck 1947, Malta 1971
- Kraftwerksgruppe Fleißtal–Wurttental–Fragant der Kärntner Elektrizitäts-Aktiengesellschaft (KELAG);

Im **Tiroler Nationalpark-Planungsraum** besteht derzeit kein vergleichbar großes Kraftwerk, sondern nur das kleine Kalserbach-Kraftwerk der TIWAG.



Bei einer Reihe der aufgelisteten Kraftwerke ist eine enge Verknüpfung mit nachfolgenden fremdenverkehrswirtschaftlichen Erschließungsmaßnahmen festzustellen. Sie wurden einerseits durch die Erstellung sog. Vorleistungen (Zufahrtsstraßen, Aufzüge, usw.), andererseits durch die kraftwerksbedingten Verbesserungen der Gemeindefinanzen (z. B.: Gewerbe-, Lohnsummensteuern während der Bauzeit, Talschaftsverträge, Entschädigung für unmeßbare Schäden, usw.) ermöglicht: Gletscherbahnen Kaprun–Kitzsteinhorn, Bergbahnen Enzinger Boden–Weißsee, Reißbeckbahnen.

Zufolge der beispielgebenden Wirkung ist die Realisierung weiterer skitechnischer Projekte und Ausbauwünsche innerhalb des Nationalpark-Planungsraumes ebenso wohl nur in Kombination mit energietechnischen Bauten bzw. durch die Forderungen der Gemeinden bei den Wasserrechtsverhandlungen möglich und geplant.

Salzburg:

- Erweiterung bzw. Verbesserung der Erschließung im Bereich Uttendorf–Enzinger Boden–Weißsee
 - Erweiterung im Bereich der Kapruner Gletscherbahnen gegen den Hocheiser
 - Erschließungen in Rauris, insbesondere in Richtung Sonnblick
 - Erschließungen im Raum Sportgastein, eventuell in Richtung Schareck (Zusammenschluß mit dem Wurtenkees in Kärnten)
- Demgegenüber stehen eindeutige politische Aussagen der Salzburger Landesregierung zur baldigen Verwirklichung des Nationalparks Hohe Tauern und des regionalen Entwicklungsprogramms für den Oberpinzgau.

Kärnten:

- Erschließung eines Gletschers im Gebiet des Maltatalspeichers, im Bereich des Hochalmkees
- Erschließungen im Bereich der Jamnigalm bei Mallnitz

- Erschließungen der Astenalm bei Winklern
- Erschließungen des Sonnblicks von Heiligenblut aus
- Erschließungen im Bereich Wurtenkees in Richtung Schareck (Gemeinde Flattach/Mölltal)

Demgegenüber stehen Bestrebungen des Amtes der Kärntner Landesregierung, den seit 1981 bestehenden Nationalpark Hohe Tauern in Kärnten (Glockner- und Schobergruppe) weiter gegen Osten auszuweiten. Gespannt kann auch der Ausgang des Interessenskonfliktes am Wurtenkees verfolgt werden, wo die Gemeinde Flattach unter allen Umständen eine Gletschererschließung durchführen will, die jedoch bei objektiver Prüfung aller Eignungskriterien als äußerst fragwürdig abzulehnen ist.

Viel wird für die weitere Nationalparkplanung in Kärnten auch vom Qualitätsinhalt des in Arbeit befindlichen regionalen Entwicklungsprogramms (für Heiligenblut, Döllach i. M., Winklern) abhängen, ob und wie für skitechnische Ausbauwünsche angemessene Alternativmöglichkeiten entwickelt werden.

Tirol:

- Erschließung des Berger Törls oder der Greiwiesen im Gemeindegebiet von Kals
- Erschließungen in der Venedigergruppe: Venediger-SW von Prägraten aus; Frosnitzal von Gruben, Gemeinde Matrei i. O., aus;
- Erschließung des Felbertauern in Richtung Hochgasser

Aus der Sicht einer zukunftsorientierten Regionalplanung für das hintere Iseltal sind realistische Erschließungsprojekte im Bereich Berger Törl und der Ausbau von Landen–Goldried sicherlich vertretbar. Die Erschließungsprojekte im Bereich der Venedigergruppe sind dagegen sowohl aus fachspezifischen Erwägungen als auch aufgrund der Tatsache des nationalparkgewidmeten Alpenvereinsgrundbesitzes insgesamt mit einem Nationalpark nicht zu vereinbaren.

Vielmehr müssen rasche, eindeutige und endgültige Politikaussagen gegen die großtouristischen Erschließungsprojekte im Virgental und für eine problemorientierte Entwicklungsplanung im Zuge der Realisierung des Nationalparks Hohe Tauern erfolgen. Denn in jedem Jahr geträumter Venediger-Illusionen gehen wichtige, der Region angepaßte touristische Entwicklungspotentiale und -chancen an andere Tourismusgebiete verloren. Dadurch vergrößern sich einmal mehr die interregionalen wirtschaftlichen Disparitäten bzw. wird der Anschluß an andere Fremdenverkehrsregionen immer schwieriger.

Disparitätenursache: Skitechnische Erschließung

Zeitlich verschoben erfolgte parallel zu den Zonen vorrangiger Verkehrerschließung oftmals in Verbindung mit energietechnischen Bauten die skitechnische Nutzung der Hohen Tauern. Diese stellt eine weitere Wurzel für die unterschiedliche Fremdenverkehrsintensität in den drei Bundesländern und in den verschiedenen Talschaften, für die Entstehung der ökonomischen Disparitäten und schließlich für die heute bestehenden Planungskonflikte dar.

In **Kärnten** wurde bereits 1950 der Einsessellift Häusleralm in der Gemeinde Mallnitz in Betrieb genommen. Hier zeigt sich analog zum Gasteiner Tal der frühe Einfluß des Tauernbahntunnels. Im Jahre 1965 erfolgte die Eröffnung der Ankogelbahn (in Mallnitz) gleichzeitig mit dem skitechnischen Ausbau in Heiligenblut.

In **Salzburg** wurden in Badgastein noch etwas früher in den Jahren 1946 (Höllbrunn) und 1948 (Bellevuealm) Einsessellifte erbaut und 1949 die Inbetriebnahme der Graukogelbahn gefeiert. Bereits ein Jahr später wurde 1950 die Stubnerkogelbahn in Badgastein eröffnet. In engem Zusammenhang mit den Kraftwerksanlagen in Uttendorf und Kaprun wurden 1951 mit der Stubach-Weißseebahn und 1954 mit der Maiskogelbahn sowie 1955 mit dem Lärchwandschrägaufzug die Fundamente für eine blühende Fremdenverkehrsentwicklung gelegt.

In (Ost-)Tirol hingegen wurde erst am 20.12.1980 in Matrei i. O. mit der Doppelsesselbahn Landen–Goldried die erste Hauptseilbahn innerhalb der Nationalpark-Gemeinden eröffnet. Vorangingen in den sechziger Jahren die Einsessellifte Glocknerblick in Kals (1961), ins Brunnalmgebiet in St. Jakob i. D. (1966) und die Sessellifte Venedigerblick und Klauznerberg in Matrei i. O. (1967). Letztere Erschließungsmaßnahmen erfolgten in etwa parallel zur Fertigstellung der Felbertauernstraße im Juni 1967.

Dieser wirtschaftsgeschichtliche Abriss der wichtigsten ökonomischen Trägerfaktoren im alpinen Raum unterstreicht deutlich die zeitlich und räumlich unterschiedlichen Entwicklungen des Wirtschaftsraumes in den Hohen Tauern. Sowohl bei der Anbindung des Osttiroler Nationalpark-Planungsraumes an das überregionale Verkehrsnetz als auch bei der energie- und skitechnischen Inwertsetzung rangiert die Osttiroler Region südlich des Alpenhauptkammes an letzter Stelle.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß die struktur- und entwicklungsschwachen Gemeinden, insbesondere in Osttirol, in den geplanten Kraftwerksbauten und Erschließungsprojekten – ähnlich den Planungspraktiken in anderen alpinen Bergtälern – die Lösung ihrer regionalwirtschaftlichen Probleme sehen.

Der Verwirklichung dieser Nutzungsansprüche steht anscheinend der geplante Nationalpark Hohe Tauern gegenüber, obwohl von seiten der Nationalparkkommission Hohe Tauern in bezug auf den Kraftwerksbau in Osttirol die Mindestforderungen auf die Erhaltung eines bedeutenden Ökosystems Gletscher–Gletscherbach als Mindestausstattung der alpinen Tallandschaften reduziert wurden (Haßbacher, 1982a). Die Anstrengungen der Naturschützer konzentrieren sich auf die hintere Isel im Virgental, die mit dem ersten Wasserschaupfad Europas, den Umbalfällen, einen besonders attraktiven „Erinnerungsbach“ darstellt (Kastner, 1978).

Unterstützt wird in Osttirol die Stimmung gegen den Nationalpark Hohe Tauern zur Zeit noch durch den Inhalt des Beschlusses der Tiroler Landesregierung vom 20. Juli 1971, durch die der Landeshauptmann ermächtigt wurde, die Dreiländervereinbarung 1971 über die Schaffung des Nationalparks zu unterschreiben. Dieser

Beschluß beinhaltet vornehmlich folgende Bedingungen:

1. Die Verordnung über das Naturschutz- bzw. Landschaftsschutzgebiet wird erst erlassen, wenn den vom Nationalpark Hohe Tauern betroffenen Gemeinden ein Entwicklungsprogramm nach den Bestimmungen des Tiroler Raumordnungsgesetzes vorliegt.
2. Die Verwirklichung dieses Entwicklungsprogramms und der darin enthaltenen Projekte darf durch den Nationalpark nicht behindert werden. Als mögliche Entwicklungsgebiete für den Fremdenverkehr werden insbesondere die Gebiete des Großvenedigers und des Großglockners festgelegt.
3. Die Nutzung der Wasserkräfte für energiewirtschaftliche Zwecke, insbesondere der Ausbau des Projektes Dorfetal darf durch die Schaffung des Nationalparks nicht behindert werden.

Obwohl dieser auf den Tourismus und die Energiewirtschaft abgestimmte Forderungskatalog Tirols allen beteiligten Ländern vor der Unterzeichnung der Dreiländervereinbarung bekannt war, kam es zum Festakt in Heiligenblut (Oktober 1971) und erwartungsgemäß zur Verhärtung der Nutzungskonflikte und unterschiedlichen Vorgangsweisen der Länder in Fragen der Nationalparkentwicklung. Im Bundesland Tirol sind aufgrund der festgefahrenen Fronten nur mehr klare politische Entscheidungen dazu fähig, einen Nationalpark nach internationalen Kriterien ohne ein räumlich in den von der Nationalparkkommission Hohe Tauern vorgeschlagenen Kernzonenbereich eingelagertes Gletscherski-gebiet im Venedigerbereich und mit zumindest einem voll erhaltenen Ökosystem Gletscher-Gletscherbach zu schaffen. Andererseits muß jedoch mit der Realisierung des Nationalparks Hohe Tauern gewährleistet werden, daß durch ein gezieltes, problemorientiertes und mit der einheimischen Bevölkerung abgesprochenes Förderungspaket der Grundstein für eine zukunftsweisende Regionalentwicklung gelegt wird. Der Nationalpark bietet vielmehr als Raumordnungsanliegen die große

Chance, in diesem Planungsraum die Anliegen und Belastungen der alpinen Berglandwirtschaft, des naturnahen Tourismus, der regionsspezifischen Kultur, des ortsansässigen Gewerbes und Kleinhandwerks usw. exemplarisch zu verwirklichen (Haßlacher, 1981a). Dafür genügt allerdings das lange angewandte regionalpolitische Instrumentarium der rahmenhaft abgesteckten Entwicklungsziele und Leitbilder nicht mehr. Vielmehr muß der Erstarrtheit der regionseigenen Fähigkeiten, Impulse und Ideen durch eine möglichst breite Beteiligung Ortsansässiger entgegenwirkt werden; d. h. unter anderem, daß Entwicklungsvorstellungen nicht mehr im Auflistungsstadium stecken bleiben, die „Rosinen“ aus einem gesamtheitlichen Entwicklungspaket herausgerissen werden, sondern von der Projektierung bis zur Endfertigung insbesondere durch die Einsetzung von Regionalbetreuern (siehe Beispiel des „Regionalmanagers“ im Waldviertel) durchgezogen werden.

Touristische Regionalanalyse für den Planungsraum Nationalpark Hohe Tauern

Die vorangegangenen Ausführungen verdeutlichen die Ursachen für die räumlich unterschiedlichen Entwicklungsstufen des Fremdenverkehrs im Nationalpark-Planungsraum und die daraus ableitbaren Zukunftsperspektiven. Freilich wird man sich insbesondere im Nationalpark als auch im vorgelagerten Fördergebiet bei den Bemühungen zur Verbesserung der Wintersaison, der Vor- und Nachsaison und der Wertschöpfung an den Zielen des Nationalparks orientieren müssen, wobei allerdings der Werbefaktor „Nationalpark“ sicher kein zu unterschätzender Partner sein dürfte.

Die folgende touristische Regionalanalyse beinhaltet eine Auswahl problemorientierter Fremdenverkehrsfaktoren, die den Status quo des Tourismus im Planungsraum des Nationalparks Hohe Tauern widerspiegeln.

Tabelle 2:
Touristisches Wachstum (Übernachtungen) in den Nationalparkgemeinden von Kärnten, Salzburg und Tirol im Zeitraum 1964/65 — 1979/80

Bundesland (Gemeinde- anzahl)	Winterhalbjahr			Sommerhalbjahr			Fremdenverkehrsjahr		
	1964/65	1979/80	Zunahme	1965	1980	Zunahme	1964/65	1979/80	Zunahme
Kärnten (9)	93 221	388 430	316,7 %	484 924	786 509	62,4 %	578 145	1 174 939	103,2 %
Salzburg (14)	473 590	1 603 563	238,6 %	1 450 469	2 095 458	44,5 %	1 924 059	3 699 021	92,3 %
Tirol (10)	49 712	335 361	574,6 %	573 622	895 146	56,0 %	623 334	1 230 507	97,4 %
Nationalpark- Planungsraum	616 523	2 327 354	277,5 %	2 509 015	3 777 113	50,5 %	3 125 538	6 104 467	95,3 %

Quelle: Der Fremdenverkehr in Österreich im Jahre 1965, 1980. In: Beiträge zur Österreichischen Statistik, H. 123 und 608. Hrsg. vom Österreichischen Statistischen Zentralamt, Wien.
Eigene Berechnungen

Zu Beginn des dynamischen Fremdenverkehrswachstums Mitte der sechziger Jahre entfielen von den im Fremdenverkehrsjahr 1964/65 im Nationalpark-Planungsraum registrierten 3 125 538 Übernachtungen 61,4 % auf die 14 Salzburger Nationalpark-Gemeinden. Davon vereinigte der touristische Ballungsraum Badgastein allein 46,6 %. Nur Kaprun schaffte damals noch den Sprung über die 10 %-Schwelle, gemessen an den Gesamtübernachtungen des Salzburger Planungsraumes. In den zehn Tiroler Nationalpark-Gemeinden wurden 19,9 % der Übernachtungen erfaßt, wobei davon 21,5 % auf den damals in der Iselregion führenden Fremdenverkehrsort Matriel i. O. entfielen. Insgesamt 18,5 % der Übernachtungen in den Gemeinden des Planungsraumes wurden im Bundesland Kärnten registriert: auf Mallnitz an der Tauernbahnschleuse konzentrierten sich 39,1 % der Kärntner Nationalpark-Übernachtungen.

Damit häuften sich also im Fremdenverkehrsjahr 1964/65 über 1,1 Mio. Übernachtungen beiderseits der Tauernbahnschleuse in Badgastein und Mallnitz an; das sind mit 35,9 % immerhin ein gutes Drittel der Übernachtungen in zwei von 33 Nationalpark-Gemeinden.

Zwischen 1964/65 und 1979/80 verdoppelten sich die Übernachtungen beinahe (95,3 %!). Die Kärntner Nationalpark-Gemeinden schnitten dabei prozentuell mit einer Zunahme von 103,2 % am besten ab. Besonders dynamisch entwickelte sich der Fremdenverkehr im Winterhalbjahr von 616 523 Übernachtungen auf 2 327 354 (= 277,5 %). Die Reihung der Bundesländeranteile blieb in etwa gleich: der Salzburger Anteil verringerte sich um 1 % minimal auf 60,6 Prozent, der Tiroler um 1,3 % auf 20,2 % und der Kärntner Anteil stieg um 0,7 % auf 19,2 %. Die Konzentration des Fremdenverkehrs löste sich zugunsten einer breiteren Verteilung auf. Badgastein wies 1979/80 nur mehr 29,3 % aller Übernachtungen der Salzburger Nationalpark-Gemeinden auf (1964/65: 46,6 %). Vor allem Kaprun konnte durch die Attraktion des Ganzjahreskigebietes Kaprun-Kitzsteinhorn seinen Anteil von 10,5 auf 18,5 % erhöhen. In Osttirol entwickelte sich St. Jakob i. D. zum führenden Fremdenverkehrsort (29,1 %), gefolgt von den vier Tauerngemeinden Matriel i. O. (17,9 %), Prägraten (14,8 %), Kals (14,7 %) und Virgen (11,4 %), die heute in der Werbegemeinschaft „Ferienregion Hohe Tauern Süd“ zusammengefaßt sind. In Kärnten konnte Mallnitz zwar insgesamt mit 25,1 % die Spitzenposition halten, wird jedoch bereits knapp von Heiligenblut an der Großglockner-Hochalpenstraße mit 23,1 % gefolgt.

Entsprechend der dynamischen Nachfrageentwicklung stieg parallel dazu auch das **Bettenangebot** stark an. Mit Stichtag 31.8.1965 stieg die Bettenkapazität bis 1980 insgesamt von 40 517 auf 63 270 an (= + 56,2 %). In Kärnten wurde im selben Zeitraum ein Anstieg von 9241 auf 13 439 Betten verzeichnet (= + 45,4 %), in Salzburg von 21 208 auf 35 504 Betten (= + 67,4 %) und in Tirol von 10 068 auf 14 327 Betten (= + 42,3 %). Auch bei der Entwicklung des Bettenangebotes weist

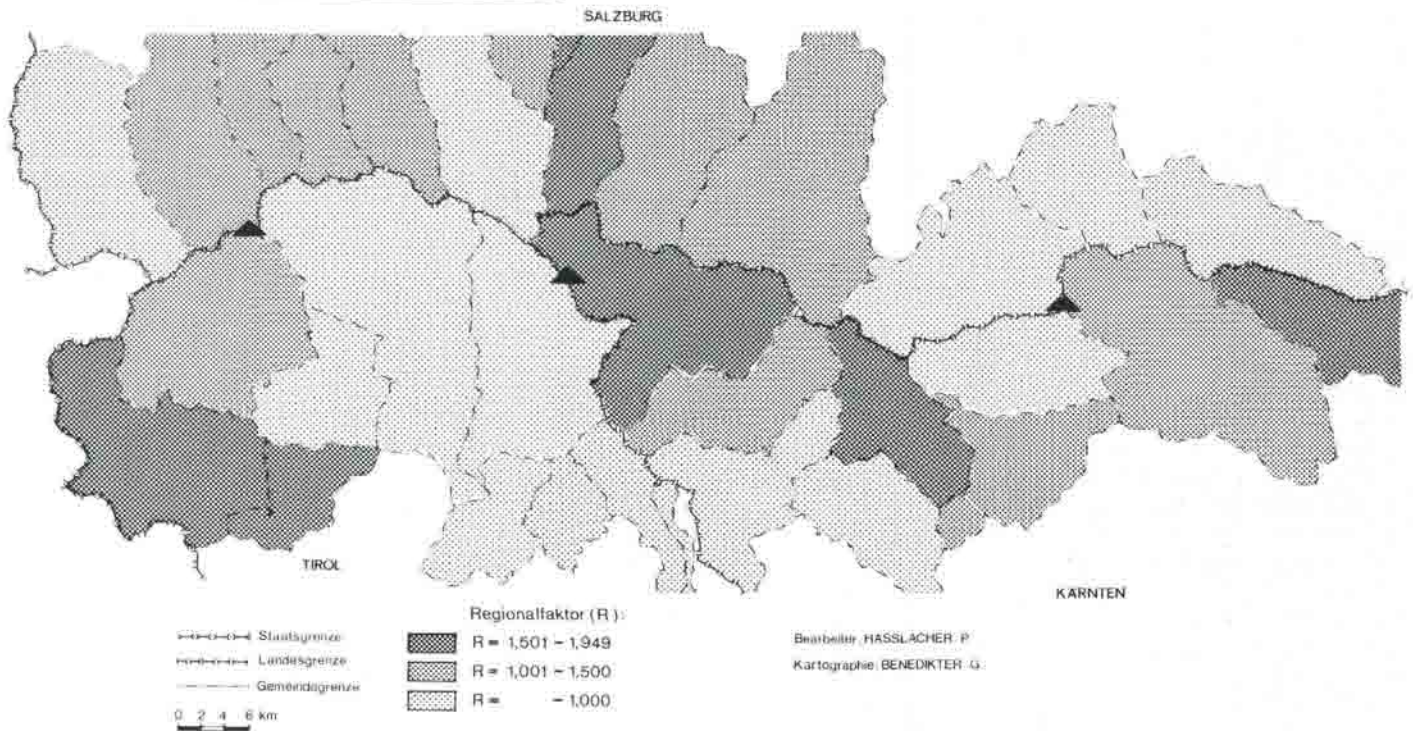
Salzburg die höchsten Steigerungsraten auf, wobei 1980 auf die Salzburger Nationalpark-Gemeinden insgesamt 56,1 % aller Betten im Planungsraum des Nationalparks Hohe Tauern entfielen. Für Wertschöpfung und Arbeitsplatzbeschaffung durch den Tourismus ist noch anzufügen, daß in Salzburg ein starkes Übergewicht bei den gewerblichen Betten (der Hotellerie) vorherrscht, während hingegen in Kärnten die gewerblichen Betten nur mehr knapp voranliegen und in Osttirol die Privatbetten dominieren.

Der Anstieg des Bettenangebotes und der Gästenachfrage bedingt eine ständige Erhöhung der **Transportkapazität der Aufstiegshilfen** bzw. resultiert aus diesem ständigen Anwachsen. Aus der Kenntnis dieser sich gegenseitig beschleunigenden Wachstumsprozesse rührt auch der dringende Wunsch der bisher mit technischen Aufstiegshilfen unerschlossenen bzw. wenig erschlossenen Gemeinden, auch in ihrem Ortsbereich durch Erschließungen für den Skitourismus an die Fremdenverkehrsintensität prosperierender Wintersportgebiete anzuschließen. Aus diesem Grund wird auch die hohe touristische Transportkapazität der Aufstiegshilfen auf der nördlichen Abdachung des Alpenhauptkammes in der Osttiroler Tauernregion und im mittleren Mölltal neidisch betrachtet. Jedes neue Projekt auf Salzburger Seite wird dementsprechend in Osttirol wie folgt kommentiert: „Die in Salzburg dürfen weiter erschließen, obwohl sie bereits so viele Anlagen haben; – uns dagegen verwehrt man durch den Nationalpark sogar kleinräumige Erschließungen!“

Im Berichtsjahr 1980 entfiel auch mit 67,1 % der gesamten Transportkapazität (TPK = Pers/h x Hm) der 33 Nationalpark-Gemeinden das Schwergewicht auf das Bundesland Salzburg. Die Tiroler (19,3 %) bzw. Kärntner Nationalpark-Gemeinden (13,6 %) machen zusammen mit 32,9 % nur knapp ein Drittel der Gesamtsumme der Transportkapazität aus (Gesamtsumme TPK = 29 646 551 Pers/h x Hm). Führend ist der Salzburger Fremdenverkehrsort Kaprun mit einer Transportkapazität von 7 083 417 Pers/h x Hm, was einem prozentuellen Anteil von 23,9 % der Gesamtkapazität gleichkommt. In der Folge rangieren Badgastein, St. Jakob i. D., Neukirchen a. Grv., Rauris, Heiligenblut, Matriel i. O. und Mallnitz (alle TPK \geq 1 Mio. Pers/h x Hm).

Tabelle 3:
Prozentanteile der Nationalpark-Gemeinden von Kärnten, Salzburg und Tirol an den Gesamtsummen der Übernachtungen im Winter-, Sommerhalbjahr, Fremdenverkehrsjahr 1979/80, an den Betten (Stichtag 31.8.1980) und der Transportkapazität (1980)

	Übernachtungen im			Betten	Transportkapazität
	Winter	Sommer	FV-Jahr		
Kärnten	16,7	20,8	19,2	21,2	13,6
Salzburg	68,9	55,5	60,6	56,1	67,1
Tirol	14,4	23,7	20,2	22,7	19,3
Gesamtsumme	2 327 354	3 777 113	6 104 467	63 270	29 646 551



Die vorliegenden touristischen Entwicklungsunterschiede sind realistisch gesehen auf der Tiroler und Kärntner Seite des Nationalparks (auch wenn die nicht zum Planungsraum Nationalpark Hohe Tauern gehörigen Gemeindeflächen als potentielle Erschließungsflächen miteinbezogen würden) sicherlich nicht mehr weitzumachen, da die historischen Dimensionen vergangener Fremdenverkehrsentwicklungen sich sicherlich nicht mehr wiederholen werden. Möglich sind noch Erschließungen, die finanziell aus eigener Kraft vertretbar sind und damit keine Außenabhängigkeit bedingen. Ansonsten wird es die Aufgabe künftiger Entwicklungsplanung sein, alternative Fremdenverkehrsformen im Zusammenhang mit dem Nationalpark zu suchen und in kleinen Organisationsschritten in die Tat umzusetzen. Dabei wird die Schwierigkeit nicht so sehr darin liegen, die Talschlußorte durch den Fremdenverkehr weiter aufzuwerten, sondern die oft mit einem geringen Attraktions- und Erholungswert ausgestatteten „Zwischenräume“ zwischen Talschluß und vorgelagertem Regionalzentrum entsprechend zu fördern. Aber nicht nur zwischen den Nationalpark-Bundesländern gibt es große entwicklungsdynamische Differenzen, sondern auch innerhalb der Gemeinden eines Talsystems. Die Vorstellungen über die künftige Regionalentwicklung werden dementsprechend nur allzuoft von der gefürchteten „Kirchturmpolitik“ sowie vom Prestigebedenken Einzelner überschattet.

Die nachstehende Tabelle 4 stellt den Regionalfaktor¹ (R) dar, der das **Übernachtungswachstum der Regionen und Gemeinden gemessen an jenem des räumlich übergeordneten Bezugsraumes** (= Nationalpark-Planungsraum) definiert. Der Regionalfaktor hat den Wert 1, wenn das Wachstum in der Gemeinde mit dem des Bezugsraumes übereinstimmt; R ist kleiner 1 bezeugt ein geringeres, R ist größer 1 ein höheres Wachstum der jeweiligen Gemeinde.

Tabelle 4:
Übernachtungswachstum der Nationalpark-Gemeinden in bezug auf den gesamten Nationalpark-Planungsraum, dargestellt durch den Regionalfaktor R; Zeitraum 1964/65 bis 1979/80

Kärntner Nationalpark-Gemeinden	R = 1,041
Salzburger Nationalpark-Gemeinden	R = 0,984
Tiroler Nationalpark-Gemeinden	R = 1,011
<hr/>	
Maximum: Rennweg	R = 1,949
Minimum: St. Johann i. W.	R = 0,524
R = 1,501 – 1,949	überdurchschnittlich gutes Wachstum
R = 1,001 – 1,500	gutes Wachstum
R = bis 1,000	geringes Wachstum

$$R = \frac{\frac{\text{Übernachtungen/Gemeinden 1979/80}}{\text{Übernachtungen/Gemeinden 1964/65}}}{\frac{\text{Übernachtungen/Planungsraum 1979/80}}{\text{Übernachtungen/Planungsraum 1964/65}}}$$

Zu den großen „Aufsteigern“ der letzten 15 Jahre zählen demnach Rennweg, Piesendorf (im Sog von Kaprun), Flattach, Kaprun, St. Jakob i. D., Heiligenblut und St. Veit i. D. (Nähe zu St. Jakob i. D.), wobei bei einigen dieser Gemeinden die niedrigen Ausgangswerte im Fremdenverkehrsjahr 1964/65 ins Kalkül zu ziehen sind. Interessanterweise fällt auch auf, daß z. B. die „alten“ Fremdenverkehrsorte Mallnitz und Badgastein im Zeitraum 1964/65 bis 1979/80 bei ihrer hohen Standortgunst innerhalb des Planungsraumes einen Bedeutungsschwund hinnehmen mußten.

Das Problem des Jahresganges im Fremdenverkehr

Der Frage des saisonalen Ganges der Übernachtungen wird für die künftige Regionalentwicklung ein besonderer Stellenwert beigemessen. Dabei spielt das Verhältnis zwischen Sommer- und Winterfremdenverkehr eine entscheidende Rolle. Touristische Ausbaumaßnahmen für den Wintersport werden durch die geringen wirtschaftlichen Effekte der Einsaisonalität gerechtfertigt. Der Auf- bzw. Ausbau eines reinen Sommerbetriebes erscheint tatsächlich unter den heutigen Gegebenheiten selbst bei erneut stärkerer Belebung der Sommernachfrage in der Regel nicht vertretbar. In solchen Fällen ist nämlich das Kosten-Nutzen-Verhältnis zumeist sehr ungünstig. Erfolgversprechender sind dabei noch die Aussichten alpiner Sommerfremdenverkehrsorte, die in den letzten Jahren insbesondere in der Vor- und Nachsaison aufgewertet wurden und zudem erste Ansätze von Angebotsformen entwickeln, die aufgrund naturräumlicher Eignungskriterien nicht mit intensiver Ausübung des Pistenskisportes verbunden sind.

Gerade im Planungsraum des Nationalparks Hohe Tauern bestehen seit Jahrzehnten große saisonale Unterschiede im Jahresgang der Gästenachfrage, die nun im Zuge der Nationalpark-Planung abgebaut bzw. verkleinert werden können.

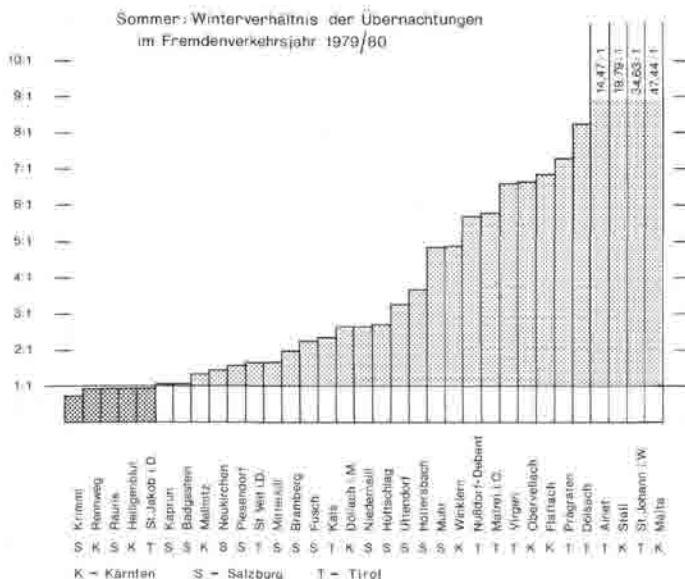
Das **Verhältnis der Übernachtungen zwischen Sommer- und Winterhalbjahr** ist im Salzburger Teil des Nationalparks am ausgeglichensten, da ja auch der Bezirk Zell a. S. vom Winterfremdenverkehr stark geprägt wird. In den Kärntner Nationalpark-Gemeinden ist der Sommeranteil der Übernachtungen etwa doppelt so groß wie der im Winter, jedoch weit ausgeglichener als im gesamten Bezirk Spittal a. d. Dr. In den Osttiroler Nationalpark-Gemeinden ist dieses Verhältnis am unausgeglichensten, wobei

sogar das Verhältnis zwischen Sommer und Winter im Gesamtbezirk besser ausfällt.

Von den insgesamt 33 Gemeinden weisen jedoch nur fünf Gemeinden ein positives Verhältnis zugunsten des Winterhalbjahres auf: Heiligenblut, Rennweg, St. Jakob i. D., Krimml, Rauris. Im Falle von Krimml und Heiligenblut wird allerdings der Sommernachteil durch einen überdurchschnittlich hohen Tagesausflugsverkehr – Krimmler Wasserfälle, Großglockner-Hochalpenstraße – ausgeglichen. Heiligenblut mit 2193.– öS. Getränkesteuereinnahmen pro Einwohner (im Jahre 1979) und Krimml mit 2130.– öS sind nach Kaprun (2193.– öS) die zwei Gemeinden des Planungsraumes, die aufgrund des Ausflugsverkehrs eine überdurchschnittliche Getränkesteuereinnahme verbuchen können.

Obwohl die Übernachtungskapazität z. B. von Prägraten (181 719), Virgen (140 202) oder Matrei i. O. (220 368) im Fremdenverkehrsjahr 1979/80 als relativ hoch bezeichnet werden kann, ist der saisonale Verlauf als ziemlich ungünstig zu beurteilen. Deshalb sind auch realistische Bemühungen für eine bessere Winterauslastung in der Kleinregion 38 (Matrei i. O. und Umgebung) absolut gerechtfertigt und verständlich.

Für die Jahresgänge der einzelnen Gemeinden wurden die monatlichen Mittelwerte aus den Fremdenverkehrsjahren 1978/79, 1979/80 und 1980/81 errechnet, der Jahresmittelwert (\bar{x}) aus den so errechneten Monaten gebildet und gleich 100 gesetzt und in der Folge die Monatswerte dazu in Relation gebracht. Zusätzlich zum Jahresmittelwert \bar{x} wurde zur Vergleichbarkeit der monatlichen Verteilung und Streuung der Monatswerte die Standardabweichung berechnet, die ausgedrückt in Prozent des arithmetischen Mittels die Variabilität (v) ausdrückt.



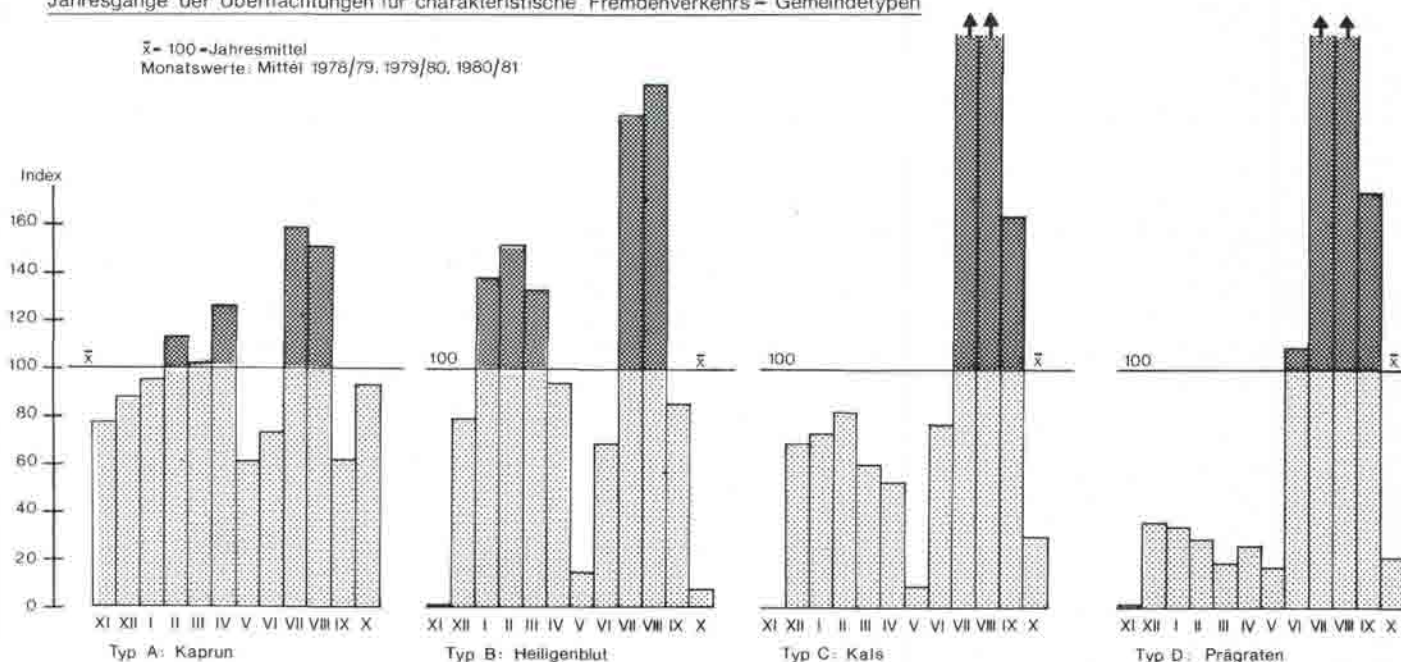
Typ A:

Den ausgeglichensten Jahresgang der monatlichen Übernachtungen weist die Gemeinde **Kaprun** mit einer Variabilität (v) von 31,98 % auf. Hier hat die Errichtung des Gletscherskigebietes Kaprun-Kitzsteinhorn auch die Vor- und Nachsaison zusätzlich belebt. Die Ganzjahresskigebiete weisen ja in ihrem Frequenzaufkommen mit den charakteristischen Gipfeln im Spätherbst (Oktober/November) und Frühjahr (März/April) eine spezifische jahreszeitliche Verteilung auf, die auch bei Schneeknappheit in tiefergelegenen Lagen als Kompensationsangebot eine zusätzliche Angebotsattraktivität darstellen. Eine Ausnahmestellung aufgrund des intensiven Kur- und Kongreßtourismus nimmt auch Badgastein ein ($v = 40,45 \%$).

Typ B:

Ein weiterer charakteristischer Jahresgang ist gekennzeichnet durch eine bimodale Verteilung mit zwei deutlich abgesetzten Saisonspitzen. Die Monate Juli und August sowie die etwas breiter gelagerte Winterspitze heben sich typisch von den Zwischensaisonen ab. Die Gemeinden Krimml ($v = 62,89 \%$), Neukirchen a. Grv. (66,94 %), St. Jakob i. D. (67,38 %), Rauris und Piesendorf (je 69,87 %), Heiligenblut (72,40 %), Rennweg

$\bar{x} = 100$ = Jahresmittel
 Monatswerte: Mittel 1978/79, 1979/80, 1980/81



(73,92 %), Mallnitz (74,19 %) und Mittersill (79,26 %) zählen typisch zu dieser Gruppe B.

Typ C:

Bei den Orten dieser Gruppe, wie z. B. Fusch, Kals, Uttendorf oder Döllach i. M. erreicht die Winterspitze den Jahresmittelwert ($\bar{x} = 100$) relativ knapp nicht mehr, während die Sommersaisonspitze immer deutlicher ausgebildet ist. Die Werte für die Variabilität reichen von $v = 80-110$ %.

Typ D:

Der Typ D ist hinsichtlich der Jahresauslastung bzw. fremdenverkehrswirtschaftlichen Wertschöpfung als besonders problematisch anzusehen. Mehr als 60 % aller Übernachtungen eines Fremdenverkehrsjahres entfallen auf die zwei Spitzenmonate Juli und August. In diesen Gemeinden ist die Ankerbelung der Wintersaison mit einem regionsangepassten Maßnahmenkatalog dringend notwendig. Zu dieser Gruppe gehören im Sommer so bekannte Fremdenverkehrsorte wie Obervellach, Prägärten, Virgen, Matrei i. O. oder Malta.

Die Entwicklung der Vor- und Nachsaison

Besondere Anstrengungen werden heute in Tourismuskreisen unternommen, die schmale, ferienzeitbedingte Sommersaisonspitze im Juli und August durch gezielte Aktionen und Programme für ganz bestimmte Nachfragegruppen in den Frühsommer und in den Herbst hinein auszudehnen. Dabei ist es vor allem im Sommer außerhalb der Hauptferienzeit außerordentlich schwierig, im ohnehin bereits hart umkämpften Urlaubsmarkt neue Anteile zu gewinnen und neue Nachfragesegmente zu erschließen. Die folgende Tabelle 5 zeigt die unterschiedlichen Entwicklungen der Vor- und Nachsaison bzw. die Sonderstellung der Gemeinden des Virgentales in Osttirol:

Tabelle 5:
Vergleich der Nachfrageentwicklung in den Vor- und Nachsaisonen der Sommerhalbjahre 1977–1981 (Übernachtungen im Mai/Juni und September/Oktober) im Nationalpark-Planungsraum Hohe Tauern

	1977	1978	1979	1980	1981
Kärntner Nationalpark-Gemeinden	183 016	179 413	209 603	230 416	222 040
	100	98	115	126	121
Salzburger Nationalpark-Gemeinden	802 392	797 246	842 039	888 917	905 812
	100	99	105	111	113
Tiroler Nationalpark-Gemeinden	233 336	250 503	257 051	289 505	296 054
	100	107	110	124	127
Nationalpark-Planungsraum	1 218 744	1 227 162	1 308 693	1 408 838	1 423 906
	100	101	107	116	117
Virgental	66 632	69 142	72 678	90 679	102 136
	100	104	109	136	153

	Übernachtungsanstiege in den Jahren		
	1977–1981	1977–1979	1979–1981
Kärntner Nationalpark-Gemeinden	39 024	26 587	12 437
		68,1 %	31,9 %
Salzburger Nationalpark-Gemeinden	103 420	39 647	64 053
		38,1 %	61,9 %
Tiroler Nationalpark-Gemeinden	67 718	23 715	39 003
		42,4 %	57,6 %
Planungsraum-Nationalpark	205 162	89 949	115 213
		43,8 %	56,2 %
Virgental	35 504	6 046	29 458
		17,0 %	83,0 %

Quellen: Monatsstatistiken d. A. d. Kärntner, Salzburger und Tiroler Landesreg., Abt. Statistik.
 Eigene Berechnungen

Gemessen an der jeweiligen Übernachtungskapazität der Regionen schnitten die Tiroler Nationalpark-Gemeinden mit einem Anstieg (1977–1981) von 26,9 % am besten ab, gefolgt von Kärnten mit 21,3 % und Salzburg mit 12,9 %. Einen überdurchschnittlich hohen Beitrag für die Steigerung in den Tiroler Nationalpark-Gemeinden steuerten die Orte **Prägraten und Virgen (Virgental)** im Rahmen der Alpenvereins-Aktion-Virgental (1980–) bei (Haßbacher, 1981b:12; 1982b:25). Interessanterweise treten auch auffallende regionale Wachstumsunterschiede auf. Während in den Kärntner Nationalpark-Gemeinden in den Jahren 1977–1979 mit 68,1 % der größere Anstieg zu verzeichnen war, trat in Salzburg und Tirol im Zeitraum 1979–1981 mit 57,6 % bzw. 61,9 % das Gegenteil ein.

Der starke Impuls der Werbekampagne des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins für das Virgental fällt deshalb so deutlich aus, weil im Zeitraum der Werbekampagne 83,0 % des Übernachtungsanstieges 1977–1981 erreicht wurden. Betrag der Wachstumsanteil der Virgentaler Gemeinden gemessen an jenem der Osttiroler Nationalpark-Gemeinden in den Jahren 1977–1979 nur ein Viertel (25,5 %), so wuchs er im Zeitraum 1979–1981 auf drei Viertel (75,5 %) an.

Mit dem Übernachtungsanstieg 1979–1981 von +14 749 in Virgen sowie 14 709 in Prägraten rangieren beide Gemeinden nach den Fremdenverkehrszentren Badgastein (+29 700) und Rauris (+16 950) im Kreise von 33 Nationalpark-Gemeinden an hervorragender 3. bzw. 4. Stelle bei der Vor- und Nachsaisonentwicklung. So bedeutende Fremdenverkehrsorte wie Kaprun (–15 000), Mallnitz (–4835) und Heiligenblut (–4342) mußten im selben Zeitraum eine Abnahme hinnehmen.

Virgental: Modell für eine alternative Tourismusedwicklung

Um den Interessenskonflikt im Venedigergebiet zwischen Nationalpark Hohe Tauern und den geplanten Erschließungsprojekten zu entschärfen und alternative, organisch wachsende Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen, startete der DAV und OeAV im Jahre 1980 die AV-Aktion-Virgental. Im Vordergrund steht als Ziel die Überwindung der stark ausgeprägten Einsaisonalität und der Juli-August-Konzentration durch gezielte Werbe- und Infrastrukturmaßnahmen. Aufgrund fehlender naturräumlicher Eignungsvoraussetzungen für skitechnische Erschließungen im Virgental und der gravierenden Struktur- und Entwicklungsschwäche gilt es nun, neue Wege und Formen einer regionsangepaßten touristischen Entwicklung zu finden.

Das Modell „Virgental“ des Alpenvereins für eine „sanfte“ Tourismusedwicklung stellt heute bereits ein aktuelles Beispiel für die in zahlreichen Konzepten niedergelegten regionalpolitischen Strategien für periphere Räume dar:

● Österreichisches Raumordnungskonzept 1981:

Ziel 6 für periphere Konzeptregionen: Geeignete Ansatzmöglichkeiten für spezielle Fremdenverkehrsformen sollen vor allem

in entwicklungschwachen peripheren Konzeptregionen gefördert werden. Neben dem Ausflugsverkehr können spezifische Arten von Hobbyurlaub, Gesundheitsaufenthalte etc. auch in Gebieten möglich sein, in denen die traditionellen Fremdenverkehrsformen erst in geringem Maße Eingang gefunden haben. Der Bevölkerung solcher Gebiete soll eine intensive Beratung und Hilfe zur Selbsthilfe gegeben werden.

● Tiroler Fremdenverkehrskonzept 1982:

Unter angebotsorientierte Strategien:

Ebenfalls durch geänderte Präferenzen der Fremdenverkehrsnachfrage bedingt ist die Forderung nach „Förderung von Infrastrukturen für den nicht-technisierten Fremdenverkehr“. Tendenzmäßig verlagert sich die Nachfrage in zunehmendem Maße zu Formen des sog. nicht-technisierten Fremdenverkehrs. Bevorzugte Aktivitäten sind dabei das Wandern und Bergsteigen, der Langlauf und der Tourenskillauf, das Radwandern, das Baden in naturnah geschaffenen Badeseen etc. Die dafür notwendigen und oft mit relativ geringem Kostenaufwand zu erstellenden Infrastrukturen fehlen noch zum Teil. Um so mehr ist durch eine aktive angebotsseitige Politik ein verstärkter Ausbau dieser Tourismusformen zu fördern, zumal auch zu den Zielen der Umweltpolitik nur geringe Reibungsflächen bestehen.

● Arbeitsgemeinschaft Alpenländer: Gemeinsames Leitbild für die Entwicklung und Sicherung des Alpengebietes 1981:

II. Allgemeine Grundsätze, 6. Fremdenverkehr: Der nicht auf technische Erschließungen angewiesene Tourismus kann für Gebiete mit schlechten Erschließungsvoraussetzungen eine echte Wirtschaftsalternative darstellen und soll besonders gefördert werden.

Bisher sind im Rahmen der Alpenvereins-Aktion-Virgental folgende Organisationsschritte und Bausteine gemeinsam mit der einheimischen Bevölkerung erarbeitet worden:

1. Phase: Vor- und Nachsaison im Sommerhalbjahr

- Umfangreiche Werbung in den „Mitteilungen“ des DAV und OeAV für Wanderwochen in der Vor- und Nachsaison bei den Mitgliedern in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich (über 600 000 Mitglieder);
- Abstimmung der Werbung auf die Nachfragegruppe der Seniorenurlauber mit einem detaillierten Wochenprogramm („Seniorenurlaub im Virgental“), Werbung in den „Mitteilungen“ des DAV und OeAV;
- Herausgabe eines Prospektes „Seniorenurlaub im Virgental“ mit einem dazugehörigen Beiblatt;
- Herausgabe eines Prospektes „AV-Aktion-Virgental“ für hochalpine Skitouren- und Bergsteigerwochen, Wanderwochen, Seniorenurlaub im Virgental mit Beiblatt;
- Ausbildung von Wanderführern, Programmgesprächen, Pressekonferenzen, Journalistenbetreuung, Publikationen, etc.

2. Phase: Belebung der Wintersaison

Im Jahre 1982 wurden nun die Vorarbeiten zur stufenweisen Belebung der Wintersaison aufgenommen. An erster Stelle der



Prioritätenreihung steht die Errichtung des **Langlaufzentrums Virgental**, welches einen weiteren Baustein für das Gesamtkonzept „Ganzjährig naturnahe Erholung“ im Nationalpark Hohe Tauern darstellt. Bei der Planung wurde auf Verknüpfungspunkte zwischen Sommer- und Wintertourismus und die Schaffung von zwei Sportzentren in Pörgen und Virgen als Mittelpunkte der sportlichen Aktivitätsentfaltung besonderes Augenmerk gelegt. Diese örtlichen Kerne beinhalten einmal im Winter den Ausgangspunkt für die Loipen mit Wachsstube und Räumlichkeiten für die Loipengeräte, sanitäre Anlagen, Umkleidekabinen, Sportrestaurant, Eislaufplatz, Eisstockbahnen und im Sommer den Mittelpunkt für Wanderungen, Radwanderungen, Tennisplätze usw.

Diese auf Naturnähe und gebremste Tourismustechnik (Haßbacher, 1982c) ausgerichtete Entwicklung muß dabei auch unbedingt die wirtschaftliche Komponente als Beitrag zur Regionalentwicklung berücksichtigen.

Von der Nachfrageseite her betrachtet liegt im **Langlauf** noch genügend Potential. Obwohl die Zuwachsrate 1975–1980 mit 200 % in den Jahren 1982–1985 mit plus 90 % zwar abnimmt, liegen in diesem Marktsegment noch mehr Chancen als im Alpinski, der 1982–1985 nur mehr ein summiertes Wachstum von 20 % erreichen wird. Das augenfällige Wachstum im Ski-

Langlauf dürfte vor allem in seiner Entdeckung als echter Familiensport sowie als für die körperliche Entwicklung von Kindern und Jugendlichen zur Stärkung des Bewegungsapparates besonders empfehlenswerter Disziplin liegen.

Neben der Errichtung des Langlaufzentrums ist die Ausarbeitung eines auf den Winter ausgerichteten Marketingkonzeptes besonders wichtig.

Von der Planungs Kooperation her muß jedoch festgehalten werden, daß dieses Projekt durch die unterschiedlichen Nutzungsansprüche und die Verschärfung der Gegensätze zwischen den Vorstellungen der Einheimischen (für Gletschererschließung) und dem Alpenverein (keine Gletschererschließung) zur Zeit unter erschwerten Rahmenbedingungen durchgezogen wird. Erst die endgültige Absage an das „Venedigerprojekt“ und die breite Unterstützung dieser alternativen Tourismusentwicklung durch öffentliche Mittel wird dieser Aktion zu weiteren Impulsen verhelfen. Die ersten 4,5 Mio. öS des Bundesministeriums für Gesundheit und Umweltschutz für sichtbare Zeichen in den drei Modellgebieten des Nationalparks Hohe Tauern (Draxl, Haßbacher, 1982), von denen 1,3 Mio. öS ins Virgental für eine naturnahe Tourismusentwicklung fließen, überschreiten zum gegebenen Zeitpunkt nicht den Stellenwert von Anbahnungskosten.

Ausblick

Die aufgezeigten Unterschiede in der touristischen Entwicklung der Regionen nördlich und südlich des Alpenhauptkammes sowie des aktuellen Entwicklungsstandes verdeutlichen die Schwierigkeiten des Raumordnungsanliegens Nationalpark

Hohe Tauern im Augenblick der größten Realisierungsanstrengungen. Allerdings stärken die vereinzelt immer häufiger auftretenden Initiativen und Beispiele die Hoffnung auf eine wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung und die Realisierung des Nationalparks. Das Hauptziel wird darin bestehen müssen, insbesondere die Berglandwirtschaft, den jeweiligen Gegebenheiten und Möglichkeiten angepaßt, durch den Fremdenverkehr zu unterstützen und zu fördern. Gelingt es, im Vorfeld des Nationalparks Hohe Tauern ähnliche Entwicklungen wie bei anderen Nationalpark-Beispielen zu forcieren, so dürfte der Nationalparkbann langsam gebrochen werden.

Unter diesen Entwicklungsvoraussetzungen könnte sich in den benachteiligten Gebieten des Planungsraumes insbesondere die dritte Möglichkeit als zielführend erweisen, unter deren Blickwinkel bestehende regionale Ungleichgewichte gesehen werden:

1. Als **Notstand**, der eine möglichst weitgehende Entschärfung der entstandenen Zwangslage verlangt;
2. Als etwas **Schicksalshaftes**, wenn die Disparitäten in der Natur der Sache zu liegen scheinen und damit im Prinzip hingenommen werden müssen, bzw. sich höchstens in ihren negativen Begleiterscheinungen lindern lassen;
3. Schließlich als die **Chance**, bei der weiteren Regionalplanung die Fehlentwicklungen anderer Regionen zu vermeiden und neue beispielgebende Ideen und regionalpolitische Zielsetzungen unter dem Gesichtspunkt der Qualität zu verwirklichen.

„Und als sie das Ziel aus den Augen verloren hatten, verdoppelten sie ihre Anstrengungen.“
Mark Twain

Literatur

- Amt der Kärntner Landesregierung (1981): Nationalpark Hohe Tauern in Kärnten. In: Raumordnung in Kärnten, Bd. 14, 98S., 1 K.
- Arbeitsgemeinschaft Alpenländer (1981): Gemeinsames Leitbild für die Entwicklung und Sicherung des Alpengebietes. Beschluß der Regierungschefs vom 19.6.1981, 8S. (Hrsg. von der Bayerischen Staatskanzlei).
- Barnick, H. (1980): Die wirtschaftliche Entwicklung im Bereich des Nationalparks Hohe Tauern. In: Überlegungen bei der Schaffung eines Nationalparks Hohe Tauern unter dem Gesichtspunkt davon berührter Kompetenzen des Bundes. Parlamentarische Enquete – Stenographisches Protokoll, Wien, 28.11.1980, S. 15–19.
- Draxl, A. u. Haßbacher, P. (1982): Investitionsprogramm für die Modellregionen Krimml-Neukirchen und Prägraten-Virgen. Nationalpark Hohe Tauern. Matrei i. O., hekt. Manuskript.
- Güller, P. (1980): Interregionale Disparitäten: Notstand, Schicksal oder Chance? In: Mühlemann, F. u. Brugger, E. A. (Hrsg.): Regionale Disparitäten. Heftthema NFP „Regionalprobleme“, S. 61–73.
- Haßbacher, P. (1979): Regionale Unterschiede des Tourismus in ausgewählten Nationalpark-Wandertälern in Kärnten, Salzburg und Tirol. In: Berichte/Informationen Nationalpark Hohe Tauern, H. 6, S. 2–43.
- Haßbacher, P. (1981a): Alternative Regionalpolitik für entwicklungschwache Berggebiete. In: Alpenvereinsjahrbuch 1981, S. 169–183.

- Haßbacher, P. (1981b): Ergebnisse der Werbekampagne für die Vor- und Nachsaison im Sommerhalbjahr 1980. In: Mitt. des OeAV 36 (106), H. 1, S. 12.
- Haßbacher, P. (1982a): Zur Problematik von Grenzziehung und Zonierung im Nationalpark Hohe Tauern. In: Natur und Landschaft 57, H. 7/8, S. 248–255.
- Haßbacher, P. (1982b): Eine Bilanz – 2 Jahre AV-Aktion-Virgental. In: Mitt. des OeAV 37 (107), H. 1, S. 24–25.
- Haßbacher, P. (1982c): Der „sanfte Tourismus“ – eine Möglichkeit der Regionalentwicklung. In: Allgemeine Forstzeitung 93, F. 4, S. 93–94.
- Kastner, F. (1978): Die zu erwartenden Veränderungen des Landschaftsbildes und ihre Auswirkungen. Fachgutachten zum wasserwirtschaftlichen Rahmenplan für das Iselgebiet, Osttirol. Wien, Textband 133S.
- Müller, G. (1979): Die Hohen Tauern als Verkehrsraum einst und jetzt. In: Wissenschaftliche Alpenvereinshefte, H. 21, S. 49–68, 1K.
- Österreichische Raumordnungskonferenz (1981a): Österreichisches Raumordnungskonzept. Materialienband. In: ÖROK-Schriftenreihe, Nr. 28a, 86 S.
- Österreichische Raumordnungskonferenz (1981): Österreichisches Raumordnungskonzept. In: ÖROK-Schriftenreihe, Nr. 28, 64 S.
- Puwein, G. (1982): Auto und Reiseverkehr. In: Auto & Wirtschaft. Eine Studie des ÖAMTC über die Einflüsse des Automobils auf Beschäftigung, Reiseverkehr und Steuern. Wien, S. 101–131.

Das Seil allein bedeutet noch nicht Sicherheit

Pit Schubert

Das Seil symbolisiert für viele Sicherheit und wird von vielen als Garant vor Absturz angesehen. Dies kann ein Trugschluß sein. Ein Seil hat grundsätzlich nur die Eigenschaft, eine Belastung vom *einen* Seilende auf das *andere* zu übertragen. Sonst nichts. Bestes Beispiel bietet das Abschleppen eines Autos. Der Zug des *abschleppenden* Autos wird vom *einen* Seilende auf das *andere* Seilende und auf das *abzuschleppende* Auto übertragen. Der eine Wagen zieht den anderen mit.

Im Fels

Genauso verhält es sich bei Anwendung des Seiles zu Sicherungszwecken im Fels. Stürzt ein Seilpartner, wird die Belastung vom *einen* Seilende auf das *andere* übertragen. Mehr kann und tut das Seil nicht. Deshalb soll sich im Fels immer nur ein Seilschaftsteil – der Seilerste oder *der/die* Seilzweiten – bewegen, während er vom *anderen* Teil mit Kameradensicherung ¹⁾ (einschließlich Selbstsicherung ²⁾) gesichert wird.

Gleichzeitiges Klettern am Seil bedeutet immer erhöhtes Risiko für die ganze Seilschaft. Stürzt ein Seilpartner, reißt er *den/die* anderen mit. Stellvertretend für viele Unfälle dieser Art sei der Absturz der Führerpartie im vergangenen Jahr an der Viererspitze (Karwendel) genannt. Im leichten Felsgelände unterhalb des Einstiegs zum Nordgrat muß einer der beiden das Gleichgewicht verloren und den anderen mitgerissen haben. Man fand beide tot am Seil hängend, das sich beim Sturz an einem Felszacken verfangen hatte. Weitere tragische Unfälle sind bekannt:

- Seilschaft Fiedler/F. an der Schlüsselkar-Südwand (Sturz beider aus den leichten Felsen unterhalb des Gipfels bis zum Wandfuß).
- Seilschaft Ivano Dibona (Bergführer) und Gefährte an der Dibona-Kante der Großen Zinne (Sturz beider bis zum Einstieg).
- Seilschaft Lionel Terray und Gefährte an der Gerbier-Ostwand (Sturz beider bis zum Wandfuß)

¹⁾ = Sicherung des/der Kameraden vor Absturz

²⁾ = eigene Sicherung vor Absturz

Im Eis

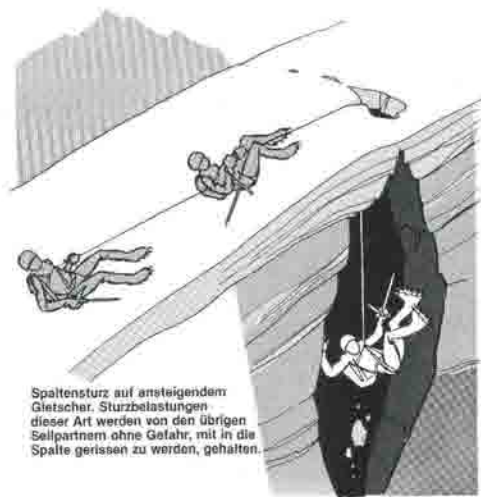
Was für den Fels gilt, gilt auch fürs Eis. Deshalb bewegt sich auch in Firn- und Eiswänden immer nur ein Seilschaftsteil, und dieser wird mit Kameradensicherung (einschließlich Selbstsicherung) vom *anderen* Teil gesichert. Kein Unterschied zum Fels.

Auf Gletschern

Die genannte Methodik mit Kameradensicherung und Selbstsicherung wird auf Gletschern *nicht* angewendet. Sie kann nicht angewendet werden, da sie die drei- bis vierfache Aufstiegszeit kosten würde. Auf Gletschern wird gleichzeitig am Seil gegangen. Das Seil dient dabei zur Sicherung bei Spaltensturz.

Wie läuft ein Spaltensturz ab?

Jeder Mensch wird mit einer horizontal oder diagonal wirkenden Kraft in der Größenordnung von maximal 500 N (etwa 50 kp) aus dem Stand zu Boden gerissen. Der Spaltensturz eines Seilpartners kann deshalb vom folgenden Seilzweiten weder im Stehen, erst recht nicht im Gehen, gehalten werden. Der plötzlich auftretende Sturzzug reißt ihn zu Boden und so lange in Richtung Spaltenrand, bis die Fallenergie des in die Spalte Gestürzten durch Seilreibung am Spaltenrand und durch Reibung zwischen dem Niedergerissenen und der Gletscheroberfläche in Form von Reibungsarbeit aufgenommen worden ist. Erst danach ist der Spaltensturz abgefangen. Die geringe Spannarbeit, die das Seil dabei aufnimmt (Seildehnung), kann vernachlässigt werden. Bei einer Dreierseilschaft wird meist auch noch der Seildritte zu Boden gerissen. Der Bremsweg in Richtung Spaltenrand ist dann aber wesentlich kürzer. (Anmerkung: Beim Spaltensturz und bei der Spaltenbergung zeigen sich die Vorteile der Dreier- und der Viererseilschaft am Gletscher; die Zweierseilschaft ist am schlechtesten dran.) Gelegentlich tragen die zu Boden Gerissenen auch noch Armluxationen und/oder Knochenbrüche davon. Solange der Gletscher an der Einbruchsstelle annähernd eben ist, wird man den Spaltensturz bei genügend großem Abstand zwischen den Seilpartnern (etwa 7 bis 9 m) in der Regel halten können. Das Seil schneidet sich dabei in den Spaltenrand ein und verursacht so einen gewünschten Bremseffekt.



Spaltensturz auf ansteigendem Gletscher. Sturzbelastungen dieser Art werden von den übrigen Seilpartnern ohne Gefahr, mit in die Spalte gerissen zu werden, gehalten.



Spaltensturz auf abschüssigem Gletscher. Sturzbelastungen dieser Art sind für die übrigen Seilpartner sehr gefährlich. Die Seilreibung am Spaltenrand und die Reibung zwischen den zu Boden Gerissenen und der Gletscheroberfläche bzw. der Bremsweg reichen oft nicht aus, den Sturz abzufangen. Die übrigen Seilpartner folgen dann dem Ersten in die Spalte.

Gefährlich wird es erst beim *Abstieg* über abschüssige Gletscherpassagen. Dann kann die Seil- und Körperreibung auf dem Firn u. U. nicht mehr ausreichen, die Sturzenergie des in der Spalte Verschwundenen aufzunehmen. Die übrigen Seilpartner folgen dann dem Ersten in die Spalte. Je steiler die Gletscherpassage – desto größer die Gefahr des Mitgerissenwerdens (diese Gefahr ist in 1. Näherung eine Funktion der Hangneigung). Auf diese Weise sind schon ganze Seilschaften in Spalten gestürzt (siehe auch Tabelle auf Seite 220 ff.). Der Sturzzug ist sprichwörtlich und in der Tat „unwiderstehlich“. Auch Bergführer sind so schon mit in die Spalte gerissen worden. Wie wäre es sonst zu erklären, daß man einen Bergführer mit seinen von ihm geführten Touristen, in eine Gletscherspalte gestürzt, tot fand? Beim *Aufstieg* über steilere Gletscherpassagen ist diese Gefahr nicht vorhanden, solange nur der Seilerste in die Spalte stürzt. Das Gegengewicht der übrigen Seilpartner ist ausreichend, um den Sturz abzufangen. Anders, wesentlich gefährlicher, wird es, stürzt der Seilletzte oder der Mittelmann in die Spalte. Dann haben wir wieder die Gefahrensituation wie oben.

Auch auf Firn und Eishängen

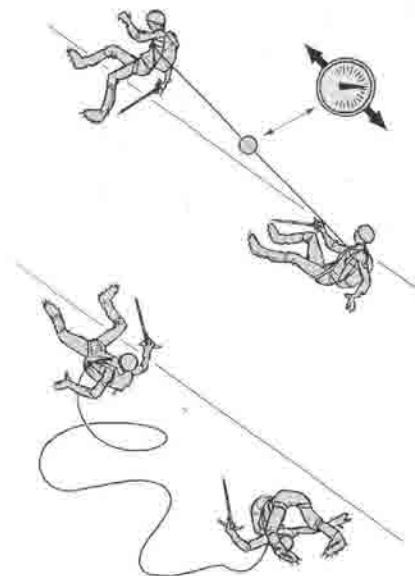
Die Gefahr des Mitgerissenwerdens besteht in geneigten Firn- und Eispassagen nicht nur bei einem Spaltensturz. Allein das Stolpern, Straucheln, Verlieren des Gleichgewichts eines Seilpartners führt in der Vielzahl aller Fälle zum Mitreißen aller übrigen am Seil. Es fehlt dann der Bremseffekt des Seileinschneidens am Spaltenrand.

Versuche mit in geneigten Firnhängen auf- und absteigenden Seilschaften, bei welchen ein Partner im unerwarteten Augenblick stolpern mußte, zeigten, wie gering die Kräfte sind, die die nachfolgenden Seilpartner zu Fall bringen. Die Seilschaften stürzten dabei immer bis ins flachere Gelände, wo der Sturz dann langsam zum Stillstand kam. Die Kräfte, die ausreichen, einen Partner mitzureißen, schwanken zwischen 50 und 400 N (etwa zwischen 5 und 40 kp), je nachdem ob der Betreffende gerade einen Schritt macht und so nur auf einem Bein steht, wenn ihn der Sturzzug trifft (50 N, etwa 5 kp), oder ob er gerade Tritt faßt (400 N, etwa 40 kp). Diese Werte sind Mittelwerte, sie hängen selbstverständlich auch noch vom Körpergewicht ab. Bei gewichtigeren Eisgehern werden die Kräfte etwas höher liegen, bei zierlichen Damen etwas darunter.

In jedem Fall sind sie unerwartet gering. Nur so lassen sich die vielen Unfälle in Firn und Eis durch Mitreißen am Seil erklären. Freilich, es wird gelehrt, sich dem bevorstehenden Sturzzug

durch reaktionsschnelles Handeln zu widersetzen. Dies ist nur leichter empfohlen als in der Praxis nachvollzogen, wie dies die traurige Unfallbilanz im folgenden bestätigt. Allein in den letzten fünf Jahren (bis Anfang 1982) ereigneten sich unter deutschsprechenden Bergsteigern 49 Unfälle dieser Art mit 150 (!) Beteiligten (zu Fall Gekommene und Mitgerissene). Der Mannschaftsflug endete für 70 Beteiligte tödlich, 60 erlitten teils sehr schwere Verletzungen, nur 20 kamen unverletzt davon. Die tabellarische Aufstellung auf S. 220–224 erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es dürften sich allein unter deutschsprechenden Bergsteigern mehr Unfälle dieser Art ereignet haben, von denen der DAV keine Nachricht erhielt.

Von der Gefahr des Mitgerissenwerdens sind nicht nur Anfänger oder weniger erfahrene Eisgeher betroffen. Die Gefahr besteht für alle. Auch für Führerpartien. Wie käme es sonst vor, daß Führerseilschaften mit ihren Touristen über mehrere hundert Meter hohe Firnflanken abstürzen? Die Tabelle enthält etliche Beispiele von Führerseilschaften. Auch Bergführer mit klingendem Namen (Achttausenderbezwinger) sind darunter. Hier soll nicht etwa ein Fehlverhalten der Seilschaftsführer aufgezeigt werden. Keineswegs. Denn es ist *kein* Fehlverhalten, wenn der Seilschaftsführer mitgerissen wird. Das Seil täuscht Sicherung vor. Man geht von der falschen Voraussetzung aus, daß die Seilbenutzung im Falle des Stolperns, Gleichgewichtverlierens eines Seilpartners dessen Absturz verhindern könnte.



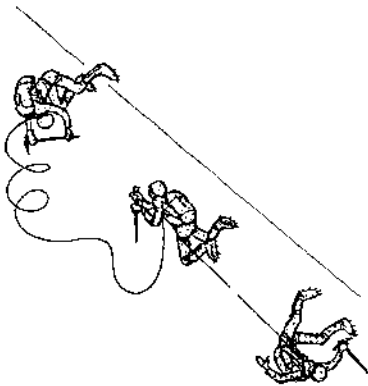
Die Kräfte, die ausreichen, einen Seilpartner mitzureißen, wurden gemessen. Sie sind auffallend niedrig.

Ein Bergführer berichtet

„Ich stieg mit vier Touristen vom Fluchthorn in einem Firngelände ab, in dem üblicherweise gleichzeitig am Seil gegangen wird. Ich ging als letzter und hatte das Seil leicht gestrafft. Plötzlich verlor einer meiner Touristen das Gleichgewicht, kam ins Rutschen, konnte sich nicht gleich wieder fangen und riß die drei anderen mit. Ich erwartete den Sturzzug und stemmte mich mit aller Kraft entgegen. Das Seil spannte sich für Bruchteile von Sekunden. Dann wurde ich, wie vom Katapult geschossen, hinter den anderen hergerissen. Nach etwa 250 m kamen wir im flacheren Gelände zum Stillstand.“ (Ein Schwerverletzter, drei Leichtverletzte).

Andere berichten

Eisgeher, die solche Mannschaftsstürze überlebt haben, berichteten, daß sie sich, nachdem sie gestolpert oder sonstwie zu Fall gekommen waren oder mitgerissen worden sind, nach kurzer



Stürzende Seilpartner können den eigenen Sturz in der Regel nicht gleichzeitig mit dem anderen abbremsen, so daß sie sich immer wieder gegenseitig mit in die Tiefe reißen.

Zeit mit Liegestütztechnik oder Rettungsgriff wieder fangen konnten. Aber nicht alle zur gleichen Zeit, so daß sie vom nächsten Seilpartner, der gerade noch am Abwärtskugeln war, wieder mitgerissen wurden. Dies habe sich teilweise mehrfach wiederholt. Die Seilpartner überholten sich dabei gegenseitig – der eine wurde beim Abwärtskugeln verzögert (etwa abgebremst), der andere dafür wieder beschleunigt (Gummieffekt des Seiles) – bis der Sturz weiter tiefer, in flacherem Gelände, endete.

Wo wird es gefährlich?

In mäßig steilen Firn- und Eispassagen, dort, wo man der geringen Steilheit wegen noch nicht von Standplatz zu Standplatz sichert, sondern – auch aus Zeitgründen – noch gleichzeitig am Seil geht. Die Steilheit allein ist für die Absturzgefahr noch nicht ausschlaggebend. Erst die Steilheit in Verbindung mit der Firn- bzw. der Eisbeschaffenheit bildet das Kriterium. In nur 35° steilen Firnpassagen, die in den Morgenstunden noch hart sind, kann das Stolpern eines Seilpartners schon zum Absturz der ganzen Seilschaft führen. Ist der Firn weicher, schafft jeder Tritt tiefe

Stufen, ist es weniger gefährlich bis ungefährlich. In weicheren Firnpassagen kommt es erst bei größerer Steilheit zum Absturz der ganzen Seilschaft.

Was tun!

Die Vielzahl abgestürzter Seilschaften gibt zu denken. Was kann man daraus lernen?

Der Absturz ganzer Seilschaften – auch wenn er noch einmal glimpflich endet – kann schließlich nicht im Sinne der Beteiligten sein. Man darf vielmehr unterstellen, daß die Eisgeher ihre Überlebenschancen zu optimieren, nicht etwa durch das Stolpern eines Seilpartners zu minimieren wünschen, also mitgerissen werden möchten.

Dazu gehört zuallererst einmal, daß die Gefahr erkannt wird – nämlich die Gefahr, daß das Seil in diesen Situationen nicht Sicherheit vor Absturz, sondern quantitativ – im Hinblick auf die gesamte Seilschaft – eine Gefahr bildet. Hat man das erkannt, ist schon viel gewonnen. Eine erkannte Gefahr ist schließlich nur noch eine halbe Gefahr.

Was läßt sich praktisch tun?

Zuallererst einmal in Firn und Eis mit und ohne Steigeisen sicher gehen und stehen lernen. Ein Großteil aller alpinen Unfälle ist auf unsicheres Geh- und Stehvermögen zurückzuführen.

Beherrscht man das und weiß man von der Gefahr des Mitgerissenwerdens, dann wird man klugerweise das Auf- oder Abstiegstempo so wählen, daß keiner der Seilpartner körperlich überfordert wird. Bei längerer körperlicher Anstrengung läßt bekanntlich das psychomotorische Konzentrationsvermögen nach. Bei Überanstrengung wird ein Stolpern, Straucheln oder Gleichgewicht verlieren geradezu provoziert. Der langsamere, gleichmäßige Aufstieg ist sicherer und führt häufig eher zum Ziel als der etwas schnellere und hastigere.

Könnte man damit Unfälle dieser Art ausschalten, wäre das Problem schon gelöst. Da der Mensch aber immer mit Unzulänglichkeit behaftet sein wird, werden sich diese Unfälle bestenfalls etwas reduzieren, sicher aber nicht beseitigen lassen. Man muß nach weiteren Möglichkeiten suchen, sozusagen wenigstens noch „einfache Redundanz“ schaffen: Also – für den Fall, daß doch noch ein Partner stolpert, strauchelt oder sonstwie das Gleichgewicht verliert, sollten die übrigen nicht mitgerissen werden können. Dies ist *nur* möglich, wenn in solchem Gelände auf das Seil *verzichtet* wird. Drei Vorteile brächte dies mit sich:

– Erstens: Alle Partner werden, da sie sich nicht mehr „gesichert“ fühlen können, bewußt langsamer, sicherer und sauberer gehen.

– Zweitens: Kommt trotzdem ein Partner zu Fall, kann er seinen Sturz mit der Liegestütztechnik oder dem Rettungsgriff noch eher wieder zum Stillstand bringen als im Fall der Seilbenutzung, wo er von den Mitgerissenen immer wieder mitgerissen wird.

Bildleiste links unten: Eine auf einem 40° steilen, harten Firnhang (Schattenseite) abstürzende Seilschaft. Der Seilzweite hatte den Auftrag, unverhofft zu stolpern. Der Versuch wurde mehrfach wiederholt. In keinem Fall war es dem Seilersten möglich, den Sturz abzufangen. Erst im flacheren Teil kam die abstürzende Seilschaft jeweils zum Stillstand.



– Drittens: Das Abwärtskugeln eines Partners bleibt auf diesen beschränkt. Andere werden nicht mitgerissen. Von der Seilschaftstreu „gemeinsam bis in den Tod“ – sollte man sich zu trennen versuchen. Schließlich gilt es die Überlebenschancen der übrigen zu optimieren, nicht zu minimieren (siehe oben).

Diese Empfehlung, auf das Seil zu verzichten, ist von fundamentaler Bedeutung und wird an den Grundfesten vieler Ausbilder und Alpinverantwortlicher rütteln. Deshalb soll diese Möglichkeit, die Überlebenschancen der übrigen Partner auf diese Weise zu optimieren, hier nur aufgezeigt und die Diskussion angeregt werden. Auch wenn logischerweise schon jetzt viel für und nur wenig gegen diese Empfehlung spricht.

Schließlich könnte eine solche Empfehlung aber auch nur für gleich starke Partner im Eis gelten. In der deutschen Heeresbergführerausbildung beispielsweise ist diese Empfehlung bereits zur Richtlinie geworden. Bei Heeresbergführeranwärtern kann man allerdings auch voraussetzen, daß sie nicht unerfahren und daß sie untereinander immer etwa gleich stark sind, also im Eis gleich gut und sicher gehen.

Und die anderen?

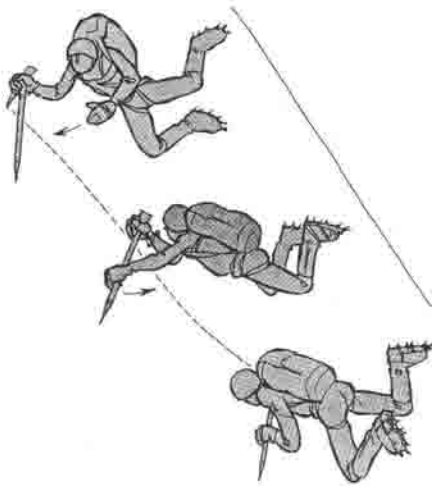
Schließlich gibt es auch Anfänger und Wenigergeübte, die von Bergführern geführt werden. Gerade der Anfänger und der Wenigergeübte brauchen vielfach das Seil als „optische“ oder „moralische“ Hilfe. Er würde sicher viel eher zitterige Beine bekommen, stolpern und zu Fall kommen, stünde er „allein“, ohne „helfendes, sicherndes und rettendes“ Seil im Eis. Hier kann auf das Seil *nicht* verzichtet werden. Es bleibt nur die anfängliche Empfehlung, den/die Touristen nicht zu überanstrengen und in ihrem psychomotorischen Konzentrationsvermögen nicht zu schwächen. Die Möglichkeit der „einfachen Redundanz für den Fall der Fälle“ wird dem Bergführer mit Tourist/Touristen wohl immer versagt bleiben. Das Leben des Bergführers ist halt um einiges gefährdeter als das anderer Alpinisten.

Gleich, ob man nun das seilfreie oder das „seilgesicherte“ Gehen vorzieht, die **Liegestütztechnik** und die Anwendung des **Rettungsgriffes** sind die beiden einzigen Möglichkeiten, einen Sturz im Firn oder Eis durch eigene Kraft abbremsen und beenden zu können.

Wie funktionieren Liegestütztechnik und Rettungsgriff?

Die ersten Sekunden bzw. Sturzmeter, wo die Fallgeschwindigkeit noch geringer ist, sind entscheidend. Nur in ungefährlichem (spaltenlosen) Gelände mit Auslauf in weniger steilen oder ebenen Bereichen üben. Durch vielfaches Üben kann das sichere Beherrschen bis fast hin zum Instinktivreagieren vervollkommen werden.

- **Liegestütztechnik für den Sturz in Firn- oder Eishängen ohne Pickel und Steigeisen.** Je nach Körperlage sind geringfügig unterschiedliche Reaktionen wie folgt nötig:



Bei Bauchlage

- Nicht den Kopf verlieren!
- Liegestützstellung anstreben und Hände und Füße möglichst tief in den Firn graben, um so ein wirkungsvolles Bremsen zu erreichen.

Bei Rücken- oder Seitenlage

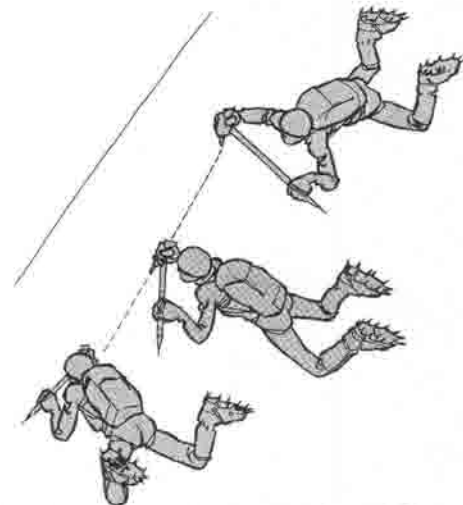
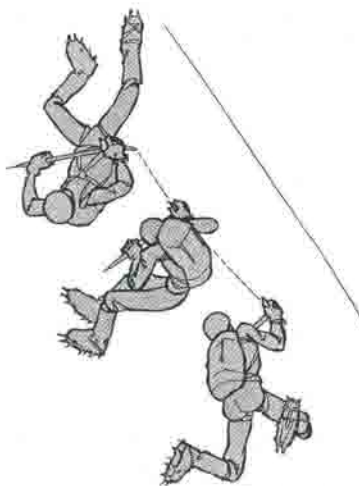
- Nicht den Kopf verlieren!
- Arme und Beine spreizen, um die Körperlage zu stabilisieren und so ein Rotieren und Überschlagen zu verhindern.
- Wenden des Körpers in die Bauchlage.
- Liegestützstellung wie oben anstreben.

Sollte man ohne Handschuh stürzen, verhält man sich genauso. Mit den Fingern versuchen, sich in den Firn oder ins Eis zu krallen. Bei Todesgefahr spürt man **keinerlei** Schmerzen! Auch nicht, wenn die Fingerkuppen abradert werden und die blanken Knochen herauschauen. Die Schmerzen – das hat die Natur glücklicherweise so eingerichtet – stellen sich nicht im Augenblick der Gefährdung, sondern erst später, einige Zeit nach Sturzstillstand, ein.

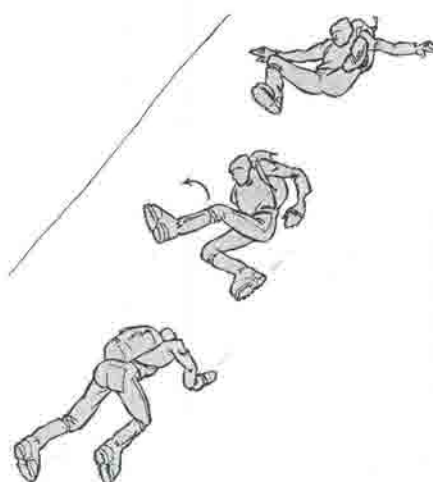
- **Rettungsgriff für den Sturz in Firn- und Eishängen mit Steigeisen und Pickel oder Eisbeil.** Der Sturz kann sich (wie oben) in verschiedenen Varianten vollziehen. Wieder sind je nach Körperlage geringfügig unterschiedliche Reaktionen wie folgt nötig:

Bei Bauchlage

- Nicht den Kopf verlieren!
- Füße weg vom Hang (die Steigeisen verhaken sich andernfalls und führen so zum Rotieren und Überschlagen).



- Pickel mit beiden Händen fassen und Haue möglichst tief in den Firn graben.
- Arme anziehen und den Pickel unter den Oberkörper drücken, um so die Grab- und dadurch die Bremswirkung durch einen Teil des Körpergewichts zu erhöhen.



Oben: Rettungsgriff mit Pickel (Eisbeil) in verschiedenen Varianten – je nach Sturzsituation.

Links und unten: Liegestütztechnik, mit Händen und Füßen bremsen.

*Alle Fotos: Archiv Sicherheitskreis
Alle Zeichnungen: Sepp Lassmann, teilweise (6x) entnommen aus „Alpine Eistechnik“, Bergverlag Rother, München.*

Bei Rücken- oder Seitenlage

- Nicht den Kopf verlieren!
- Füße weg vom Hang (siehe oben).
- Arme und Beine spreizen, um ein Rotieren und Überschlagen zu vermeiden.
- Mit der Haue oder der Schaftspitze kräftig in den Firn stoßen und bremsen.
- Dabei Wenden des Körpers in die Bauchlage.
- Haue möglichst tief in den Firn graben; weiterer Bremsvorgang wie oben.
- Bei Sturzstillstand sofort Steigeisen in den Hang stoßen.

Um den Rettungsgriff jederzeit schnell und sicher anwenden zu können, muß der Pickel schon zuvor – also bereits während des Auf- und Abstiegs, wenn noch kein Sturz zu ahnen ist – in richtiger Griffposition gehalten werden.

- **Bei Rechtshändern:** Rechte Hand am Pickelkopf (zwischen Haue und Schaufel), Haue an der Kleinfingerseite, Schaufel an der Daumenseite.
- **Bei Linkshändern:** Linke Hand am Pickelkopf (zwischen Haue und Schaufel), Haue an der Kleinfingerseite, Schaufel an der Daumenseite.

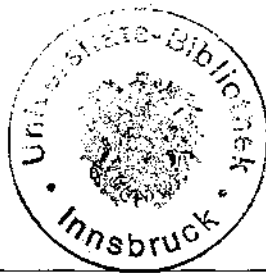
Jahr	Route/Berg/Gebiet	Anzahl der Seilschaftsmitglieder ◄ = im Aufstieg ▼ = im Abstieg	Unfallhergang	Sturzhöhe ca.	Unfallausgang
1977	Abstieg Fründenhorn Berner Oberland	3 ▼	Dreierseilschaft beim Abstieg abgestürzt. Vermutlich riß einer die anderen mit.		3 Tote
	Aig. de Gouter Montblanc-Gebiet	2 ▼	Ein Seilpartner rutschte während gleichzeitigen Gehens aus und riß den anderen mit.		1 Toter 1 Verletzter
	Piz Kesch Albulu-Gruppe Bündner Alpen	3 ▼	Beim Abstieg auf dem Normalweg rutschte ein Seilpartner aus und riß die beiden anderen mit.		3 Verletzte
	Aletschhorn Berner Alpen	2 ▼	Bei gleichzeitigem Gehen rutschte ein Seilpartner aus und riß den anderen mit in die Tiefe.	400 m	2 Tote
	Im Bereich der Hollandiahütte Berner Oberland	5	Einen Bergführer und 4 Touristen am Seil fand man tot in einer Spalte. Vermutlich stürzte einer der Touristen und riß alle anderen mit.		5 Tote
	Crast'Agüzza Bernina	5 ▼	5 Touristen an einem Seil querten ein Schneefeld. Ein Tourist (ohne Steigeisen) kam zu Fall und riß alle anderen mit.	400 m	4 Schwerverletzte 1 Toter
	Normalweg Ortler	2 ▼	Bei gleichzeitigem Gehen ausgerutscht und abgestürzt.	600 m	1 Schwerverletzter 1 Leichtverletzter
1978	Spallagrat Piz Bernina	2 ▼	Bei gleichzeitigem Gehen löste sich beim Seilersten ein Steigeisen. Der dadurch ausgelöste Sturz riß den Begleiter mit.	200 m	2 Verletzte
	Aufstieg Jungfrau Berner Oberland	2 ▲	Im leichten Gelände angeseilt abgestürzt. Beide tot gefunden.		2 Tote
	Olperer Zillertaler Alpen	2	Ein Seilpartner rutschte bei gleichzeitigem Gehen aus und riß den anderen mit.		1 Toter 1 Verletzter
	Blümlisalphorn Berner Oberland	2	Ein Seilpartner rutschte bei gleichzeitigem Gehen aus und riß den anderen mit.		2 Tote
	Fluchthorn Silvretta	5 ▼	Beim Abstieg einer Führerpartie stolperte einer der Touristen und riß alle anderen mit in die Tiefe.	250 m	1 Schwerverletzter 4 Verletzte
1979	Forcella della Marmolada Dolomiten	3 ▼	Ein Seilpartner stürzte beim Abstieg während gleichzeitigen Gehens und riß beide anderen mit.		1 Toter 2 Verletzte

Jahr	Route/Berg/Gebiet	Anzahl der Seilschaftsmitglieder ▲ = im Aufstieg ▼ = im Abstieg	Unfallhergang	Sturzhöhe ca.	Unfallausgang
1980	Wetterhorn Bernere Oberland	2 ▼	Ein Seilpartner rutschte unterhalb des Wettersattels aus und riß seine Seilpartnerin mit.	300 m	2 Tote
	Lauteraarhorn Bernere Oberland	2 ▼	Beim Abstieg rutschte ein Seilpartner während gleichzeitigen Gehens aus und riß seinen Kameraden mit.		2 Tote
	NO-Grat Schchara Kaukasus	3 ▲	Bei gleichzeitigem Gehen stürzte einer und riß die beiden anderen mit.		3 Tote
	Blümlisalphorn Bernere Oberland	2 ▼	Beim Abstieg rutschte der Seilerste während gleichzeitigen Gehens aus und riß seinen Seilpartner mit.	200 bis 250 m	1 Toter 1 Verletzter
	Aig. des Courtes Montblanc	3 ▼	Drei Bergsteiger stürzten angeseilt in eine Gletscherspalte.	500 m	3 Tote
	Langkofel Dolomiten	4 ▼	Beim Abstieg durch eine Firnrinne stürzte ein Seilpartner und riß alle drei Kameraden mit.		3 Tote 1 Verletzter
	Tour Ronde Montblanc-Gebiet	mehrere Seilschaften, insges. 13 Personen ▼	Eine im Abstieg befindliche englische Seilschaft stürzte und riß alle darunter befindlichen Seilschaften mit.		8 Tote
	Schallihorn Wallis	2 ▼	Beim Abstieg durch ein Couloir mit Felsblöcken stürzte ein Seilpartner und riß den anderen mit. Das Seil verfang sich nach ca. 100 m an einem Block und fing den Sturz auf.	100 m	1 Leichtverletzter 1 Schwerverletzter
	Abstieg vom Mönch Bernere Oberland	2 ▼	Eine Seilschaft stürzte beim Abstieg während gleichzeitigen Gehens am Seil ab. Ein Seilpartner erlitt Schädelverletzungen, die zum Tode führten, der andere Erfrierungen, bis die Rettung eintraf.		1 Toter 1 Verletzter
	Lagginhorn Wallis	2 ▼	Beim Abstieg stürzte ein Seilpartner (Ursache Stein Schlag) und riß seinen Kameraden am Seil mit.		1 Toter 1 Schwerverletzter
Rottalcouloir Bernere Oberland	2 ▼	Vater und Sohn stürzten in leichtem Gelände gemeinsam am Seil ab. Vermutlich hat einer den anderen mitgerissen.		2 Tote	
Weißer Frau Bernere Oberland	3 ▼	Beim Abstieg stürzte der Seilletzte und riß die beiden Kameraden mit.	400 m	1 Toter 2 Verletzte	

Jahr	Route/Berg/Gebiet	Anzahl der Seilschaftsmitglieder ▲ = im Aufstieg ▼ = im Abstieg	Unfallhergang	Sturzhöhe ca.	Unfallausgang
	Piz Cambrena Bernina	2 ▲	Bei gleichzeitigem Gehen riß der Stürzende seinen Kameraden mit. Die gesetzte 20-cm-Eisschraube wurde herausgerissen. Nach ca. 200 m verding sich das Seil an einem Felszacken, so daß der Sturz abgebremst wurde.	200 m	2 Verletzte
	Großglockner	3 ▼	Ausgelöst durch den Sturz eines Seilpartners während gleichzeitigen Gehens am Seil zwischen Kleinglockner und Adlersruhe stürzte die ganze Seilschaft in die Tiefe.	600 m	3 Tote
	Col de Sellar Dauphiné	2	Bei einer Querung stürzte der Seilerste und riß seinen Kameraden mit.		1 Schwer- verletzter
	Spalla-Grat Bernina	3 ▲	Der Seilerste verlor das Gleichgewicht und riß die beiden anderen mit.	200 m	3 Verletzte
	Gr. Wiesbachhorn Hohe Tauern	2 ▼	Zwei Bergsteiger stürzten über eine 50 m hohe Wand ab.	50 m	2 Verletzte
	Similaun Öztaler Alpen	3 ▼	Bei gleichzeitigem Gehen rutschte der in der Mitte Gehende ab und riß seine beiden Kameraden mit in den Bergschrund.	20 m	3 Verletzte
	Huayna Potosi Anden	2 ?	Kurz unterhalb des Gipfels stürzte die Seilschaft ab.	200 m	2 Tote
	Habicht Stubaiier Alpen	5 ▲	Eine herabstürzende Dreierseilschaft riß eine Zweierseilschaft mit.	50 m	2 Verletzte
1981	Barre des Ecrins Dauphine	4 ▼	Eine Viererseilschaft an einem Seil auf einem Gletscherfeld. Während gleichzeitigen Gehens rutschte der letzte Seilpartner aus und riß alle anderen mit.	20 m	2 Verletzte
	Jungfrau Berner Oberland	4 ▼	Eine Viererseilschaft an einem Seil auf einem steilen Firnhang. Der Seilletzte stolperte und riß die gesamte Seilschaft mit.	80 m	3 Tote 1 Verletzter
	Nähe Martin- Busch-Hütte Öztaler Alpen	4 ▲	Bei Querung eines Eisfeldes rutschte der Letzte aus und riß seinen Vordermann mit. Zwei andere sprangen hinzu und wollten die beiden noch festhalten, rutschten dabei ebenfalls das Eisfeld hinunter.		3 Tote 1 Verletzter
	Großglockner Glocknergruppe	4 ▼	Der Seilerste einer Viererseilschaft rutschte aus und riß alle anderen mit. Nach 100 m – kurz vor dem Abbruch ins Ködnitzkees – kam die stürzende Seilschaft zum Halten.	100 m	1 Verletzter

Jahr	Route/Berg/Gebiet	Anzahl der Seilschaftsmitglieder ▲ = im Aufstieg ▼ = im Abstieg	Unfallhergang	Sturzhöhe ca.	Unfallausgang
1982	Eiger Westflanke Berner Oberland	3 ▼	Abgestürzte Seilschaft gefunden.		3 Tote
	Col de Cristaux Mt.-Blanc-Gruppe	2 ▼	Seilzweiter stürzte und riß den Seilersten mit.		2 Verletzte
	Pfaffennieder Stubai Alpen	4 ▼	Ein Seilpartner verlor das Gleichgewicht und riß die drei anderen mit. Der Sturz endete für alle vier 30 m tiefer in einer Gletscherspalte.	35 m	2 Leichtverletzte
	Hochkalter Berchtesgadener Alpen	2 ▲	Abgestürzte Seilschaft gefunden.	300 m	2 Tote
	Bietschhorn Berner Oberland	3	Abgestürzte Dreierseilschaft gefunden.		3 Tote
	Scioretta-Couloir Bergell	2 ▲	Einer der beiden kam zu Fall und riß den Seilpartner mit bis zum Couloirfuß.		2 Verletzte
	Viererspitze Karwendel	2 ▲	Abgestürzte Führerseilschaft im Schrofengelände unterhalb des Einstiegs gefunden; Seil hatte sich beim Sturz hinter einem Felszacken verfangen.	ca. 50 m	2 Tote
	Piz Chapütschin Engadin	3 ▼	Ein Seilpartner wurde durch Steinschlag getroffen, kam zu Fall und riß die beiden anderen mit.	ca. 40 m	1 Toter 1 Verletzter
	Grieskarscharte Wetterstein	3 ▼	Eine Dreierseilschaft stürzte über ein Schneefeld hinab bis ins Geröll.		1 Verletzter
	Piz Palü Bernina	2 ▼	Abgestürzte Zweierseilschaft gefunden. Absturz dürfte sich bei Übergang vom Haupt- zum Ostgipfel ereignet haben.	ca. 100 m	2 Tote
	Marzellerner Öztaler Alpen	3 ▲	Eine Seilpartnerin stürzte in eine Gletscherspalte und riß ihre beiden Seilpartner mit in die Tiefe.		3 Schwerverletzte
Teide Kanarische Inseln	5 ▲	Der Seilerste rutschte im Aufstieg aus und riß seine Kameraden mit.		1 Toter 3 Verletzte	

Bis Redaktionsschluß (Ende Mai) lagen noch keine weiteren Unfälle vor.
Insgesamt 49 Unfälle mit 150 Beteiligten (70 Tote, 60 Verletzte und 20 Unverletzte)



Jahr	Route/Berg/Gebiet	Anzahl der Seilschaftsmitglieder ▲ = im Aufstieg ▼ = im Abstieg	Unfallhergang	Sturzhöhe ca.	Unfallausgang
Weitere Unfälle aus früheren Jahren:					
	Normalweg Jungfrau Berner Oberland	2	Kurz oberhalb des Rottalsattels stürzte während gleichzeitigen Gehens vermutlich einer und riß den anderen mit.		2 Tote
	Signalhorn Silvretta	2	Ein Seilpartner rutschte in einer Firnrinne aus und riß den anderen mit.		2 Tote
	Jungfrau Berner Oberland	9 ▼	Bei einer Führerpartie rutschte ein Seilpartner weg und riß alle anderen acht mit.		5 Tote 4 Verletzte
	Dom Wallis	2 Seilschaften je 3 ▼	Während gleichzeitigen Gehens rutschte eine Führerpartie ab; der Führer der zweiten Seilschaft sprang hinzu, um den Sturz aufzuhalten und wurde ebenfalls einschließlich seiner beiden Touristen mitgerissen.		2 Tote 4 Verletzte
	Täschhorn Wallis	3 ▼	Während gleichzeitigen Gehens stolperte der Bergführer über eine Seilschlinge und riß seine zwei Touristen mit.	450 m	1 Schwer- verletzter
	Abstieg Montblanc	3 ▼	Ein Seilpartner stürzte während gleichzeitigen Gehens und riß beide Kameraden mit.	100 m	3 Schwer- verletzte
	Normalweg Rimpfischhorn Wallis	2 ▼	Beim Abstieg beide abgestürzt. Vermutlich ist ein Seilpartner ausgerutscht und hat den anderen mitgerissen.		2 Tote
	Triftjigrat Breithorn/Wallis	2 ▼	Ein Seilpartner stürzte während gleichzeitigen Gehens und riß den anderen mit.		2 Tote
	Bumillerpfeiler Piz Palù Bernina	3 ▲	Der Seilzweite einer Bergführerpartie rutschte bei gleichzeitigem Gehen aus und riß alle mit.		2 Tote 1 Verletzter
	Abstieg von der Gouterhütte Montblanc-Gebiet	5 ▼	Beim Abstieg von der Gouterhütte rutschte ein Seilpartner während gleichzeitigen Gehens aus und riß die anderen mit.		1 Toter 4 Verletzte
	NO-Grat Wildspitze Öztaler Alpen	3 ▲	Der Seilzweite stürzte während gleichzeitigen Gehens und riß die beiden anderen mit.	400 m	2 Verletzte
	Ortier	2 ▼	Seilerster rutschte in Gletscherspalte und riß -zweiten mit.		1 Toter

*„Mir kommt der
Gedanke, daß Paradiese
nicht weit entfernt
sein müssen...“*

Foto: R. Karl

fast so etwas wie deine Ehefrau. Der war ein Teil von dir. Den hast du fast geliebt. Der war die wichtigste Person in deinem Leben. Mit dem hast du alles geteilt: Hoffnungen, Enttäuschungen, alle Mißerfolge. Zu zweit konntest du alle Durststrecken durchstehen. Du warst nicht mehr allein, und deshalb war alles halb so schwer. Mit der ersten festen Freundin ist dann alles anders geworden. Da war dein Freund nur noch ein Kletterpartner, da war er dann nur noch ein Freund. Was da sonst alles daran gegangen hat an Emotionen und Wünschen betraf dann automatisch die Freundin.

Am Anfang dachte ich ja, mit der Erfüllung von Liebe ist es dann aus mit den Bergen, das brauchst du dann nicht mehr, das ist dann nebensächlich geworden. Klettern ist doch nur etwas zum Kompensieren. Das war aber nicht so! Die Berge und was daran hing waren ein Block, der blieb unverkleinert stehen. Da fing die Aufteilung meines Ichs an: Das Berge-Ich, das Frau-Ich, das Stadt-Ich, das Universitäts-Ich – und wieviel verschiedene Leben, die gar nicht mit einem selbst zu tun haben, man einnehmen muß. Vorher war ich eine kleine Person, aber allumfassend. Jetzt bin ich größer, doch meine einzelnen Ichs sind durch dünne Häute getrennt. Das wird nie wieder zusammenwachsen, das sind jetzt einzelne ganz verschiedene Reinhardt.

Was sind die Berge für mich heute? Ich wollte alle Berge auf dieser Welt besteigen, das habe ich nicht geschafft, das werde ich nie schaffen. Trotzdem gehe ich noch immer zu den Bergen, ich habe noch keinen Ersatz dafür gefunden. Wenn ich klettere, fühle ich immer noch am intensivsten, daß ich bin. Die Berge scheinen unzählige Türen zu haben. Wenn man eine Tür öffnet, steht man vor unzähligen weiteren. Es ist unmöglich, alle Türen zu öffnen. Doch hinter jeder Tür vermutet man etwas Neues. Früher dachte ich, wenn du diesen Berg bestiegen hast, das muß das Höchste, das Größte sein, da oben auf deinem Traumberg zu sein, das Bergglück. Bei dieser immer länger dauernden Suche habe ich immer nur den Endpunkt im Auge behalten. Ich habe nicht nach rechts und nach links noch zurückgeschaut. Das war die Jagd nach den schwierigsten Kletterrouten und nach den höchsten Bergen. Danach gab ich's auf. Das, was ich suchte, war so unantastbar wie ein Regenbogen.

Eine Woche nach meinem Altersanfall bin ich wieder auf der Klosterwand. Ich bin die senkrechte Wand viel besser geklettert als früher. Ohne Angst, mit Spaß am Klettern, an dem Herumtornen am Fels. Mir kommt der Gedanke, daß Paradiese nicht weit entfernt sein müssen, daß sie vor der Haustüre beginnen können, daß ich nur offen sein muß für Paradiese.

Die Frage, ob ich gerne noch einmal jünger wäre, oder, wenn ich nochmal die Wahl hätte, es anders machen würde, stellt sich nicht. Als Ausgleich für die Jugend bekommt man Erfahrung. Zum ersten Mal denkt man in einer weiteren Dimension: der Vergangenheit. Je mehr man erlebt hat, desto mehr ist man. Man ist nicht mehr Wüstensand, der von jeder Emotion weggeblasen werden kann. Man ist ein Stein geworden, ein Rolling Stone. Der unaufhaltsam seine Bahn zieht und der fest daliegt, wenn er zur Ruhe gekommen ist.

